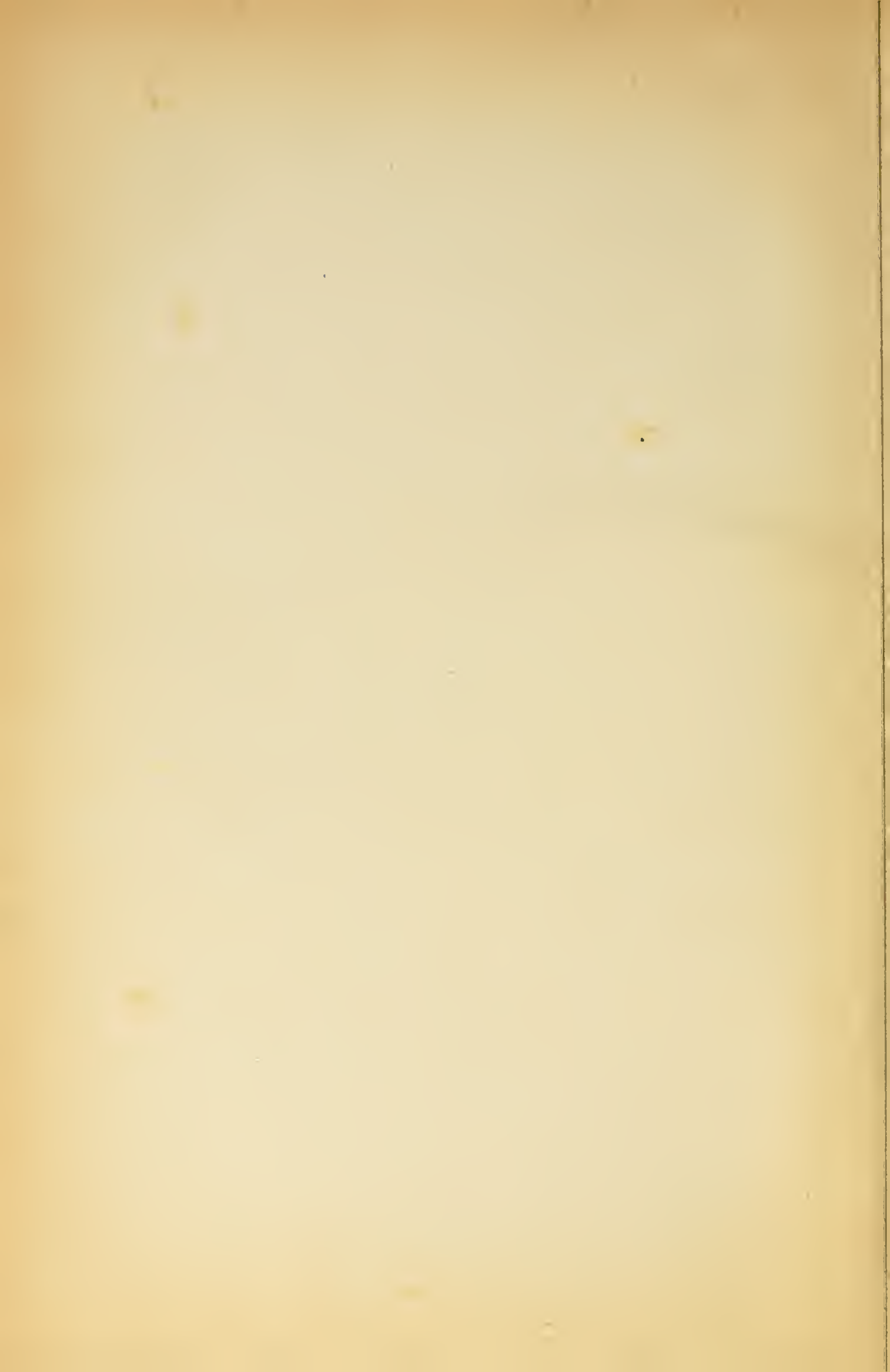


Paris.
Von
M. Nordau.
3 1761 05332989 2


CHICAGO





Paris.

Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande.

I.

Paris.

Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande

von

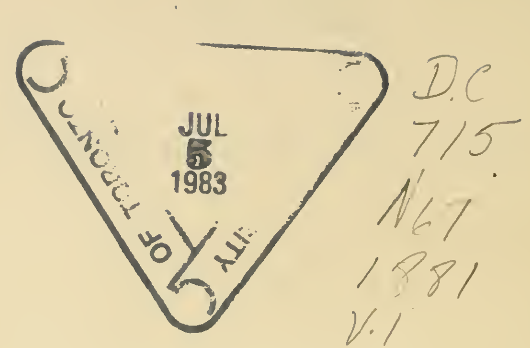
Max Nordau.

Zweite vermehrte Auflage.

Erster Band.



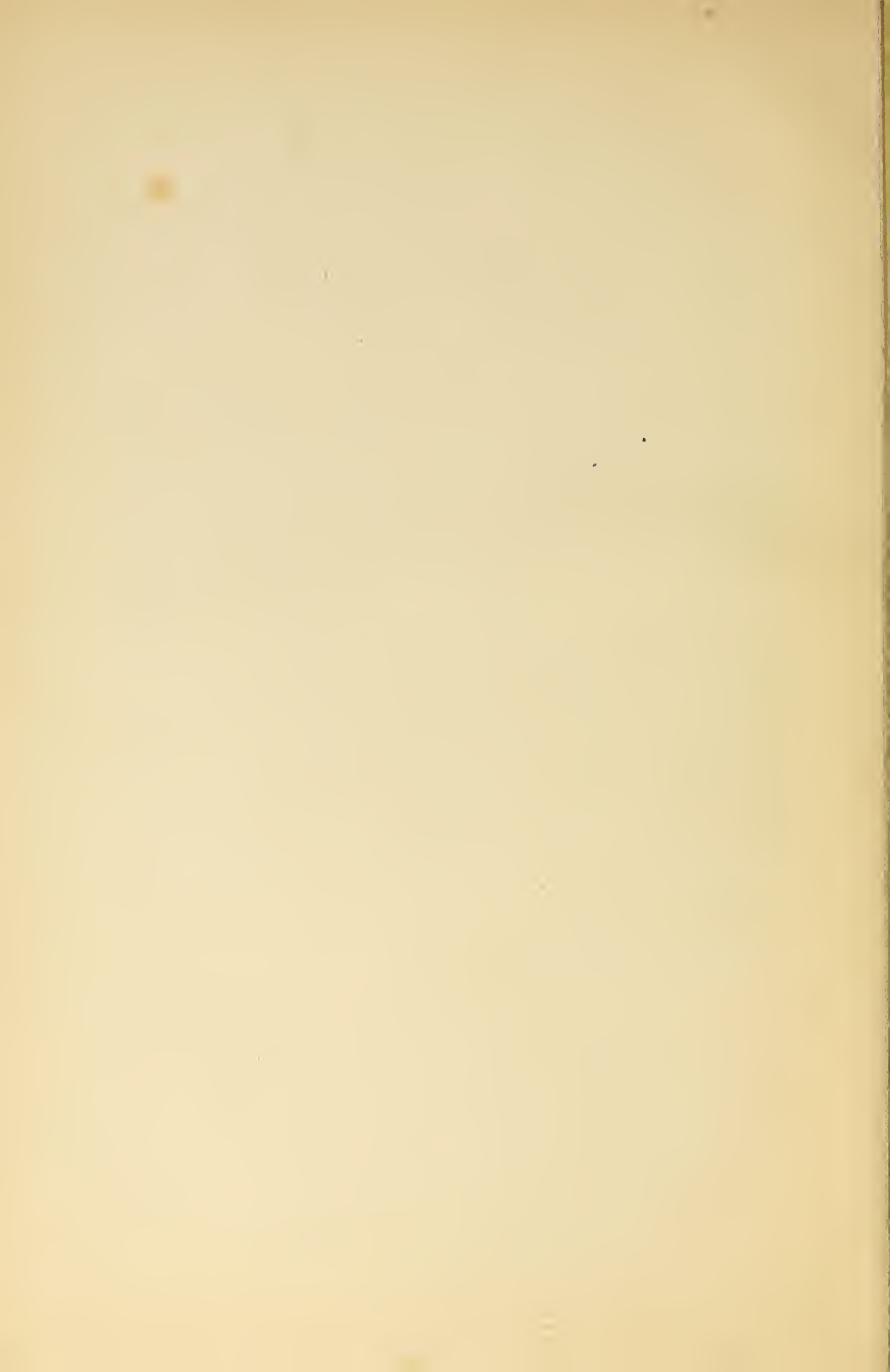
Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.



Vorwort zur zweiten Auflage.

Es gewährt dem Verfasser keine kleine Genugthuung, anläßlich der zweiten Auflage dieses Buches konstatiren zu können, daß Kritik und Leser im Großen und Ganzen seinen Intentionen gerecht geworden sind. Die Kritik — zum Theil sogar die französische selbst — hat anerkannt, daß der Verfasser, weit entfernt ein Feind der Franzosen zu sein, vielmehr ein aufrichtiger Bewunderer ihrer rühmlichen Eigenschaften ist und seine Kritik nur an den Mißständen des Pariser Lebens und an den Auswüchsen der Pariser Gesellschaft übt. Da und dort hat man wol die Kapitel über den Alkoholismus und das Weib in Paris übertrieben und ungerecht gefunden — Franzosen haben es übernommen, den Verfasser indirekt gegen einen solchen Vorwurf zu vertheidigen. Denn Littrés Studie über den Alkoholismus in Frankreich und Zolas Aufsätze über die Pariser Arbeiterin und Bourgeoise, lange nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches veröffentlicht, stimmen nicht nur im Gedankengang völlig mit den betreffenden Kapiteln überein, sondern lassen diese, was Grellheit der Details betrifft, weit hinter sich zurück. Es ist übrigens eine alte Erfahrung, daß die ausländischen Verhimmler von Paris weit französischer sind als die Franzosen selbst und in der Regel die Seiten des Pariser Lebens am meisten bewundern und am eifrigsten nachahmen, die von allen ernsten und patriotischen Franzosen am tiefsten beklagt und am energischesten bekämpft werden.

Paris, im Frühling 1881.



Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

I. Schauplatz und Acteurs.

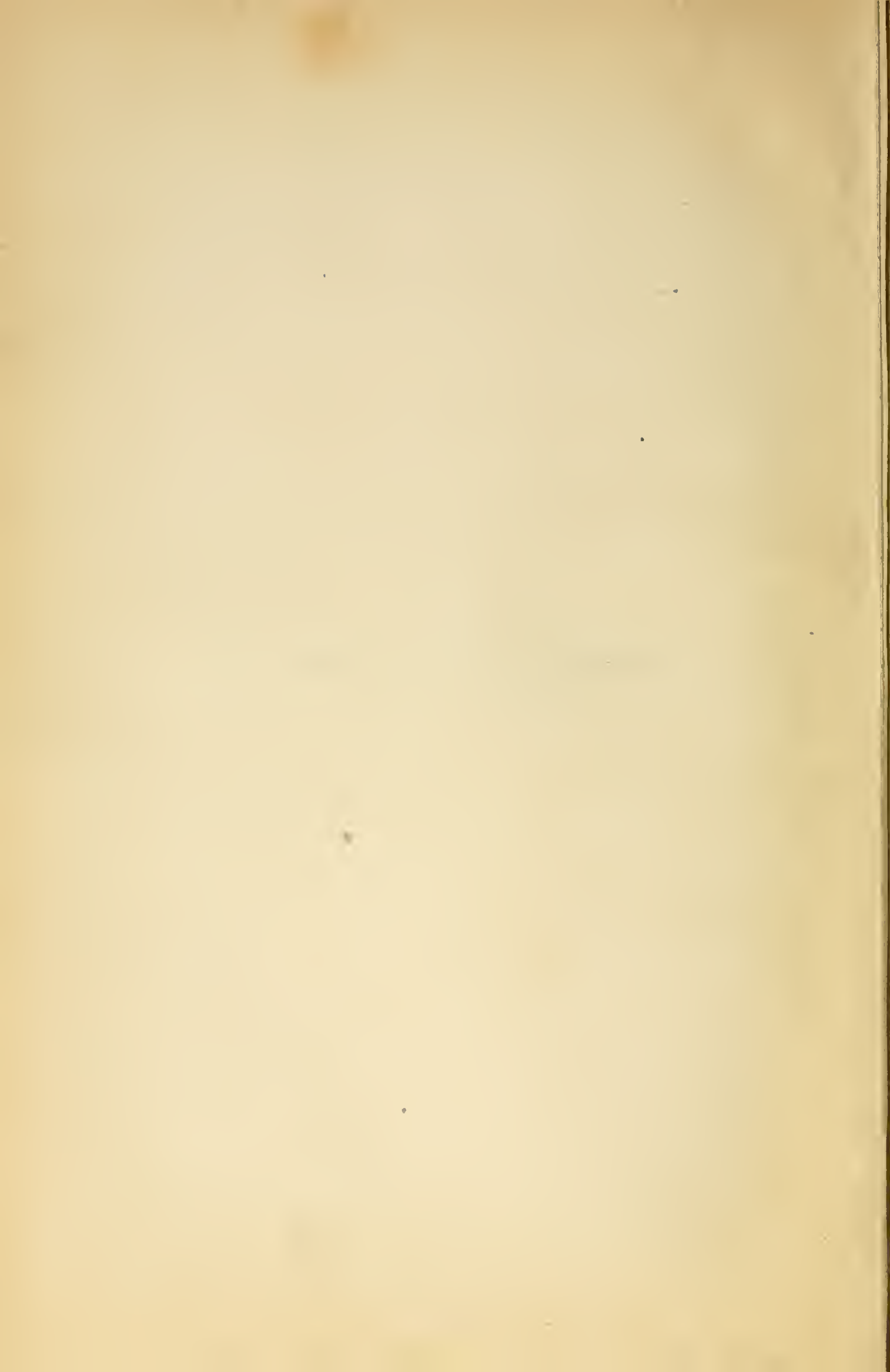
II. Pariser Leben.

Druckfehler.

Band I. Seite 91, Zeile 3 von unten lies: „Bohème".
Band I. Seite 167, Zeile 12 von unten lies: „Cold-Cream".

I.

Schauplatz und Acteurs.



Die Stadt und ihre Bewohner.

„Haupt und Gehirn der Menschheit" nennt der begeisterte Dichter die Riesenstadt an der Seine, „Freudenhaus und Kloake der Welt" nennt sie der griesgrämige Pessimist; dem Einen ist sie der große Tempel des Weltfortschrittes, dem Andern das moderne Babylon; dem Einen der gewaltige Leuchtthurm der Völker, dem Andern ein getünchtes Grab und phosphorescirende Fäulniß. Für den Einen ist sie ein Magnet: sie zieht an und hält fest; für den Andern ein elektrischer Pol: sie zieht an und stößt gleich wieder ab. Hymnen und Psalmen singt ihr der Eine, Schmähungen ruft ihr der Andere mit zornbebender Stimme in's Gesicht. Wenn ihr ein Unheil widerfährt wie damals, als die Petroleurs vom 20. Mai 1871 ihr scheußliches Verbrechen begingen, stößt die eine Hälfte der Menschheit einen jähen Schrei des Entsetzens aus, während die andere Hälfte theils sittliche Befriedigung, theils sogar gemeine Schadenfreude empfindet. Wer hat nun Recht, der Bewunderer oder der Hasser, der Dichter oder der Pessimist?

Ich glaube, sie haben beide Recht. Es kömmt nur darauf an, auf welchen Standpunkt der Beurtheilung man sich stellt und was man unter dem Begriffe „Paris“ versteht. Man sollte einen Unterschied zwischen der Stadt und der Bevölkerung machen; die erste ist das Wesentliche, die letztere das Zufällige; die Stadt ist das Dauernde, die Bevölkerung das Wechselnde. Wenn Victor Hugo vom Gehirn der Menschheit spricht, so meint er Paris; wenn der Moralist über die Weltkloake zetert, so meint er die Pariser. Wenn der Erzmillionär Sir Richard Wallace seinen englischen Goldstrom in Pariser Taschen fluten läßt, so geschieht es der Stadt zuliebe; wenn der geistreiche und patriotische, ja chauvinistische Alfons Karr der Hauptstadt seines Landes verächtlich den Rücken kehrt und seit Jahrzehnten seine Glossen zur Tagesgeschichte von einer ländlichen Einsamkeit in die Welt ruft, so thut er dies, weil ihm die Bevölkerung von Paris Widerwillen einflößt. Haßt er darum die Stadt? Nein. Nicht mehr als ein Schätzer der Architektur den gothischen Thurm haßt, weil dieser von Krähen, Fledermäusen und anderem Ungeziefer bewohnt ist, und nicht mehr als ein Archäolog die Denkmäler von Luxor geringschätzt, weil sie schmutzigen Fellahim als Unterschlupf dienen.

Es ist unmöglich, mit sehenden Augen durch Paris zu gehen, ohne auf Schritt und Tritt vom Erhabensten und Gewaltigsten, das der menschliche Geist auf allen ihm zugänglichen Gebieten seit Jahrhunderten in den Momenten seiner höchsten Inspiration und mit der äußersten Steigerung seines Könnens und Wollens geschaffen hat, gepackt und fest-

gehalten zu werden. Paris ist eine illustrirte Geschichte der menschlichen Cultur und Civilisation und die Seiten dieses Riesenbuches sind mit unzählbaren Beispielen und Proben ausnahmsweiser Hervorbringungen wie mit ebensovielen in den Text eingeschalteten Abbildungen geschmückt. Da ist zunächst die Architektur der Stadt selbst: die herrliche Notredamekirche, um deren Thürme und Galerien die geheimnißvollen Schatten des Mittelalters weben; die „sainte chapelle", ein gothisches Kleinod, wie vom Goldschmied gearbeitet, die „tour St. Jacques", eine architektonische Caprice, von wunderlichen Verhältnissen, ohne sichtbaren Zweck, ein steinernes Ausrufungszeichen, das hundertundfünfzig Fuß hoch in die Luft aufragt; die Madeleinekirche, der heitere griechische Traum eines christlichen Baumeisters; der Louvre, dieser stolze Palast, in welchem sich ein üppiges, prahlerisches, sardanapalisches Königthum ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat; das Palais Royal mit seinem säulenumrahmten Garten, ein Smaragd in einem Granithaufen, ein Stück Natur mitten zwischen öden Häusern; die neue Oper mit ihrem in drei Absätzen, gleichsam in drei Anläufen aufsteigenden Dache und ihrem überreichen Detailschmuck; der Arc de Triomphe, unter dessen hallender Riesenwölbung ein leises Echo des Kanonendonners von Austerlitz geisterhaft nachvibrirt und dessen stolze Verhältnisse die Siegesdenkmäler der alten Triumphatoren Roms beschämen; die endlose Arcade der Rue de Rivoli mit ihrer entzückenden Durchsicht, diese einzige Straße, in deren kühlem Schatten es sich an heißen Sommernachmittagen so süß und traumverloren wandelt; die kühnen

Kuppeln des Invalidendomes und Pantheons, die ihre runden, helmgeschmückten Häupter in die Wolken heben; die breiten Boulevards, auf denen die Zehntausende eilfertiger Menschen Tag und Nacht dahin brausen wie die Wogen eines reißenden Stromes; die weiten Plätze mit ihren figurenreichen Springbrunnen, deren Wasserstrahlen und künstliche Cascaden im Sonnenlichte funkeln; die schlanken Denksäulen, welche die großen Momente der Geschichte Frankreichs in's Gedächtniß rufen; endlich die hunderte und aberhunderte öffentlicher und privater Prachtbauten, die Paris zu einem unvergleichlichen Museum moderner Architektur machen. Da sind die großen Constructionen von allgemeiner Nützlichkeit: die riesigen Markthallen, die unterirdischen Canäle, die zahlreichen monumentalen Brücken, die sich gleich Spangen über die Seine legen und die beiden Hälften der Stadt aneinander nesteln. Da sind ferner die überwältigend reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, deren Verlust alle menschliche Forschung und Wissenschaft um ein Jahrhundert zurückwerfen und ganze Zweige der letzteren für alle Zeit zerstören würde. Die Gemäldesammlung des Louvre mit ihrer „unbefleckten Empfängniß" von Murillo, ihrer „Hochzeit von Cana" von Paul Veronese, ihrer „schönen Gärtnerin" von Raphael; die Statuensammlung mit der „Venus von Milo", und dem „sterbenden Sclaven" von Michel Angelo; die Antiquitäten des Cluny-Museums, untergebracht in einer romantischen, mittelalterlichen Abtei mit epheuübersponnenen Zinnenmauern; die Münzen und Medaillen der Nationalbibliothek, die einzigen Bücher-, Karten- und Manuscript-

schätze dieser letzteren, in der allein sich die ganze menschliche Wissenschaft mit all' ihren Abtheilungen und winzigsten Unterabtheilungen lückenlos wiederherstellen ließe, wenn Ereignisse, die sich eine Phantasie des neunzehnten Jahrhunderts nicht vorstellen kann, die Civilisation der ganzen übrigen Welt spurlos weggewischt haben sollten wie ein nasser Schwamm, der kräftig über eine kreidebeschriebene Schiefertafel geführt worden ist; die naturwissenschaftlichen Sammlungen im Jardin des Plantes und in den verschiedenen Fachschulen, die man studirt haben muß, wenn man in den betreffenden Wissenschaften auf der Höhe der Forschung stehen will. Da sind endlich die wissenschaftlichen Cabinete und Laboratorien der Sternwarte, des Collége de France, der École pratique des hautes Études, wo Physiologen, Chemiker, Physiker und Mikroskopiker die Natur auf sinnreich erdachte und wunderbar geformte Folterbänke legen, um sie zu zwingen, ihre letzten und verborgensten Geheimnisse zu bekennen.

Das ist das Paris, welches der Dichter das Gehirn der Menschheit genannt hat. Und er hat nicht übertrieben. Wenn Paris zerstört würde, so wäre in die Weltcultur eine ungeheure Lücke gerissen; die Geschichte der Kunst, der Erfindung, der Entdeckungen könnte nicht mehr vollkommen geschrieben werden; es würden große Capitel fehlen, welche die vereinigten Anstrengungen der gesammten übrigen Menschheit nicht mehr wiederherzustellen vermöchten. Paris ist das große Hauptarchiv der Civilisation und die meisten unserer modernen Errungenschaften, auf welchem Gebiete es auch sei,

müssen dort ihr Geburtszeugniß, ihren Stammbaum und ihr Adelsdiplom suchen. Allein wenn man dies von der Stadt rühmen kann, was haben ihre Bewohner damit zu schaffen? Paris ist, was es ist, nicht wegen, sondern trotz der Pariser und es hätte seine culturelle Bedeutung ohne einen einzigen seiner gegenwärtigen Bewohner. Auf den Boulevards dienen die letzteren mindestens als lebendige Staffage, um das Bild zu vervollständigen; allein wird die Venus von Milo schöner, weil an ihrem Sockel ein Wächter in grünem Frack mit Metallknöpfen lehnt? Ist der Arc de Triomphe imposanter, weil ein Invalide uns 50 Centimes abverlangt, ehe er uns gestattet, auf die Plattform zu steigen? Kann man sich im Muséum d'Histoire naturelle gründlicher unterrichten, weil einige gelangweilte Rentiers, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, dort in einer behaglichen Ecke auf Strohsesseln schlummern? Und öffnet sich uns das Verständniß der Notre Dame-Façade leichter, weil vor derselben einige alte Weiber Rosenkränze und Heiligenbildchen feilhalten?

Wäre Paris verlassen wie Pompeii oder nur bevölkert von seinen großen Künstlern, Lehrern und Forschern, kein volles Tausend Alles in Allem gerechnet, es hätte noch immer alle die wesentlichen Eigenschaften, die es zum Mekka der Menschheit machen; drehen wir aber die Sache um und fragen, ob auch die Bevölkerung von Paris, aus dieser classischen Umgebung herausgehoben und in einen andern Rahmen gefaßt, noch immer wäre, was sie heute ist, oder mindestens wofür sie von manchen oberflächlichen Beurtheilern

gehalten wird, und wir werden zu einem eigenthümlich verschiedenen Resultate gelangen.

Ich weiß, daß man den Parisern in frühern Jahrhunderten nachgerühmt hat, daß sie geistreiche, liebenswürdige, leichtbewegliche, kindlich heitere und gutmüthige Menschen seien. Man nehme diese Beschreibung zur Hand, und wandere, ein neuer Diogenes, von der Porte Maillot bis zur Place du Trône, um die Person zu finden, auf die sie paßt! Man wird seine Zeit verlieren, wie Diogenes die seine verloren hat. Man verstehe mich. Ich wünsche nicht, daß, wie eine französische Redewendung geht, „das Wort meinen Gedanken verrathe", das heißt, daß man aus meiner Aeußerung mehr herauslese, als ich in sie lege. Die Beschreibung der ältern Reisenden paßt noch heute auf einen winzigen Bruchtheil der Pariser Bevölkerung, auf die Geistesaristokratie, die hier so vornehm, so zahlreich, so gediegen ist wie nur irgendwo in der Welt. Diese Elite ist die geistige Nachkommenschaft jener unvergleichlichen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, deren Traditionen sie fortsetzt und deren Anmuth, Schliff und Geist die ganze Welt bezauberte und den Ruhm französischer Liebenswürdigkeit an die Grenzen der bewohnten Erde trug. Da sind die großen Denker mit Taine und Littré an der Spitze, die großen Dichter, deren größter den gewaltigen Namen Victor Hugo trägt, die Gelehrten, die sich Pasteur, Renan, Egger nennen, die Redner wie Gambetta, die Künstler wie Bonnat und Meissonier, die Schauspieler wie Got und Coquelin. Das ist ein Sternhimmel, dessen Constellationen in der Welt nie eine absolute Finsterniß aufkommen

ließen, wenn auch überall sonst alle Lichter ausgingen. Das ist eine Gemeinde von vielleicht tausend, höchstens zweitausend Individuen, welche man mit dem Worte des Evangelisten „das Salz der Welt“ nennen kann.

Aber diese Gemeinde ist abgeschlossen und stolz. Sie fährt nicht in den Straßen herum. Zu ihr Zulaß zu finden ist sehr schwer und es gibt anderthalb Millionen Pariser, von den Fremden gar nicht zu sprechen, die nie die Stimme eines dieser großen Männer gehört haben, in deren Glanz sie sich dennoch insolent und behaglich sonnen wie eine Eidechse im Glanze des Sommertages.

Ich wiederhole: von dieser an sich bedeutenden, im Verhältniß zur Masse der Pariser Bevölkerung aber verschwindend kleinen Elite spreche ich nicht. Ich habe den Durchschnittspariser vor Augen, auf den man in den Straßen stößt, den allein die Fremden kennen lernen, und dieser ist das Gegentheil von dem, was die traditionelle, gedankenlose Begeisterung der nachbetenden Schilderer aus ihm machen möchte. Er ist nicht dümmer, als der Durchschnittsmensch der Gegenwart gewöhnlich ist, aber doch auch nicht klüger, wie der Eifer beweist, mit dem er sich zum Cultus des „Cri-Cri“, dieses winzigen akustischen Marterinstruments, das vor einiger Zeit Paris unbewohnbar machte, bekehrt hat und mit dem er die bodenlos dummen Bänkelsängercouplets im Style des „Amant d'Amanda“ aufnimmt und hegt. Die Liebenswürdigkeit des Parisers, wo sie überhaupt vorhanden ist, hat etwas von der unangenehm officiellen Zuvorkommenheit des Kellners, die nach dem Trinkgeld schreit.

Es ist eine Liebenswürdigkeit, die uns nicht erwärmt, weil sie uns nicht individuell zugewendet wird. Sie ist so allgemein und unpersönlich wie die väterliche Liebe, die jeder Landesherr bekanntlich für seine Unterthanen hegt. Die Heiterkeit des Parisers hat eine starke Beimischung von Bosheit einerseits und Plattheit andererseits und ich kenne Personen, die es weder ausnehmend lustig finden, wenn ein grinsender Gassenjunge einem alten Herrn eine brennende Cigarre in die hintere Rocktasche practicirt, noch sich sonderlich dabei unterhalten, wenn ein Rudel junger Leute in den Zwischenacten einer sonntägigen Theatervorstellung in monotonem Tact die Worte „Les lampions! Les lampions!“ einige hundertmal wiederholen und dazu mit den Füßen stampfen und mit Stöcken klopfen. Und doch sind es Kundgebungen und Züge dieser Art, auf die sich die Pariser Heiterkeit reducirt, wenn man näher zusieht. Und was endlich die Gutmüthigkeit des Parisers betrifft, so hat ihn dieselbe nicht verhindert, in der großen Revolution, im Juni 1848 und noch zuletzt während der Commune recht garstige Dinge an Greisen, Frauen und Kindern zu verüben.

Haben die älteren Reisenden, die sich unter den Parisern so wol fühlten und ihnen so glänzende Eigenschaften nachrühmten, übertrieben? Sind die Pariser aus der Art geschlagen? Das erstere muß nicht, das letztere kann nicht der Fall sein. Die Pariser von heute sind nicht die Pariser von vor fünfzig Jahren und sie sind auch nicht ihre Nachkommen; Eigenschaften, die jene besessen haben mögen, können sich also auf die neue Generation nicht vererbt haben und von dieser ist

durchaus nicht auf die vorhergehenden zu schließen. Das sieht aus wie ein Paradox und ist doch eine Wahrheit. Die Pariser Bevölkerung gleicht jener widerlichen russischen Secte, den Skopzen: sie vermehrt sich nicht durch Fortpflanzung, sondern durch Proselytismus. Von den 2,050,000 Menschen, die nach der neuesten Volkszählung innerhalb der Wälle von Paris leben, ist schwerlich die Hälfte hier geboren; von kaum einem Achtel waren beide Eltern geborene Pariser und ich bezweifle, daß man in Paris zehntausend Individuen findet, deren Vorfahren durch drei Generationen väterlich- wie mütterlicherseits echte Pariser gewesen sind.

Wer ist also Derjenige, der sich mit solchem Stolze Pariser nennt und sich mit solcher eitlen Selbstgefälligkeit in dem Lichte einer glorreichen Geschichte sonnt, zu der nicht er noch seine Vorfahren beigetragen haben? Der Pariser ist ein Glücksjäger oder im besten Falle der Sohn eines Glücksjägers, der aus der Provinz oder dem Ausland nach der großen Stadt gekommen ist, um hier dem geizigen Tyrannen „Leben" die Güter abzuringen, die er mit krampfig geschlossener Hand festhält: Reichthum, Macht, Genuß, Ansehen, Ruhm. In diesem Californien Europa's finden sich all' jene Naturen zusammen, die in sich die Eigenschaften fühlen, welche zum Goldsuchen unerläßlich sind: unermüdliche Thatkraft, Ausdauer, rücksichtslosen Egoismus und schlaue Benützung der Schwächen Anderer. Eine eigenthümliche Zuchtwahl steht der Recrutirung dieser Bevölkerung vor. Der Schwache, der Edle, der Träumer und Poet wird von dem Pandämonium, in welchem dunkle Gestalten verworren

durcheinander wimmeln und mit unheimlicher Hast unbekannten Geschäften nacheilen, eher abgestoßen als angezogen werden. Eine unbestimmte Furcht wird ihn abhalten, sich in das wüste Getümmel zu stürzen, und sollte er es dennoch wagen, so wird er ohnehin alsbald erdrückt und zertreten sein, wenn er nicht genug kräftige Ellenbogen hat, um sich Raum zum Athmen zu erzwingen, und wenn er nicht Rücksichtslosigkeit genug besitzt, um jene seinen Nachbarn nachdrücklich in die Rippen zu stemmen. Es sind also nur die starkfäustigen und die starkrippigen Ringer, die sich in dem tollen Wirbel obenauf erhalten und das Gefühl, das sie Druck und Stolz geduldig ertragen läßt, ist manchmal der Ehrgeiz, fast immer die Habsucht. Diese Leidenschaften prägen dem Individuum und der Gesellschaft in Paris ihren Stempel auf. Es ist die materialistischeste Gesellschaft der Welt; blos das goldene Kalb anbetend und keine anderen Götter verehrend. Man hat von den Amerikanern gesagt, daß ihnen alles feil sei, von ihrem Hemde bis zu ihrem Weibe, wenn man nur den richtigen Preis bietet. Den Parisern hat man dergleichen noch nicht nachgesagt. Nun denn, die Welt war wieder einmal wie schon so oft ungerecht und falschurtheilend. Die Yankees sind besser, die Pariser sind schlechter als ihr Ruf. Sie haben sich nach und nach von jeder Erbherrschaft emancipirt: von der Religion, von der Monarchie, von der Aristokratie; sie anerkennen keine traditionelle Autorität mehr und lachen über die zurückgebliebenen Schwachgeister, die sich noch vor Principien und Ideen beugen; nur Eines gibt es, was der Pariser achtet und verehrt, wovor er sich demüthig beugt

und dessen Autorität er ohne Widerrede anerkennt, und das ist: Das Zwanzigfrankenstück aus Gold.

Diejenigen Personen in Paris, die irgend etwas Bedeutendes erreicht, Stellung oder Vermögen erworben haben, sind ziemlich ausnahmslos Nichtpariser. Im wilden Kampfe um's Dasein siegen hier immer die frischen Kräfte; haben sie aber ihr Ziel erreicht, so sind sie geistig und körperlich so vollkommen erschöpft, daß sie ihren Nachkommen nicht mehr genug Nerv und Muskel, Magen und Gehirn hinterlassen können, um den Kampf fortzusetzen. Die Söhne der Pariser können nur mehr das vom Vater erworbene Gut rasch oder langsam zerbröckeln, es höher bauen können sie nicht. So theilt sich die Pariser Gesellschaft naturgemäß in zwei große Heerlager. In dem einen sind die robusten Leute, die in Holzschuhen zu den Thoren hereinkommen, hart kämpfen, sich zuletzt einen Palast bauen und als Rentiers sterben, in dem andern die bleichsüchtigen und nervenschwachen Glücklichen, die als Rentiers geboren werden, ein unthätiges Drohnenleben führen und die Arena des Kampfes ausschließlich den Andern überlassen müssen, denen zuletzt doch auch ihre Renten zufallen.

Da hat man die Naturgeschichte und den Kreislauf der Pariser Gesellschaft. Wo sollte diese die Zeit und den Sinn hernehmen, hohe Interessen zu pflegen und dem Leben einen edleren Inhalt abzugewinnen? Die fähigen Geister müssen erwerben und die nicht mehr erwerben müssen, haben eben aufgehört, fähige Geister zu sein. Der Fremde aber, der hieher kommt, nicht um an dem verzweifelten Ringen um

den Silberling theilzunehmen, sondern um Paris, das eigentliche, das wahre, zu genießen, verzichtet nach einiger Bekanntschaft gern auf die Pariser und flüchtet sich vor dem ewigen Klirren des Goldstücks und vor dem gemeinen Feilschen des Marktes zu den Füßen der herrlichsten Pariserin, der milesischen Venus, deren göttliches Angesicht mit verachtungsvoller Hoheit auf die kleinen häßlichen Geldmacher niedersieht, die um sie kommen und gehen, ohne in der großen Stadt eine Spur zurückzulassen, während sie mit dem Lichte ihrer unveränderlichen Schönheit in die Gloriole hineinglänzt, die sich um „Paris, die Hauptstadt der Welt," schlingt.

Ein verschwundenes Quartier.

Wer auch nur einen Tag lang in Paris gewesen ist, der kennt die Place du Théâtre Français. Man muß diesen Platz ebenso gesehen haben wie die großen Boulevards, die Arkaden der Rue de Rivoli, die Place de la Concorde und die Champs Elysées. Er ist eine höchst charakteristische Stelle und trägt den echten Pariser „cachet" so ausgeprägt zur Schau wie nur noch wenige andere Gegenden der Stadt. Der Grundriß des Platzes ist von bizarrer Unregelmäßigkeit; ein launenhaftes Vieleck mit langen und kurzen, geraden und krummen Seiten; er ist mit spiegelglattem Asphalt gepflastert und von holländischer Reinlichkeit; zwei monumentale Fontainen mit Säulen und Statuen, deren sprühende Wässer im Sonnenlichte funkeln, bringen decorative Abwechslung in ihn; die Arkade und Loggie des Théâtre Français, elegante Läden und Kaffeehäuser umfangen ihn mit einem glänzenden Rahmen; Zeitungskiosks mit phantastischen Annoncen in schreienden Farben an den gläsernen Wänden zeichnen den specifischen Boulevardzug in seine Physiognomie; da sich hier einer der hauptsächlichsten Halte=

plätze der Omnibuslinien befindet, so drängt sich stets auf dem Trottoir vor dem Omnibusbureau eine zahlreiche und bunte Menge, die einen Wagen erwartet. Der Verkehr von Fuhrwerken ist ein großartiger und dabei wegen der Asphaltdecke des Bodens von wolthuender Geräuschlosigkeit; von dem Platze aus öffnen sich nach allen Seiten die interessantesten Ausblicke; hier die enge, lange, geradlinige Rue Richelieu, dunkel von den Schatten der thurmhohen gleichförmigen Häuser und mit einem scharfrandig ausgeschnittenen schmalen Bande blauen Himmels über sich; da die Place du Palais Royal mit Bäumen, Sitzbänken, einer hübschen Fontaine Richard Wallace's und der Perspective in die geschlängelte Rue St. Honoré; auf der dritten Seite ein Stück der Front des Louvre mit dem mächtigen dreifachen Thorbogen und den in Mauernischen eingelassenen steinernen Bildsäulen französischer Helden. Auf der vierten Seite jedoch entfaltete sich bis zum Jahre 1877 ein Bild von ganz verschiedener Natur; hinter einer kahlen Steinmauer, an der eine zweiflügelige Treppe hinanführte, stieg hier der Boden ziemlich zu Haushöhe an und ein Gewirre von engen, unregelmäßigen Gäßchen nahm dieses hochgelegene Terrain ein. Es war ein unverfälschtes, unmodernisirtes, vom Haußmann'schen Verschönerungssystem unberührtes Stück Alt-Paris, ein unsauberes, düsteres, luft- und lichtloses Stadtviertel, das von seiner Höhe auf die vornehme, weltstädtische Pracht der Place du Théâtre Français zu seinen Füßen hinabsah, wie ein zerlumpter Proletarier durch die blanken Spiegelscheiben in einen eleganten Juwelierladen hineinstarrt.

Diesem Quartier, das sich mit seinem Schmutz und seiner Häßlichkeit bis an die Pforte des Louvre drängte wie Lazarus an den Eingang der Gemächer des Reichen im Evangelium, wurde vor vier Jahren das Todesurtheil gesprochen. Am 16. October 1876 begann die Spitzaxt des Taglöhners daran zu arbeiten, es verschwinden zu machen. Es wurde niedergerissen, die Buttes des Moulins, die Hügel, auf denen es stand, wurden abgegraben und an der Stelle dieses Labyrinths von Krähennestern öffnet sich heute eine breite, glänzende Avenue, die von der neuen Oper direct zum Louvre führt und die Flucht der großen Boulevards mit der Rue de Rivoli verbindet. Das war eine Fortsetzung des Verschönerungswerkes von Paris, das seit dem Kriege geruht hatte; die 1878er Weltausstellung sollte mindestens in dem Theile der Stadt, der von jeher die reichen Fremden beherbergt hat, kein Krähengeniste vorfinden und die luxuriösen Steinpaläste der neuen Straßen sollten sich nicht schämen müssen, Rücken an Rücken mit alten, vom Schmutze zweier Jahrhunderte infizirten formlosen Zinshöhlen zu stehen.

Die Feuilletonisten der Pariser Blätter durchforschten zur Zeit, als die Buttes des Moulins den Demolisseurs anheimfielen alle Chronisten der Stadt Paris nach Anekdoten, die sich auf das verschwundene Stadtviertel beziehen; sie lenkten die Aufmerksamkeit auf dieses oder jenes Haus und wußten davon Merkwürdiges zu erzählen. Hier hatte Corneille, dort Molière gewohnt, in diesem Hause versammelten sich im vorigen Jahrhundert geistreiche Männer und galante Frauen, in jenem gab es einst einen Restaurant, den

die schöne Welt unter Ludwig XIV. patronisirte. Auf die Gefahr hin, für einen Böotier gehalten zu werden, muß ich bekennen, daß ich für derartige Reminiszenzen keinen Sinn habe. Eine alte Zinskaserne gewinnt in meinen Augen nicht das geringste Interesse, wenn ich weiß, daß in derselben einst Corneille einige Vierteljahre lang ein Appartement innegehabt hat, für das er die Miethe muthmaßlich schuldig geblieben ist. Man weilt mit Nutzen eine halbe Stunde lang im Goethehause zu Frankfurt, in dem Geburtshause Lamartine's in Mâcon, im Hause Shakespeare's zu Stratfort on Avon; in ihnen ist die Gegenwart eines großen Geistes zu empfinden; man fühlt, daß diese Umgebung dazu beigetragen hat, den Genius des Dichters zu formen; jedes Gemach, jedes Möbelstück, namentlich aber jede Aussicht erhält Bedeutung als mögliche Anregerin von Stimmungen, die sich später in den Werken des Dichters wiedergespiegelt haben. Ein Pariser Zinshaus jedoch wird durch das Darinwohnen eines großen Dichters nicht aus seiner Banalität herausgehoben, ebenso wenig wie das gastliche Bett eines Hôtels, wenn dasselbe einmal nach hundert Weinreisenden eine Nacht lang auch einen großen Mann beherbergt hat. Eine Miethwohnung ist kein Heim, zwischen ihr und dem Gemüthe des Bewohners knüpfen sich keine Wechselbeziehungen an. Corneille ist seinen engen Zimmern, die vor ihm und nach ihm acht Generationen von Krethi und Plethi bewohnt haben, gewiß stets fremd geblieben, ebenso fremd wie dem schlechten Pflaster des Carrefour des Moulins, auf das er täglich treten mußte, oder wie den kupfernen Soustücken, die ihm täglich durch die Finger gingen.

Dennoch besaßen die Häuser und Straßen der Buttes des Moulins ein großes Interesse für mich; aber nicht um der historischen und anekdotären Erinnerungen willen, die sich an sie knüpfen, sondern weil sie damals, als der Spaten der Demolisseurs in ihren Eingeweiden wühlte, die Pariser Wohnverhältnisse auch vor den Blicken Solcher bloslegten, die sonst nicht viel Gelegenheit haben, in Pariser kleinbürgerliche Interieurs einzudringen.

Mit diesen Wohnverhältnissen und der Lebensweise der Pariser im Allgemeinen wollen wir uns im nächsten Capitel des Eingehenderen beschäftigen.

Paris im Schlafrock.

Es ist ein Bild, das Niemand vergißt, der es einmal gesehen hat: der ungeheure Straßenzug von der Madeleinekirche bis zum Château d'Eau, jetzt Place de la République. Vor dem erstaunten Auge entrollt sich bis in eine nebelig verschwimmende Ferne eine endlose Aussicht auf steinerne Riesenpaläste, deren reiche Fronten mit einer Fülle architektonischen Kleinschmucks übersponnen sind. Hinter den mächtigen Spiegelscheiben der Magazine glänzen Meisterstücke der Kunst und Industrie, eine unvergleichliche Ausstellung von Gemälden, Statuen und Bronzen, von Gold und Edelsteinen, von alterthümlichen Kleinoden und jüngsten Capricen der Mode. Kaffeehaus drängt sich an Kaffeehaus und an den kleinen Eisentischchen mit weißer Blech- oder Marmorplatte, die, zu einer Doppelreihe geordnet, das Trottoir entlang aufgestellt sind, sitzen zu jeder Stunde des Tages elegante Herren und Damen, die sich dem woligen Behagen eines träumerischen, süßen Nichtsthuns mit ganzer Seele hingeben; einen Mazagran schlürfend oder eine Cigarette rauchend, mustern sie entweder mit gedankenloser Neugierde

die bunte Menge, die an ihnen vorüber auf und niederwogt, oder sie blättern in Zeitungen, die in anakreontischer Prosa und mit sinnestachelnden Illustrationen Tag für Tag den Dekameron der galanten, lebensfrohen Lutetia weiterspinnen und mit unerschöpflicher Erfindung dem Jahrhunderte alten Liebesroman der ewig jungen Sünderin ein neues Capitel anfügen. Die vornehmen, breiten Trottoirs von spiegelglattem und meist auch spiegelblankem Asphalt sind fast zu schmal für die Flut wolgekleideter Spaziergänger, die hier mit stets sonntäglicher Miene hin und her schlendern, anscheinend von Sorge unbekümmert und blos dem Vergnügen nachstrebend. Auf dem Fahrdamm gleiten in zwei Gegenströmungen endlose Züge von Fuhrwerken aller Art aneinander vorüber; gewaltige Omnibus, wahre Häuser auf vier Rädern, elegante Equipagen mit Spiegelscheiben und Seidensitzen, bescheidene Miethwagen von jeder Form und Größe; der Macadam, dem Fußgänger peinlich, aber eine Wolthat für den Pferdehuf, dämpft das Geräusch der rollenden Räder und stampfenden Hufe und all' das Gewimmel von Roß und Wagen jagt mit einer befremdlichen, fast traumhaften Lautlosigkeit an dem Zuschauer vorbei. Wohin der Blick sich immer wenden mag, er fällt überall auf einen zierlichen oder anmuthigen Gegenstand. Selbst die Gascandelaber sind Kunstwerke, die Straßenaufschriften geschmackvoll, die hohlen Metallständer, die als Briefkasten dienen, hübsch modellirt, an jede Kleinigkeit ist Erfindung und Schönheit verschwendet. Wenn auch noch die zwei Reihen von stattlichen Bäumen, die den Straßendamm zu

beiden Seiten einfassen, in vollem Laub- und Blütenschmucke prangen und ein wolkenloser Frühlingshimmel sich über das Ganze spannt, dann ist es ein Anblick, so unbegreiflich schön wie die Traumgesichte eines Opium-Essers, eine wahre Partie aus dem Schlaraffenlande, wo Alles in einem ewigen Fest-taumel schwebt und die grämliche Behauptung der Schrift, daß diese Welt ein Jammerthal sei, zu einem wunderlichen Paradox wird.

Das ist Paris, wie es jahraus jahrein die hundert-tausend Vergnügungsreisenden sehen, die hieherkommen, um hier ihren Honigmond zu vergirren oder um sich vom tödtlichen Einerlei ihrer Berufsthätigkeit zu erholen, mit einem Worte um hier den Sonntag ihres Lebens zu genießen. Kein Wunder, daß sie entzückt sind, daß sie schwärmen und rhapsodiren, kein Wunder, daß ihnen die Seinestadt ein Paradies scheint, wonach es sie im Schlafen und Wachen begehrt. Aber wie Niemand vor seinem Kammerdiener ein großer Mann ist, so ist keine Stadt ein Paradies für den, der sie ständig bewohnt. Wer Paris nicht blos als Ver-gnügungsreisender und nicht blos aus den Spiegelscheiben des Grand Hôtel betrachtet, der erkennt alsbald, daß diese schöne Medaille eine weit minder anziehende Kehrseite be-sitzt. In der That, die glänzenden Boulevards gleichen einem luxuriösen Titelblatte vor einem gleichgiltigen Buche; der Text entspricht in keiner Weise den Erwartungen, die der Vignetten- und Arabeskenschmuck des polychromen Um-schlags erweckt hat. Hinter den drei oder vier unvergleichlich schönen Straßenfluchten, die für sich allein das Paris der

Fremden ausmachen, dehnen sich eine Meile weit nach allen Richtungen hunderte von obscureren Plätzen, Gassen und Gäßchen, in deren Physiognomie man vergebens nach der Familienähnlichkeit mit den stolzen Boulevards suchen würde. Hier gibt es keine von Bäumen eingesäumten Macadam-Fahrdämme und breiten Trottoirs; die Straßen sind eng, dumpf, ohne Luft und Licht; den Fahrdamm kleiden spitze Steine aus, auf denen es sich so angenehm geht wie auf Glasscherben oder Eisennägeln und über welche die Fuhrwerke mit infernalischem Gerumpel hinrasseln; die Stelle der Trottoirs nehmen schmale Steige, manchmal blos ein einziger, erhöhter Randstein ein, der sich die Häuser entlang zieht und auf dem zwei sich entgegenkommende Fußgänger einander nicht ausweichen können. Der Boden ist zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter kothig und feucht; die Sonnenstrahlen vermögen nicht so tief hinabzudringen, um ihn aufzutrocknen. Die Häuser, welche die Straßen einfassen, sind thurmhoch, schmal, von einer ankältenden Nüchternheit und Schmucklosigkeit der Architektur und dazu meist bis zur Höhe des zweiten oder dritten Stockwerkes mit einer trostlosen grauen oder rothbraunen Tünche überzogen, auf der sich die Firmen und Ankündigungen von Kaufleuten breitmachen. Das Erdgeschoß nehmen niedrige Läden ein, an die sich rückwärts ein dunkles, stickiges Gemach anschließt, das in vielen Fällen den Ladenbesitzern als Wohnung dient. In diesen „arrière-boutiques“ ist die Tuberkulose endemisch, die Luft, die man da athmet, scheint aus unterirdischen Gefängnissen hergeholt zu sein und das

Tageslicht verirrt sich nur selten in diese Wohnräume moderner Troglodyten.

Der Hofraum im Innern der Häuser ist so eng, daß er eher einem tiefen, feuchten, finsteren Brunnenschachte oder einem verrauchten Schlote gleicht; in der Höhe des ersten Stockwerkes ist er gewöhnlich mit einem Glasdache bedeckt und dient als Magazin oder Werkstätte. In der Ausnützung des Raumes sind überhaupt die Pariser Architekten und Hausbesitzer unerreichte Künstler; ein irgendwie an der Außenseite des Hauses ausgespartes Loch, in das ein gut gehaltener Hund nicht bei mörderischem Hagelwetter kriechen würde, wird noch um einige Fünffrankenthaler an einen bejammernswerthen Flickschuster vermiethet, der darin nur zusammengekrümmt wie eine alte Mexikanermumie nageln und sticheln kann und hervorkommen muß, wenn er sich die schmerzenden Knochen geradrenken will. Der Keller unter dem Hause ist in bienenzellengroße Kämmerchen getheilt, jedes gerade weit genug, um einige Säcke Kohlen und etliche Flaschen Wein zu fassen. Das Haus, das gewöhnlich fünf bis sieben Stockwerke zählt, ist bis unter den Dachfirst bewohnt. Die obersten Wohnungen haben die Fenster in der Decke und gewähren die Aussicht auf die Himmelskörper und Wolken, sind also für astronomische und meteorologische Studien besonders geeignet. Die Treppen sind immer aus Holz, übel beleuchtet, und die polirten Stufen werden von den Concierges mit höchst unglücklich angewandtem Reinlichkeitssinn stets spiegelglatt erhalten. Es muß Jedem ein Räthsel bleiben, daß auf diesen eisglitschigen Treppen so

wenig Beine gebrochen werden, und man würde sich beinahe versucht fühlen, eine besondere Vorsehung für die kletternden Pariser anzunehmen, wie es eine specielle Vorsehung der Kinder und Betrunkenen geben soll.

Die Wohnung des Parisers ist ein Muster von Beengtheit und Unbequemlichkeit. Sie besteht für die mittleren Classen der Bevölkerung — und von diesen allein ist hier die Rede — gewöhnlich aus vier bis fünf Zimmern. Durch ein lichtloses Vorzimmer gelangt man in einen Raum, der unabänderlich den stolzen Namen „Salon" trägt und dessen ein oder zwei Fenster auf die Straße gehen; neben dem Salon gibt es noch einen „Speisesaal", gleichfalls klein und dazu noch meistens dunkel, da er nach rückwärts auf den Hof sieht, dann zwei bis drei Schlafzimmer von liliputanischen Dimensionen. Im Verhältniß zu ihrer Weite steht auch ihre Höhe; die Decke drückt beängstigend in die Stube herein und man muß ein Pariser sein, um in der Schachtel, die man hier Wohngemach nennt, frei aufathmen zu können. Der Fußboden ist in den alten Häusern mit sechseckigen Thonplatten gedeckt wie in Süditalien; blos in neuerer Zeit finden hölzerne Dielen und Parquetten, die lange ein Privilegium vornehmer Behausungen waren, auch in die Wohnungen der Mittelclassen Eingang. Getünchte Wände sind dagegen selbst in den ärmlichsten Dachkammern etwas Unbekanntes; man findet überall Papiertapeten mit mehr oder minder geschmackvollen Mustern, wiewol zerfetzte und in losgeschälten Streifen herabhängende Tapeten einem Zimmer einen weit bettelhafteren und trostloseren Charakter verleihen, als es

noch so schmutzige und verwahrloste Tünchmauern zu thun vermöchten. Fenster und Thüren sind in Miethhäusern durchweg schlecht schließend und die letzteren so schmal, daß größere Möbelstücke an vielen Orten blos zum Fenster herein und hinaus befördert werden können. Man denke an die Annehmlichkeiten einer Uebersiedelung, wenn Schränke und Tische an Seilen etliche Treppen hoch zu einem Fenster emporgehißt und über die Sohlbank hereingeschwungen werden müssen! Doppelfenster sind in Paris unbekannt, allerdings auch nicht so nöthig wie in den großen Städten des mittleren und östlichen Europa's, da strenge Kälte hier kaum beobachtet wird und die Seine in Paris während des letzten Jahrzehnts nur zweimal (1870—71 und 1879—80) fest genug zugefroren war, um eine Menschenlast auf ihrer Eisdecke tragen zu können.

Wenn die Pariser Wohnung eng, niedrig, zugig und in ihren meisten Theilen dunkel ist, so entbehrt sie andererseits einer gewissen Eleganz nicht; der Salon ist mit einem Marmorkamin geschmückt, über dem ein großer Spiegel mit breitem Goldrahmen befestigt ist; im Speisesaal steht ein schwedischer Kachelofen von netter Form; der letztere Raum ist etwa drei Fuß hoch mit Holz getäfelt; im Salon sind die Wände mit schmalen, oft vergoldeten Holzleisten eingerahmt und die Decke zieren Arabesken oder Rosetten aus Gyps. Die Möbel sind meist niedlich, aus geschnitztem Holz, mit bunten Stoffen überzogen, ihrem Styl nach einer bestimmten Epoche angehörend; dem Kaminmantel fehlt nie die bronzene oder steinerne Pendule unter einem

Glassturze, rechts und links von Armleuchtern, Lampen oder Vasen flankirt, der Stolz und Hauptschmuck des Pariser Wohnzimmers. Im Schlafgemache hüllt eine zeltartige Draperie, die an einem Ringe am Plafond festgemacht ist und in weiten Falten niederströmt, das breite Bett ein, das jedoch dem Fremden wenig Annehmlichkeiten bieten dürfte. Das französische Bett besteht aus einer oder zwei Matratzen, die mit Schafwolle gefüllt sind, einem langen runden Wulst, dem „traversin", der zu Häupten querüber gelegt wird, einem winzigen, viereckigen Kißchen, dem „oreiller", wirklich gerade nur groß genug, um ein Ohr daraufzulegen, und einer oder mehreren Decken. Federn finden bei der Zusammensetzung des Bettzeugs keine Verwendung; höchstens daß man ein großes Feder-Kissen, den „édredon" (von „Eiderdaune") bei kaltem Wetter der Decke zufügt.

Im Sommer sind Pariser Wohnungen leidlich, wenigstens die Theile, die auf die Straße gehen, da die hofwärts gelegenen von den aus den offenen Ausgüssen des Hofes aufsteigenden mephitischen Gerüchen verpestet werden; allein im Winter werden sie zu einem Orte, wo Heulen und Zähneklappern herrscht. Es ist unmöglich, eine Pariser Stube gehörig zu heizen; der elegante Marmorkamin, der dem Zimmer ein so freundliches Aussehen verleiht, ist eben nur decorativ, aber er gibt keine Wärme. Es ist lustig, bei einem Kamin zu sitzen, wenn die Schatten des Abends im Zimmer dämmern und einige flackernde Holzscheite rothe, spielende Flammen auf den Teppich des Fußbodens malen; allein um die ganze Poesie der Situation ruhig zu genießen,

muß man Pelzstiefel an den Füßen und einen warmen Cachenez um Hals und Rücken haben. Das ist überhaupt der Charakter des Pariser Interieurs: Staat und Prunk, aber völlige Abwesenheit der Behaglichkeit. Darum ist auch der Pariser unfähig, ein trauliches Verhältniß zu den vier Wänden seines Heims anzuknüpfen; er verurtheilt sich zu dem nicht angenehmeren Gegensatze des unangenehmen Hausarrests: zum beständigen Straßenlaufen; darum ist er auf dem Boulevard, im Café, im Theater, überall lieber als bei sich daheim und darum empfindet er es als schwere Heimsuchung, wenn er einmal eine Stunde unbeschäftigt innerhalb seiner vier Wände verbringen soll.

Da ich schon einen indiscreten Blick auf die intime Composition des Pariser Bettes geworfen habe, will ich die Undelicatesse noch weiter treiben und auch den Schrank der Pariserin öffnen, wenn sie nämlich einen besitzt, was nicht immer der Fall ist, da Wandschränke, „placards" genannt, meist seine Stelle vertreten. Die Fülle duftenden schneeweißen Linnens, die den Stolz der deutschen Hausfrau ausmacht, lacht uns hier nicht entgegen, der Luxus feinen und reichlichen Weißzeugs erweckt nicht die Begehrlichkeit der Pariserin. Man hat hier von diesem Artikel gewöhnlich nur das Nöthigste und erneuert ihn dafür um so häufiger. Was würde es auch nützen, Berge von Toilettegegenständen aufzuthürmen? Der Moloch der Pariser Waschanstalten mit ihrem „Eau de Javel" und ihren schonungslosen Praktiken würde diese Herrlichkeit doch im Handumdrehen verschlingen. Und wie mit dem Weißzeug so ist es auch mit den übrigen Kleidungs=

stücken bestellt. Man hat zwei, höchstens drei Anzüge, trägt sie eine Saison lang, nützt sie völlig ab und kauft dann eine neue Toilette. Auf diese Weise kann man sich knapp hinter der Ferse der windschnell und labyrinthisch umher irrlichternden Mode halten und immer nach dem jüngsten Schneiderjournal gekleidet sein. Die Pariserin kauft ihren Toilettenbedarf fertig; die Robe ebenso wie die Stiefletten mit hohen Absätzen à la Louis XV. Wer sich nicht mit fabriksmäßiger Massenarbeit zufrieden geben, wer sich nicht nach ausdruckslosen Durchschnittstypen uniformiren lassen will, der muß sich auf unverhältnißmäßige Opfer vorbereiten. Individualismus ist ein großer Luxus in Paris und nur den Reichsten zugänglich. Die ungeheure Maschine der Industrie arbeitet nur nach ihren eigenen Mustern und ohne Rücksicht auf die persönliche Eigenheit der einzelnen Consumenten; soll sie sich aber herablassen, einen Augenblick lang ihre Schablonenarbeit zu unterbrechen, um sich mit den Bedürfnissen und Eigenheiten eines Individuums zu beschäftigen, so muß ihr dies fürstlich vergütet werden.

Unbeholfen und unpraktisch ohne Gleichen ist die Pariserin der Mittelclasse in der Küche. Sie arbeitet mit einem erstaunlichen Aufwande von Feuerstellen, Apparaten und Geräthen aller Art und bringt doch nichts Annehmbares zu Stande. Würde man eine deutsche Hausfrau in die Mitte dieses fremdartigen Hausrats stellen, sie könnte sich angesichts der wunderlichen Maschinen aus Blech und Kupfer, der mannigfach geformten Kasserole, Pfannen, Kloben, Bratvorrichtungen und Roste leicht in das Laboratorium eines

Alchymisten versetzt glauben. Wenn die französische Nation sich rühmt, die Bereitung der Speisen zu einer Kunst entwickelt zu haben und die Küche aller Potentaten und Crösusse der civilisirten Welt souverän zu beherrschen, so ist dies eine Wahrheit, so weit die Reichen und Vornehmen in Betracht kommen. Der „chef“ eines großen Hauses, der richtige „cordon bleu“, ist ein Dichter, der Saucen componirt, wie ein Anderer Dramen, der mit Inspiration kocht, der tagelang über die Pointe eines Menu nachdenkt und, wenn er sie gefunden hat, sein „Heureka“ mit derselben Begeisterung ausstößt wie Archimedes das seinige. Ein Diner bei einem reichen Pariser oder in einem Restaurant allerersten Ranges ist einer der größten Genüsse, den ein civilisirter Mensch träumen kann. Die Anordnung des Tisches ist elegant und kokett, wenn auch nicht so sumptuos wie in England. Die Gerichte, die aufgetragen werden, sind aus den besten Nahrungsmitteln bereitet, welche die Erde hervorbringt. In der Reihenfolge der Speisen macht sich ein künstlerischer Sinn für die Effekte der Symmetrie, der Antithese und der harmonischen Steigerung geltend. Die feinfühlige Art, mit der die passenden Weine zu den richtigen Gängen gepaart werden, beweist ein so tiefes Eindringen in die intimsten Eigenschaften der Stoffe, daß man sich eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren kann. Ein französisches Diner ist das Spiegelbild jener Erstgeborenen des französischen Geistes — der französischen Conversation. Es beginnt mit einer harmlosen, leicht hinüberführenden Einleitung — der Suppe, dem hors d'oeuvre. Nach dieser Vor=

bereitung folgt dann das wuchtige Argument, der Kern der Discussion — das Entrée, das Relevé, der Rôti. Aber selbst das schwere Argument sieht seinen Ernst anmuthig gemildert durch ein es umschließendes Rankenwerk von Saucen, Salaten, Compoten. Das Ganze schließt fein und harmonisch mit einer geistreichen Pointe — dem pikanten Käse, der eleganten Frucht, dem anregenden Gläschen Chartreuse. Man erhebt sich von einem solchen Musterdiner gesättigt, aber nicht überladen; man fühlt sich erleichtert, nicht beschwert; man hat den Hunger weggeschmeichelt, nicht ihn brutal todtgeschlagen. Man verdaut, ohne es zu merken, und der Magen hat niemals Strafe zu zahlen für den Genuß, den der Gaumen empfunden.

Aber — diese Rhapsodie, in welche meine dankbare Erinnerung an gewisse unvergeßliche Pariser Diners hineinklingt, muß mit einem vorbehaltsvollen „aber" schließen. So musterhaft, so poetisch ißt in Paris eben nur der Reiche. Am Tische des kleinen Bürgers ist von dieser Kunst des Kochens und Weisheit des Essens leider nichts zu verspüren. Der französische Bourgeois nährt sich schlecht, ungenügend und gegen alle hygienische Raison. Fleisch spielt in seiner Nahrung die geringste Rolle; dagegen stopft er sich mit dünner Suppe, Unmassen ungesalzenen, obwol weißen Brotes und einer großen Menge roher Kräuter voll, die er in Salatform genießt. Die nöthigen Proteïnstoffe nimmt er in Form von Käse und Hülsenfrüchten zu sich. Neben diesem unvernünftigen Regime mißbraucht er Alkohol in allen Formen. Wein, schlechtes Bier und die verhängnißvollen Giftschnäpse,

wie Absinth und Wermuth, und starker Kaffee dürfen nach keiner Mahlzeit fehlen. Man kann sagen, daß der Pariser nicht von Nahrungsmitteln, sondern von Aufregung lebt. Den Magen täuscht man mit Suppe, Brot und Salat und die Nervenspannung erhält man mit dem stimulirenden Inhalt der Weinflasche, Schnapspulle oder Kaffeekanne. Darum sind in Paris Anämie, Chlorose, Krankheiten des Verdauungsapparates und Nervensystems und Alkoholismus so schrecklich verbreitet und darum werden hier Apotheker rascher reich als Metzger. Das ist übrigens ein Punkt, auf den wir noch zurückzukommen haben werden.

So stellt sich in Paris das Leben am häuslichen Herde dar. Die Vergnügungsreisenden, die in den palastgleichen Gasthöfen der großen Boulevards leben, und die Minorität von kosmopolitischen Millionären, die sich in den eleganten Herrenhäusern der vornehmen Faubourgs mit dem fabelhaften Luxus der römischen Verfallzeit umgeben, sehen und fühlen allerdings nichts von Alledem, allein die ungeheure Majorität der Pariser, angefangen von den armen Arbeitern der Banlieue bis hinauf zu den respectablen Besitzern von 12,000 Francs Rente, lebt unter hygienischen Verhältnissen, wie man sie so ungünstig in keiner andern europäischen Weltstadt, nicht in London, nicht in Wien und nicht in Berlin wiederfindet. Die Straßen sind eng, finster, feucht, schmutzig, die Häuser schwindelig hoch, die Stockwerke erdrückend niedrig, die Gemächer puppenhaft winzig, die Fußböden meist ziegelgepflastert, die Thüren schulterbreit, die Zwischenwände aus Pappendeckel, die Fenster klaffend, die

Treppen hölzern, die Drainagevorrichtungen so, daß jeder Hygieniker die Hände entsetzt zusammenschlagen muß. Wo der eiserne Besen Haußmann's die alten, volkswimmelnden Viertel weggefegt hat, da sind zwar glänzende Façaden und breite Straßen entstanden, da sind Luft und Wasser verbessert und die Communicationen erleichtert worden, allein das „Interieur" wurde nicht berührt und der Pariser wohnt auch in den neuen Häusern so eng, so unbequem und so schlecht wie er in den alten gewohnt hat. So knapp gepackt und gepökelt wie die Pariser sind in Europa höchstens noch die Neapolitaner. Das Maß der persönlichen Bequemlichkeit, dessen sich der Pariser an seinem häuslichen Herde erfreut, ist kleiner als das dem Bewohner irgend einer andern Großstadt zugemessene. Er muß allerdings nur vor seine Thüre hinaustreten, um sich an der Schönheit des ewig heitern Boulevards zu erfreuen und in den Blicken der hunderttausend Fremden, die immer die Flut des Pariser Menschenmeeres anschwellen, das enthusiastische Compliment zu lesen, daß seine Stadt die schönste der Welt sei, allein dafür muß er daheim mit Lebensgefahr über glatte Treppenstufen gleiten, sich in engen Zimmern Ellenbogen und Schienbein blaustoßen, an schönen Marmorkaminen im Winter jämmerlich frieren, sich an zugigen Fenstern einen chronischen Rheumatismus holen und mit hundert andern täglichen und stündlichen Opfern an Comfort in Nahrung, Kleidung u. s. w. das Vergnügen bezahlen, in der „schönsten Stadt der Welt" zu wohnen.

Paris hat die Existenz-Verhältnisse der antiken Weltstädte geerbt; hier wiederholen sich die Bedingungen, unter

denen die Athener und Römer des Alterthums lebten: Stolze Tempel, Fora, Basiliken, herrliche öffentliche Säulengänge und marmorgepflasterte Plätze, allein daneben ärmliche, kleine, gedrückte Privatwohnungen und bis zur Dürftigkeit schmucklose Bürgerhäuser. Ein Paradies für den Besucher auf eine Stunde, eine Hölle für den Bewohner, der hier sein Leben verbringt; ein Januskopf, der ein lächelndes Sirenengesicht dem Fremden zuwendet und mit einem ungewaschenen, welken, hohlwangigen Greisenantlitz den Eingebornen angrinst. Das ist Paris, je nachdem es vom Boulevard oder von den volksthümlichen Quartieren aus angesehen wird.

Victor Tissot, der Verfasser des Buches „Im Milliardenlande", hat in einem andern Pamphlet über Deutschland, „In annektirten Landen", unter Anderem die frappante Anekdote erzählt, die Kaiserin Augusta hätte einmal zu einem Vertrauten wehmüthig gesagt: „Wissen Sie, was der Traum meines Lebens ist? Eine gute kleine Bourgeoise der Rue de la Chaussée d'Antin zu sein und jeden Abend in die Oper oder in's Théâtre Français gehen zu können."

Ja, wenn man ewig in der Oper oder im Théâtre Français bliebe! Aber nach der Vorstellung muß man leider heimkehren und dann ist die gute kleine Bourgeoise der Rue de la Chaussée d'Antin jedenfalls viel weniger beneidenswerth als eine Krämerin von Potsdam oder wer immer in der Welt, der das Glück hat, in Räumen zu wohnen, deren Decke er mit emporgehobenem Arme nicht erreichen kann!

Der Faubourg St. Germain.

Wenn man, von der Rue de Rivoli her kommend, die Place de la Concorde oder den Tuileriengarten durchmißt und über den Pont de la Concorde oder den Pont de Solferino nach dem jenseitigen Ufer der Seine wandert, sieht man die Scenerie so rasch und vollkommen den Charakter wechseln, daß man staunend glauben möchte, in eine ganz andere wildfremde und weit entlegene Stadt gelangt zu sein. Nicht mehr die lärmende und bunte Architektur der Boulevards und modernen Straßen, nicht mehr eine ununterbrochene Reihe von glänzenden Kaufläden zur Rechten und Linken, nicht mehr der rollende Donner von tausend Wagen auf dem Fahrdamme und das Drängen und Schieben einer hastenden Menge auf dem Gehsteige: das ist Alles jenseit des Wassers zurückgeblieben; das Keuchen und Schnauben des Ungeheuers Paris ist nur undeutlich aus der Ferne vernehmbar und sein heißer Atem schlägt hier kaum an unsere Wangen; stille, reinliche Straßen thun sich vor uns auf, durch die manchmal ein feines, seidenausgeschlagenes Coupé fast geräuschlos fliegt, während auf dem verlassenen Trottoir

der Tritt der spärlichen Vorübergehenden einen Widerhall erweckt. Die Häuser sind altersgrau und unscheinbar; ihr Erdgeschoß ist nicht von Läden durchbrochen oder durch anziehende Auslagen belebt; die höhern Stockwerke blicken nur mit wenigen Fenstern auf die Straße und selbst diese Fenster sind meistens verschlossen und verhängt; kein Schild und keine Aufschrift sucht die Aufmerksamkeit des Passanten auf den plebejischen Namen irgend eines Gewürzkrämers oder Handschuhmachers zu lenken, dafür aber fällt uns da und dort über den Thorbögen ein steinernes Wappen in die Augen, das von der herzoglichen Blatt- oder gräflichen Perlenkrone überstiegen ist. Diese Häuser mit ihren steilen Dächern, Pavillönchen, Steinfestons im Fries, durchbrochenen Fenstergiebeln und vielfach verkröpften Gesimsen, mit ihren geschnörkelten und doch so langweiligen und verschlafenen Fronten gleichen einer Reihe von alten, gepuderten und bezopften Hofherren aus der Zeit Ludwig's XV., die aus Müdigkeit oder Langweile stehend eingeschlafen sind. Allein welche Erinnerungen weben um diese wenig ansehnlichen und fast ausdruckslosen Häuser! Könnten sie reden, welche übermüthigen Geschichten hätten sie zu erzählen, hochgefärbte, lustige, gallische Geschichten im Geschmack des Boccaccio und der „Erzählungen der Königin von Navarra", in denen galante Herren um schöne, leichtfertige Damen in Sammt und rauschender Seide buhlen, griesgrämige Ehemänner von flotten Pagen betrogen werden, Nebenbuhler ab und zu die Degen klirrend kreuzen, geheimnißvolle Masken heißblütigen Jünglingen vielverheißende blutentzündende Worte in's Ohr

flüstern und duftende Boudoirs mit versteckten Tapetenthüren ihre Cachemir-Portièren öffnen. Denn wir sind im Faubourg St. Germain, dem altvornehmen Stadttheil, der sich coquett bescheiden „Vorstadt“ nannte, jedoch in Wirklichkeit das Herz von Paris war, ehe ihm die Boulevards, die Champs Elysées, der Faubourg St. Honoré und das neue Quartier um den Park Monceaux den Rang abliefen und wiederholte politische und sociale Revolutionen eine neue Gesellschaftsschichte an die Oberfläche hoben, während diejenigen Elemente, die früher „die obern Zehntausend“ Frankreichs gewesen waren, in eine selbstgewählte Obscurität zurücktraten. Hier haben sich sämmtliche Capitel des großen galanten Romans abgespielt, den die Geschichte „die Regentschaft“ betitelt und der durch die nicht minder erotischen Fortsetzungen der Regierung Ludwig's XV. und XVI. hindurch zur schrecklichen Katastrophe der großen Revolution weitergedichtet wurde.

Miethcasernen gehören in diesem Quartier zu den Seltenheiten. Die meisten Häuser sind Familienresidenzen und ihre Anlage und Einrichtung weisen darauf hin, daß der Baumeister bei ihrer Aufführung nicht die möglichste Ausnützung der gegebenen Grundfläche durch Anwendung des modernen Einpökelungssystems als Ziel vor Augen hatte, sondern das Behagen und die Bequemlichkeit der Bewohner. Ein breiter Thorweg führt in einen geräumigen Hof, der entweder mit großen Quadern gepflastert oder mit Kies beschottert ist, rechts und links befinden sich Stallungen, Remisen und Wohnungen der Dienerschaft, während sich dem Eingang gegenüber das stattliche Hauptgebäude erhebt, zu

dessen Mittelpforte einige breite, bequeme Steinstufen emporführen, über denen ein weit vorspringendes Glasdach, eine sogenannte Marquise, zum Schutze gegen Schnee und Regen angebracht ist. Hinter dem Haupttrakt liegt oft ein kleiner Garten, durch eine hohe Steinmauer gegen die Straße abgeschlossen, mit blühenden Blumenbeeten, frischem Rasen und einigen alten Bäumen, zwischen denen irgend eine weiße Marmorstatue träumt oder ein kleiner Springbrunnen plätschert. Das ist der höchste Luxus, den man sich in der lärmenden Weltstadt gönnen kann: die Stille und trauliche Abgeschiedenheit einer eigenen Familienhalle mitten im Getümmel der namenlosen, unstäten, spurlos kommenden und gehenden Millionen und ein Stück Rasen mit Blumenduft und Baumschatten mitten in der meilenweiten Oede staubender Straßen und grauer Steinhäuser.

Das Innere dieser Hôtels ist ebenso reich, wie ihr Äußeres unscheinbar ist. Es herrscht hier eine gediegene, echtfärbige Pracht, die sich nicht selbst ausposaunt, sondern von Kenneraugen entdeckt werden will. In den Salons begegnet der Blick überall kostbaren Stoffen, die kaum eine Stelle der Wände nackt lassen. Die Thüröffnungen werden von schweren seidenen Portièren maskirt, die durch Seidenschnüre emporgerafft sind, welche an kunstvoll gearbeiteten Bronze- oder Silber-Pateren befestigt sind und in silbernen Eicheln endigen. An den Fenstern überzieht ein weißer Spitzenvorhang unmittelbar die Scheiben, ein zweiter reicher Guipurevorhang fließt lang hinab und über beide legt sich ein farbiger Seidenvorhang, der mit den Stoffen der Portièren und Möbel im

Einklang steht. Den Boden bedeckt ein Plüschteppich, der den Laut der Schritte verschlingt und dessen großblumiges Muster vor dem Kamin durch die Arabesken eines kleineren glatten orientalischen Teppichs, des „Foyers", unterbrochen wird. An den Wänden hängen alte Gobelins mit Bildercompositionen in reichen Farben. Die Fauteuils, Causeusen und Stühle sind mit Aubusson-Tapeten überzogen, die idyllische Scenen darstellen und das Wappen sammt dem verschlungenen Namenszuge des Besitzers eingewoben zeigen. Eingelegte Tische und einige Boulemöbel mit Schildpatt und Metallarabesken vervollständigen die bewegliche Einrichtung. Auf dem großen reichskulpirten Marmorkamin, über dem ein prächtiger Spiegel in breitem, geschnitztem Goldrahmen angebracht ist, steht eine bronzene Pendule, Büste oder Gruppe, flankirt von Vasen und kunstvoll gearbeiteten, vielarmigen Candelabern. An den Wänden sind gleichfalls da und dort bronzene Leuchter von reicher Arbeit befestigt und von der Decke hängt ein venetianischer Luster herab. Wo die Gobelins zwischen sich Raum lassen, zeigen sich discret einige wenige Porträts, die geschminkte und mit Schönheitspflästerchen beklebte Damen in Rococotracht oder Herren im Hofkleide und mit einem blauen Ordensbande schräg über der Brust darstellen. Seit die neugebackenen Millionäre ihre Salons mit ganzen Serien erfundener Ahnenbilder auskleiden, gilt es im Faubourg St. Germain für zweifelhaft geschmackvoll, diese Porträts der Vorfahren an einen zu sehr in's Auge fallenden Platz zu hängen.

Fast jeder der Gegenstände, die den Blick anziehen, hat

seine Geschichte und ist durch eine Erinnerung an die Geschicke seines Besitzers oder der Vorfahren desselben geknüpft. Diese herrliche Porcellan-Vase in „Rose Dubarry", für die der Kenner zehn- bis zwanzigtausend Francs geben würde, ist in der großen Revolution bei der Erstürmung des Herrenschlosses durch die empörten Bauern geraubt worden und hat sich zwanzig Jahre später im Besitze irgend eines ehemaligen „manant" befunden, dem sie bei der Plünderung als Beute zugefallen war und der sie um ein geringes Geld dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückstellte. Jene bronzene Kamingarnitur mit dem getriebenen Wappen und den reizenden ziselirten Figürchen, ebenfalls bei der Plünderung aus dem Schlosse gestohlen, wurde vor wenigen Jahren bei einer Versteigerung im „Hôtel Drouot" vom Hausherrn entdeckt und mit schweren Opfern erstanden. Diese goldene Dose mit einem brillantenumgebenen Miniaturbildchen, die auf dem Consoletischchen liegt, begleitete den Ahn des Hausherrn in die Emigration und wurde von ihm verpfändet, als er sich in bitterster Noth befand. Nach Frankreich zurückgekehrt und wieder in den Besitz eines Theils seines Vermögens gelangt, war es sein Erstes, das Kleinod um einen hohen Preis zurückzulösen. Gewöhnlich ist es dieselbe Geschichte mit leichten Varianten: Erstürmung des Familienschlosses, Raub der Kostbarkeiten, Zerstreuung derselben in Bauernhütten, Bourgeoissalons und in Cabinete kunstverständiger Sammler, frühere oder spätere Entdeckung durch einen wunderbaren Zufall, pietätvolle Rückerwerbung mit mehr oder minder großen Opfern.

Fast in jedem dieser Salons gibt es irgend einen unscheinbaren Gegenstand, den der Platz, welcher ihm angewiesen ist, und die Fassung, in der er sich präsentirt, als ein Object besonderer Verehrung erkennen lassen. Einmal ist es ein vergilbtes Blatt mit verwischten Schriftzügen, ein andermal eine Photographie, ein drittesmal ein blutbeflecktes Linnenläppchen oder ein Haarlöckchen u. s. w. Das sind Reliquien, die entweder von Ludwig XVI. und seiner unglücklichen Gemahlin oder Carl X. oder endlich vom Grafen Chambord herstammen, der in diesen Gegenden nur Heinrich V. genannt wird. Man hält im Faubourg St. Germain darauf, durch ein solches sichtbares Zeichen, dem eine inbrünstige Verehrung gezollt wird, seine Interessengemeinschaft und Zusammengehörigkeit mit dem Hause der Bourbons zu bekunden.

Es ist eine eigenthümliche Gesellschaft, welche die eleganten Hôtels des Faubourg St. Germain bewohnt. Sie hat mit der Welt und den Menschen, die sie umgeben, fast gar nichts gemein. Sie führt eine sequestrirte Sonderexistenz, für die sich nur im Märchen ein Beispiel findet. Sie gleicht den Bewohnern des Dornröschenschlosses, die durch einen bösen Zauber plötzlich mitten in ihrem mannigfaltigen Alltagsthun mit Starrheit geschlagen wurden und in unheimlicher, todtenähnlicher Stille und Unbeweglichkeit eines Erlösers harren. Jahrzehnt auf Jahrzehnt schwindet vorüber, um das verzauberte Schloß ziehen üppig wuchernde wilde Rosen ein undurchdringliches, dorndrohendes Dickicht, die Außenwelt beginnt zu vergessen, daß hinter dem Gestrüppe

ein Königspalast steht, in diesem Palaste aber wartet manch' jungfrisches Leben auf einen kühnen Ritter, der durch sein Erscheinen den unnatürlichen Bann breche und die todtenähnlichen Schlummerer der Welt zurückgebe. Das Dornröschen des Faubourg St. Germain schläft seit einem halben Jahrhundert. Am 28. Juli 1830, dem Tage des Ausbruchs der Revolution, die den letzten legitimen Bourbonenkönig in die Verbannung trieb, ist den Bewohnern dieses Stadtviertels der Zeiger der Zeit stehen geblieben und er hat sich seither nicht wieder in Bewegung gesetzt. Die letzten fünf Jahrzehnte existiren nicht für diese retrospective Gesellschaft, die nur in der Erinnerung und von der Erinnerung lebt. Was uns Uebrigen Längstvergangenheit scheint, ist ihr zuckende Actualität. Sie spricht von der großen Revolution wie von einem Dinge von gestern, sie unterhält sich über die Festigkeit, mit der Ludwig XVI. das Blutgerüst betrat, wiederholt sich die Namen der Anverwandten, die auf der Guillotine geendet, und gibt mit Unermüdlichkeit immer wieder die Anecdoten zum Besten, die sich in der Emigration zugetragen haben. Diese Gesellschaft kennt nur zwei Zeiten: die Vergangenheit, die für sie ancien régime, und die Zukunft, die „Henri V.“ heißt; die Gegenwart fehlt in ihrem Gesichtskreise. Sie spricht eine andere Sprache, hat eine andere Literatur und Philosophie und bewundert eine andere Kunst als alle übrigen Franzosen.

Im Faubourg St. Germain liest man Bossuet, Fénélon, den Herzog Saint-Simon, man unterhält sich mit der Frau von Sévigné, der „Marquise des lettres“, verschlingt

Herrn de Chateaubriand, holt sich Lebensweisheit von Herrn de Laroche=Foucauld, lächelt über Piron und begeistert sich an den Königsoden des Grafen Victor Hugo, dessen spätere Poesien man ignorirt. Moderne Bücher werden wol manch=mal gelesen, wenn von ihnen in den wolgesinnten Zeitungen viel die Rede ist, doch geschieht es nur, um über sie ein weg=werfendes Urtheil fällen zu können, und es wird an sie nie der reiche wappengeschmückte Juchtenband verschwendet, der den Bibliotheken des Faubourg ein so vornehmes Ansehen gibt. In der Sprache pflegt man da die süßliche, geschniegelte Ausdrucksweise, die am Hofe Ludwig's XVI. Mode war, und verzeiht es der Akademie nicht, daß sie ungewaschenen und ungekämmten Ausdrücken, die vom Pöbel irgendwo aus den Gossen von Belleville herausgefischt wurden, die Thore des Heiligthums ihres großen Wörterbuchs geöffnet hat. In der Kunst stellt die Gesellschaft des Faubourg Van Loo, der die Ehre gehabt hat, Se. Majestät den König Ludwig XV. zu malen, weit über Horace Vernet und Meissonier, die blos den Usurpator Bonaparte und seinen Neffen verewigten, und schätzt Couston, der die sublime Idee hatte, Ludwig XV. als Jupiter darzustellen, höher als irgend einen Bildhauer vor und nach ihm.

Als nach dem Sturze Napoleon's des Großen die Adeligen aus der Emigration heimkehrten, sagte man von ihnen, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Heute könnte man dieses Epigramm nicht wiederholen, ohne un=gerecht zu sein. Die französische Aristokratie hat sehr viel vergessen und sehr viel gelernt. Vergessen hat sie haupt=

sächlich die Ursprünge ihrer Adelstitel, die meist eine indiscrete Beleuchtung durchaus nicht vertragen. Sie stammen zum größten Theil aus dem Boudoir irgend einer königlichen Maitresse und verewigen Verdienste, deren man sich in Gegenwart junger Mädchen nicht rühmen könnte. Es gibt natürlich Ausnahmen, aber sie sind selten. Der heutige legitimistische Adel Frankreichs kann seinen Stammbaum in directer Linie oft nicht einmal bis zur Revolution, selten bis über die Regentschaft zurückführen und die großen Namen sind im Wege steter „Substitution" (Adoptirung weitläufiger Anverwandten) in den Besitz von obscuren Familien gelangt, die von den ursprünglichen Trägern des stolzen Titels nicht einen einzigen Blutstropfen in den Adern haben. Allein diese Thatsachen werden gerne vergessen und der Marquis A., dessen Vater Finanzagent Carl's X. war und von ihm geadelt wurde, oder der Graf B., der von einem vendeischen Bauer abstammt, möchten sich selbst einreden, daß ihre Ahnen an den Kreuzzügen theilgenommen haben oder mindestens bei der Belagerung von La Rochelle zugegen gewesen seien. Allein was die Aristokratie gelernt, ist weit wesentlicher, als was sie vergessen hat. Sie hat gelernt, daß sie nicht das Privilegium der Lasterhaftigkeit und des grundsatzlosesten, unsittlichsten Epikuräismus für sich in Anspruch nehmen dürfe wie ihre Väter, deren Ausschweifungen mit die große Revolution herbeigeführt haben. In der That, die politischen Mißgeschicke haben die Aristokratie tugendhaft und gottesfürchtig gemacht. Die Väter waren geistreiche Skeptiker aus der Schule Voltaires und tolle Libertiner des

Genusses, die Söhne büßen dafür, indem sie eifrige Kirchengänger und bis zur Langweiligkeit anständige Gatten und Väter sind. Ich möchte beinahe sagen, daß Tugend heute die Coquetterie des Faubourg St. Germain ist. Die Aristokratie ist bei Weitem — wenigstens dem äußern Anscheine nach — die sittenstrengste Classe der französischen Gesellschaft; wenn man von einem Scandale in der „Welt“ hört, von einem Ehebruche, einer financiellen Degringolade, einer Charakterlosigkeit, so handelt es sich gewiß um die bonapartistische oder orleanistische oder financielle „Welt.“ Der Faubourg hat der Chronique scandaleuse seit Menschengedenken nur wenig Nahrung gegeben und wird darum von den Feuilletonisten, die bei einer klösterlichen Sittenreinheit ihre Rechnung nicht finden, für erzlangweilig erklärt.

Die Gesellschaft des Faubourg St. Germain ist die schroffste, unzugänglichste und ausschließlichste von ganz Europa. Wer hat doch das Märchen erfunden, daß dem französischen Volke die Gleichheit im Blute liege? Nirgends drängt sich im Gegentheile das Individuum so sehr nach auffallenden Ausnahmsstellungen wie in Frankreich und nirgends wird diese Ausnahmsstellung von der Menge so willig anerkannt wie hier. Vor der Revolution war der französische Adel so gründlich „encanaillirt“, daß es beispielsweise genügte, eine französische Dame unter seinen Vorfahren zu haben, um nicht mehr in den deutschen Ritterorden aufgenommen werden zu können. Man untersuchte gar nicht, wer die betreffende Dame war, die Thatsache, daß sie aus einem französischen Geschlechte stammte, wurde vom Heroldscollegium

für einen hinreichenden Beweis erachtet, daß plebejisches Blut in die Familie eingeführt worden sei. Aus diesem Grunde konnte auch Fürst Pückler-Muskau, der eine französische Mutter hatte, nie Johanniter werden. Heute gehören dagegen Mesalliancen in der französischen Aristokratie zu den größten Seltenheiten. Reichgewordene Schlafmützenhändler, die ihrer Tochter um mehrere Millionen einen Adelstitel kaufen wollen, finden das, was sie suchen nicht im Faubourg St. Germain, sondern in der bonapartistischen Adelswelt, die von der legitimistischen Aristokratie mit der tiefsten Verachtung behandelt wird. Spricht man in ihren Kreisen von einem Prinzen Murat, so heißt es: „Ah! der Enkel des Stallknechts!" und nennt man den Herzog Morny, so erhält man die lachende Erwiderung: „Gelungener Scherz!" Als Carl X. sich eines Tages so weit vergaß, daß er von einem „Herzog von Dalmatien" sprach, äußerte eine Hofdame zu ihren Freunden: „Nun weiß ich wirklich nicht, wohin wir gelangen, wenn schon Se. Majestät sich herbeiläßt, sich der Spitznamen dieser Leute zu erinnern. . ." Diese Anschauung herrscht noch heute im Faubourg. Die napoleonischen Titel sind Spitznamen, Adelsprädicate konnten nur die rechtmäßigen Könige ertheilen. Die rechtmäßigen Könige existiren aber seit einem halben Jahrhunderte nicht und darum ist das goldene Buch der echten Aristokratie geschlossen. So hat die Revolution, die alle Titel abschaffte, so hat der große Menschenkenner Napoleon, der den eitlen Franzosen eine Fülle neuer Orden und Titel an den Kopf warf, der alten entthronten Aristokratie nur ein werthvolles Privilegium ge-

schaffen, das Privilegium, daß ihre Zahl sich nicht mehr vermehren, nur noch vermindern kann und daß ihr geschlossener Kreis den außenstehenden Elementen unnahbar geworden ist.

Womit füllt die Gesellschaft des Faubourg St. Germain ihr Dasein aus? Nach dem Vorangeschickten ist es nicht schwer, dies zu errathen. Sie pflegt die Tradition und begeht Jahrestage: einmal durch eine Trauermesse den tragischen 21. Jänner, der den Kopf Ludwig's XVI. fallen gesehen, ein andermal durch ein Festmahl den Geburtstag des Grafen Chambord, dessen Krönung der Faubourg noch zu feiern hofft. Den Sommer verbringt man auf den Schlössern und wenn der einbrechende Winter den Aufenthalt auf dem Lande unangenehm macht, werden die Salons des Faubourg wieder geöffnet. Nichts Eigenthümlicheres als der Ton, der in diesen eleganten Salons herrscht. Man bewegt sich gemessen, zurückhaltend, beinahe steif. Die Conversation ist matt, glanzlos, fast möchte man sagen, vergilbt und bestaubt. Die Witzworte riechen nach Schimmel, die Anspielungen haben eine Patina, die Bemerkungen scheinen aus einem Alluvium ausgegraben. Man glaubt, durch ein Wunder, wie es in Andersen's Märchen „die gute alte Zeit" erzählt ist, mitten unter die Gestalten eines vergangenen Jahrhunderts versetzt zu sein. Da sitzen neben dem Kamin alte Herren, die man als den „Herrn Kammerjunker", den „Herrn Pagen", den „Herrn Fähnrich" oder den „Herrn Ceremonienmeister" bezeichnet, Titel, die sie am Hofe Ludwig's XVIII. oder Carl's X. wirklich führten und die in dieser Umgebung nie verjähren; am Spieltische machen einige pergamentene Damen

einen Whist, die sich rühmen, die Gattinen von St. Louis=rittern zu sein. Das junge Volk findet auch keine freie Munterkeit, da die Schatten dieser Ueberlebsel einer vergangenen Zeit verdunkelnd auf dasselbe fallen. Zur Vervollständigung der Gesellschaft gehören immer einige Abbé's und der Familienarzt, das einzige Wesen, das hier manchmal die neue Zeit vertritt und in die Harmonie dieser gleichgestimmten Seelen eine wunderliche Dissonanz trägt. Dem Arzte verzeiht man es, wenn er Atheist oder Demokrat ist, man betrachtet das als ein Gebrechen, das seinem Berufe unzertrennbar anhaftet, und duldet es als ein nothwendiges Uebel. Und wenn er irgend ein kühnes fortschrittliches Wort in den Kreis dieser Götzendiener der Vergangenheit schleudert, glaubt man manchmal, daß sie auseinanderstieben werden wie unholde Schatten, wenn der erste Hahnenschrei ertönt.

Während der ganzen Zeit des Bürgerkönigthums und des zweiten Kaiserreichs war die Aristokratie von allen öffentlichen Thätigkeiten zurückgezogen. Diese strenge und unpatriotische Abstinenz wirkte verrostend auf die Geister und führte zur trostlosen Verkümmerung mancher schönen und zukunftsreichen Kraft. Wol konnte ab und zu ein besonders thatendurstiges Talent den dumpfen Druck dieser würdevollen Unthätigkeit nicht ertragen und widmete sich dem Dienste des Landes, wol führte der Ehrgeiz ab und zu den Träger eines stolzen Namens aus dem dunklen Schmollwinkel in den glänzenden Lichtkreis des Hofes, wie im Falle des Herzogs v. Gramont, des Grafen von Jarnac u. A. Allein diese Abtrünnigen wurden sofort vom Faubourg in den Bann

gethan und das Gros der Aristokratie fuhr fort, den Machthabern des Tages trotzig den Rücken zu wenden. Erst als der deutsch-französische Krieg ausbrach und das Vaterland in Gefahr gerieth, stand auch der Faubourg nicht länger abseits, sondern eilte massenhaft in's Lager, um Schulter an Schulter mit den Plebejern und dem Pappendeckel-Adel, oft genug im Kleide eines einfachen Moblot's oder Franc-Tireurs, seine Pflicht zu thun. Im Knopfloch der legitimistischen Aristokratie ist das rothe Band der Ehrenlegion selten genug; wo man es aber sieht, da ist es meist im jüngsten Kriege verdient worden.

Es ist ein eigenartiges Stück Paris, dieser Faubourg St. Germain, dessen Silhouette ich hier zu zeichnen versucht habe. Trotz seiner stolzen Selbstzufriedenheit, die sich allein eine Welt dünkt, glaube ich, daß seine Tage gezählt sind. Schon haben viele seiner erinnerungsreichsten Gassen und vornehmsten Residenzen einem neuen Emporkömmling von Boulevard Platz machen müssen, der sich rücksichtslos wie ein reichgewordener Börsenjobber mit Fäusten und Ellenbogen mitten durch die dichtesten Gruppen dieser historischen Häuser seinen Weg bahnt, und wie der moderne Boulevard St. Germain in den Faubourg eingebrochen ist und ihn nivellirt und modernisirt hat, ebenso brechen langsam aber sicher und unaufhaltsam die modernen Ideen in seine Bevölkerung, deren gegen die Neuzeit ankämpfende Phalanx immer kleiner wird und von Tag zu Tag durch Desertion zusammenschmilzt. Die junge Generation der Aristokratie will ihren Theil haben an den Vortheilen und den Ehren des öffent-

lichen Lebens und drängt in hellen Haufen nach der Arena. Die Dornröschen-Mähr des Faubourg St. Germain nimmt ein unpoetisches Ende. Kein junger Ritter küßt die schlafende Schöne wach, ihr Schlummer wird durch das Poltern und Dröhnen zusammenkrachender Häuser unterbrochen, die der Spitzaxt brutaler Demolisseurs weichen. Eine eigenthümliche Ironie des Zufalls hatte gewollt, daß die Apostel der Neuzeit im aristokratischen Faubourg gerade in Gestalt von Blousenmännern aus Belleville ihren Einzug halten mußten.

Das Quartier latin.

Leute, die sich in einer archaistischen Ausdrucksweise gefallen, sprechen wol noch ab und zu vom Quartier latin. Aber gibt es denn noch ein Quartier latin? Was man so nennt ist ein banaler Stadttheil, der sich in Nichts vom übrigen Paris unterscheidet. Die Gegend zwischen Seine und Odéon, zwischen Rue Dauphine und Boulevard St. Michel war früher ein Welttheil für sich; eine romantische Insel mitten im Ozean der prosaischen philiströsen Riesenstadt; aber sie hat seit lange ihren Charakter verloren und wenn Paul de Kock und Henri Murger heute ihr Grab verließen und auf die Oberwelt zurückkämen, sie würden vergebens ihr geliebtes „lateinisches Land" mit seinen ewig trällernden leichtherzigen Grisetten und seinen ebenso närrischen wie genialen Bohémiens suchen.

Vor vierzig, vor dreißig Jahren hatte das Quartier latin ein eigenthümlich provinzielles Ansehen; die Gassen waren eng, gewunden, finster und schmutzig; die Häuser von bizarrer Bauart waren theils klein und demüthig, mit einem spitzen Giebel von ganz dörflichem Effekte, theils stattlich,

mit vornehmer Front und einem großen baumbepflanzten Hofe, ehemalige Klöster und Abteien, welche die Revolution weltlichen Zwecken zugewendet hatte. In jedem Hause gab es einige junge Leute, die mit „Freundinen" eine wilde Wirthschaft vollführten. Denn es gehörte zu den Traditionen des lateinischen Landes, daß jeder Student, wenn seine Studien recht gedeihen sollten, in denselben von einer Freundin, einer „étudiante", liebevoll unterstützt werden müsse. Ueberhaupt herrschte diesseit des Wassers ein ganz anderer Sitten- und Moralkodex wie in dem großen Paris, das sich jenseit des Wassers ausbreitete. Hatte man den Pontneuf überschritten, so schüttelte man Pruderie und Konvention wie einen grauen Staub von der Seele und überließ sich zwanglos den übersprudelnden Neigungen und Leidenschaften eines jugendlichen Herzens. Das Quartier latin war eine Art paphischen Hains ohne Rasen und Bäume. Es wäre schwer zu entscheiden, ob es mehr Apollo, den Musenführer, oder Venus, die zärtliche, als Localgottheit verehrte. Es war jedenfalls ein Paradies der jungen Leute und eine Hölle der Ehemänner, die hübsche und nicht zu altbackene Gattinen hatten. Kinderlose Ehepaare oder solche, die ihre Nachkommenschaft bereits glücklich versorgt hatten, kamen mit Vorliebe in dieses Quartier wohnen, um sich der verjüngenden Wärme zu erfreuen, welche frohgemuthe lebens-lustige Jugend um sich ausstrahlt. Eltern dagegen, die heranwachsende Mädchen hatten, flohen bei Zeiten diese Weltgegend, in welcher der naive, unbedenkliche Lebensgenuß die alleinherrschende Weltanschauung war und selbst die best-

gehütete Tugend alsbald den allzu zahlreichen Versuchungen erlag.

Das Quartier latin wurde also ziemlich ausschließlich von den Studenten aller Fakultäten und jener großen Schaar von Existenzen aller Kategorien bewohnt, die überall in Universitätsstädten der studirenden Jugend folgen wie Delphine oder andere Raubfische einem Heringszuge: Arbeiterinen, die die Einsamkeit ihres Dachstübchens zu traurig finden und ihre armselige Existenz gern mit einem Liebesblümchen schmücken; Wucherer, die dem verschwenderischen Leichtsinn heißblütiger Jünglinge eine Falle stellen, deren Köder die verlockende Form eines leichten und unskrupulösen Kredits zeigt; Geschäftsleute aller Art, deren erster Grundsatz es ist, sich mit guter Grazie anpumpen zu lassen, und die bei ihrer stets lächelnden Menschenfreundlichkeit dennoch vollkommen ihre Rechnung finden; endlich die unglücklichen Schiffbrüchigen der gelehrten Carrièren, die mit den abfallenden Brosamen von der Tafel der gutmütigen Jugend ihr verfehltes Dasein fristen. Unter diesen Deklassirten gab es originelle Figuren wie den „répétiteur,“ ein ewig struppiges, ewig beduseltes bemoostes Haupt, welches nach einer zwanzigjährigen nie durch ein schnödes Examen entweihten Studentenlaufbahn so zu sagen durch die bloße Macht der Gewohnheit zum Gelehrten geworden ist und seine mehr im Cabaret als im Hörsaal erworbene Wissenschaft dazu benützt, um gegen geringe Entlohnung junge Leute für die Prüfungen vorzubereiten, die zu bestehen ein feindseliges Verhängniß ihn, den Einpauker, stets verhindert hat, — oder wie den Antiquar,

der vielleicht im Frühling seines Lebens davon geträumt hatte, einst auf einem der vierzig Fauteuils unter der Kuppel der Akademie zu thronen, und der schließlich im Alter zur Literatur nur das prosaische Verhältniß eines Händlers mit wurmstichigen Scharteken unterhalten konnte.

Alle Welt im Quartier kannte einander, man lebte wie in einer großen Familie. Man wohnte bei der Mère Anne, speiste beim Père Pierre, kleidete sich beim Papa Paul und borgte ein Zwanzigfrankenstück beim Oncle Alphonse. Das Muttersöhnchen, das aus der Tiefe seiner entlegenen Provinz nach dem lateinischen Viertel kam, um da seinen Studien obzuliegen, fand sich hier alsbald so warm und behaglich wie im Heimatsdörfchen. Den neuen Ankömmling umgaben lachende Gesichter. Freundschaften wurden in der ersten Viertelstunde geschlossen, nach zwei Tagen war er per Du mit einigen hundert Jünglingen seines Alters und es mußte mit Wundern zugehen, wenn ihm nicht am Ende der ersten Woche die Freundin eines Freundes in's Ohr flüsterte, daß sie eine nette Freundin habe, die sich dort und dort zu Tode langweile und gewiß zufrieden sein würde, seine Bekanntschaft zu machen.

Nirgends glaubte man inniger an die Wahrheit des Bibelwortes, daß es nicht gut sei, allein zu sein, als im Quartier latin. Es war eine selbstverständliche, von Eltern und Vormündern ohne Widerrede acceptirte Thatsache, daß ein Student sich die schon vorher erwähnte „étudiante“ zugesellen müsse. Grisolle, der später ein berühmter Professor der Pathologie geworden ist, pflegte oft im Freundeskreise

zu erzählen, wie er nach seiner Ankunft in Paris einen alten reichen Onkel aufgesucht habe, der es übernommen hatte, ein achtsames Auge auf ihn zu haben. Bei der ersten Begegnung fragte der Onkel:

„Bist Du eingeschrieben?"

„Ja", antwortete der junge Mann.

„Gut. Hast Du schon eine Geliebte?"

„Nein", erwiderte Grisolle etwas verlegen.

Der Onkel runzelte ein wenig die Stirne, sagte aber: „Auch recht. So wirst Du umso fleißiger lernen." Und damit entließ er ihn. Zu Beginn des nächsten Semesters besuchte Grisolle wieder seinen Onkel und das vorige Zwiegespräch erlebte eine neue Auflage.

„Bist Du eingeschrieben?"

„Ja."

„Gut. Hast Du eine Geliebte?"

Diesmal konnte der junge Mann schon „Ja!" sagen und er that es auch ganz herzhaft.

„Das ist recht!" rief da der musterhafte Onkel mit ganz anderer Bestimmtheit als das erstemal. „Nächsten Sonntag bringst Du sie mit und stellst sie mir vor. Wir werden zusammen dejeuniren und Champagner trinken." Und so geschah es auch und Grisolle unterließ es nicht, gerührt und dankbar zu erwähnen, daß der Onkel ihnen ein lucullisches Frühstück geboten habe.

Ein Béranger'sches Liedchen, das die Aufmerksamkeit des Studenten auf ein Nachbarstübchen lenkte, ein offenes Fenster, das zwischen Blumenstöcken einen frischen Mädchen=

kopf einrahmte, eine Begegnung auf der engen Treppe des bescheidenen Hotel garni vermittelte die Bekanntschaft zwischen den zwei jungen Leuten, die einander fröhlich und gedankenlos zuflogen wie zwei Sperlinge auf einem sonnigen Gartenwege. Die Grisette des Quartier latin war eine Arbeiterin, die tagüber nähte oder Blumen machte und sich auf den Abend freute, der ihr den Freund bringen sollte, welcher seinerseits auch die Zeit nicht verlor, sondern den Tag in den Hörsälen oder ochsend verbrachte. Das war damals die Regel. Man war am Tage „piocheur", das ist emsiger Arbeiter und erkaufte sich damit das Recht, am Abend lustig zu sein, zu „rigoler", wie man in dieser Gegend sagte. Und man war mit so geringem Apparat lustig! Die Grisette kannte keinerlei übertriebene Ansprüche. Sie begnügte sich mit einem schmalen Diner, das der Frohsinn würzte, und freute sich eine Woche vorher auf einen Theaterabend, der auf der Galerie des Odéon verbracht wurde. Wollte man sichs besonders wolgeschehen lassen, so ging man Abends in ein Café chantant, wo man die Lieder der Sänger und Sängerinen mitjohlte und mitjubelte, begab sich hierauf in die Closerie des Lilas, tanzte eine Stunde lang den tollen Chahut, von dem der im Etablissement stets anwesende Sittenpolizeikommissär gutmüthig den Kopf abwandte, um nicht zum Dazwischenfahren gezwungen zu sein, und ging dann singend und lärmend durch die nächtigen Straßen heim, die spärlichen Passanten umarmend, an die Oellampen drollige Ansprachen haltend, tausend lustige Possen treibend, ohne Furcht, einen grämlichen Philister zu ärgern, da man

sicher wußte, in diesen Breiten keinem zu begegnen. Eine Sommerexpedition nach Asnières, ein Ausflug nach Versailles zu den großen Wässern bedeutete den höchsten Gipfelpunkt dieses wolkenlosen Liebelebens und ließ in den Theilnehmern eine poesievolle, sonnenscheinumflossene Erinnerung zurück, die ein ganzes Leben nicht auslöschen konnte. Dabei kannte die Grisette keinerlei Sentimentalität. Sie lebte blos dem Tage und dachte nicht mehr an die Zukunft als eine bunte Libelle, die an einem Julitage im Sonnenglanze spielt. Der Augenblick genügte ihr und sie vergällte sich ihn nie mit der Frage: „was dann?“ Zwei, drei, vielleicht vier Jahre lang gaukelte sie an der Seite ihres Freundes das Leben entlang, dann kam der Augenblick, wo er seine Studien beendet hatte und ins Philisterium eintreten mußte. Sie begriff, daß es nun geschieden sein müsse. Sie reichte ihm ohne viele Phrasen die Hand, umarmte ihn zum letztenmale, wünschte ihm viel, viel Glück und verlor ihn dann vielleicht für immer aus dem Gesichte. Einige unterdrückte Thränen, einige schlaflose Nächte, einige kummervolle Tage, dann war Alles vorüber und sie suchte einen neuen Freund, dem sie das ganze unverminderliche Kapital an Zärtlichkeit zubrachte, dessen Nutznießer durch Jahre ein Anderer gewesen war. Das Alles, was ich da sage, ist gewiß sehr heidnisch, aber es ermangelt weder der Schönheit noch der wahren Poesie.

Und welche goldenen Herzen hatte diese epikuräische Jugend, die am Tage den Musen und am Abend einer beliebigen Marie oder Lisette den Hof machte! Sie war für alles Gute und Schöne begeistert, sie verehrte das Ideal in all

seinen Verkörperungen, sie loderte für die großen Gedanken der Freiheit und des Fortschritts. Das war die Jugend, welche die Lehrsäle von Michelet und Mickiewicz füllte, welche die Schlachten des Romantizismus gegen den Klassizismus im Théâtre Français und anderwärts schlug, welche im Juli 1830 den Schwachkopf Carl X. und im Februar 1848 den Schlaumeier Ludwig Philipp vom Throne warf und bei beiden Gelegenheiten manchen edlen Blutzeugen der Feiheit auf dem verhängnißvollen Pflaster von Paris ließ. Das Quartier latin wimmelt von historischen Oertlichkeiten; in diesem unscheinbaren Café Procope haben sich alle Dichter und Kritiker der Epoche Ludwigs XV. und XVI. jahrzehntelang Stelldichein gegeben und ist vielleicht die Idee der Encyklopädie entstanden, in jenem niedrigen, alten verrauchten Bäckerladen der Rue Dauphine sind zur Zeit der großen Revolution allabendlich Marat und Danton und Robespierre zusammengekommen und haben bei einem Glase kalter Milch und einer warmen brioche, den Spezialitäten des Hauses, die Maßregeln berathen, welche die alte Welt zerstörten und die moderne Freiheit ins Leben riefen. Die studirende Jugend besuchte diese Orte, deren ruhmreiche Ueberlieferung ihr bekannt war, und indem sie dort eine Tasse Kaffee und hier ein Glas Milch schlürfte, sog sie unbewußt etwas von dem Geiste der alten, längst dahingegangenen Gäste ein, der gleichsam um die verblichenen Wandtapeten witterte und von der rauchgeschwärzten Decke niederlugte.

So war das Quartier latin vor einem halben Jahrhundert und noch vor einem Menschenalter. Aber heute ist

das Alles anders geworden. Die alten Gassen und die alten Häuser sind verschwunden; die gewundene, schattige Rue Laharpe ist zum breiten stolzen Boulevard St. Michel geworden; ein ganzes Labyrinth erinnerungsreicher Gäßchen und Plätze hat dem Boulevard St. Germain Platz machen müssen, der mitten in das Herz des alten Quartiers eingedrungen ist und es brutal in zwei Hälften zerrissen hat, und an die Stelle der wunderlichen Häuser aus dem Jahrhunderte des „großen Königs" sind neue Prachtbauten von sechs und sieben Stockwerken getreten, in denen die Zimmerchen klein und die Miethpreise groß sind. Die größere und schmerzlichere Veränderung aber haben die Bewohner des Quartiers erlitten. Der Student von heute tritt nicht in die Fußstapfen seines Vorgängers, dessen einziger Stolz seine Geistesfreiheit, dessen größter Reichthum seine Jugend und dessen schönstes Vorrecht Idealismus und Illusionen waren. Der Student von heute ist vornehm geworden; der Rost der Blasirtheit hat die spiegelnde Fläche seiner Seele angenagt; er ist zu zwanzig Jahren in all seinen Gefühlen und Anschauungen so alt und welk und verstaubt, als hätte er schon eine vierzigjährige Wanderung durch die Wüste des Lebens hinter sich; er kennt nicht den schroffen Unabhängigkeitsdrang der frühern Studentengenerationen, die sich weder um Moden noch um Konventionen kümmerten und mit malerischer Extravaganz der Kleidung und mit langem wirrem Lockenhaar gegen die engherzige Tyrannei der Philister und ihrer lächerlichen Wolanständigkeitsregeln protestirten; im Gegentheil, er studirt mit Aengstlichkeit das Modejournal;

er beschwört seinen Schneider, ihn nach dem letzten Schick zu kleiden; er verbringt jeden Tag seine geschlagene Stunde beim Haarkräusler; er ahmt die abgeschmackte Haartracht Capouls und die affektirte, zungen- und lippenfaule Sprechweise des Gommeux nach und ist selig, wenn man ihn für den erstbesten gehirnerweichten Popol vom Café Tortoni hält. Ein solches geschniegeltes und geschlecktes Herrchen würde sich natürlich viel zu viel vergeben, wenn es sich herabließe, eine einfache arme Arbeiterin mit seiner Beachtung zu beehren. Die ehemalige Gattung der Grisette ist denn auch bis auf die letzten Spuren ausgestorben und wäre vielleicht eher in paläontologischen Museen neben den vorweltlichen Mastodonten als im modernen Quartier latin zu finden. Ihren Platz in der Schöpfung nimmt die banale Cocotte, die Cocotte der großen Boulevards und des Bois de Boulogne ein. Dieser Vibrion, der die Pariser Jugend vergiftet und die Pariser Ehe zersetzt, dem jedoch das gesunde Fleisch der alten Bewohner des Quartier latin widerstand, ist nun auch über die Seine gekommen und ins lateinische Viertel eingebrochen und es riecht jetzt auch hier nach Fäulniß wie drüben in der Gegend der Maison Dorée. Die Cocotte verachtet die Liebe und macht sich über die Poesie lustig; sie singt keine Béranger'schen Lieder und pflegt keine Nelkenstöcklein; sie blickt mit unsagbarer Geringschätzung auf eine Arbeiterin hinab und rühmt sich kein anderes Geschäft zu verstehen, als thörichte junge Leute rasch und gründlich an Leib und Seele zu ruiniren. Die Mansarde ist denn auch aus der Mode gekommen; der harmlose Sommerausflug

nach Versailles ein Ding der Vergangenheit; auf die Galerie des Odeon geht nur noch ein Voyou mit seiner Freundin; die billigen Diners in den Garküchen, in denen es mehr Gelächter als Fleisch gab, sind völlig in Vergessenheit gerathen. Die Cocotte macht Frou-Frou, sie braucht Seidenkleider und Schmuck. Sie will im Miethwagen spazieren fahren, bei Foyot speisen, in Theaterlogen gehen, im Entresol wohnen und sie hält bei ihrem „type" — mit diesem verächtlichen Namen bezeichnet sie den dummen Jungen, den sie gerade unter dem Scheermesser hat — nur so lange aus, als er ihr all diese Dinge bieten kann. Von dem alten Verhältnisse des Studenten und der „Studentin" ist nur die schmutzige Seite übriggeblieben, das poetische Gefühlselement aber völlig verschwunden.

Die Veränderungen im Quartier latin beschränken sich nicht darauf allein. Aus der übermüthig lustigen Closerie des Lilas ist der Ball Bullier geworden, wo bezahlte Possenreißer einen widerwärtig cynischen Cancan tanzen und blasirte junge Leute gelangweilt zuschauen, während Damen unzweideutigen Charakters Bekanntschaften anzuknüpfen suchen. An die Stelle vieler alten historischen Cafés und Cabarets sind Brasserien getreten, in denen man von Kellnerinen bedient wird, die Gretchen darin gleichen, daß sie weder Fräulein noch schön sind, sich jedoch von ihr darin unterscheiden, daß sie *nicht* ungeleitet nach Hause gehen können. An allen Ecken und Enden bestehen geheime Spielhöllen, welche die großen Clubs der Place Vendôme nachäffen, in denen sich jedoch die Studenten bei Sous und Franken geradeso bequem ruiniren wie die

vornehmen Gommeux dort bei Goldstücken und Bankbillets. Selbst den „répétiteur“ hat die Kultur beleckt; er nennt sich „Professeur libre“, kündigt in gedruckten Plakaten Kurse an und nimmt nicht an, wenn man ihm einen Bock zahlen will.

Das echte, das gute, das alte Quartier latin ist ein Ding der Vergangenheit und was die Zeit an seine Stelle gesetzt hat, läßt uns sein Verschwinden nur um so tiefer beklagen.

Belleville.

Paris umfaßt mit einer einzigen Ringmauer und einem einzigen Namen eine ganze Reihe verschiedener Städte, die, obwol räumlich aneinandergerückt, doch nichts miteinander gemein haben, nicht die Architektur und nicht die Bevölkerung, nicht die Straßenphysiognomie und nicht die Lebensgewohnheiten; während man sich in diesem Quartier im stillen, vornehmen Haag glaubt, erinnert jenes an das lärmende Gewühl und Getriebe der Londoner City; während die eine Straßengruppe ein Stück Sheffield mit seinen menschenwimmelnden Fabriken, schnaufenden und stöhnenden Dampfmaschinen und betäubend dröhnenden Hämmern wiederholt, kopirt die andere das übermüthig burschikose Leben einer deutschen Universitätsstadt. Wir haben hier nach einander den Faubourg St. Germain, diese Stadt der Paläste und das Quartier latin, diese große, allerdings banal gewordene Studentenherberge gesehen, wir wollen nun auf Belleville, die Stadt der Proletarier, einen flüchtigen Blick werfen.

Belleville liegt im äußersten Nordostwinkel von Paris, auf den beiden Abhängen und am Fuße des letzten Aus=

läufers jener gestreckten Hügelkette, die, vom Fort Romainville gekrönt, sich zwischen Pantin und dem Pré St. Gervais durchwindet und begleitet vom Ourcq-Kanal in die Stadt eindringt. So lange die alte Octroi-Mauer bestand, war Belleville vor den Thoren von Paris; seit dieselbe aber gefallen ist und die äußern Boulevards ihre Stelle einnehmen, ist dieser Vorort mit Paris vereinigt und die große Stadt hat den äußersten, nachschleppenden Saum ihres Königsmantels auch über das schmutzige und vernachlässigte Belleville geworfen. Wenn übrigens nicht der große Omnibus mit seinem lebhaften Farbenanstrich den Fahrweg entlang rasselte und der gelangweilte grämlich dreinschauende Sergent de Ville schleppenden Schrittes das Trottoir abmäße, so würde nichts daran erinnern, daß wir uns noch in Paris befinden. Denn in der That, Omnibus und Sergent de Ville sind die einzigen sichtbaren Züge, die Belleville mit dem Reste der Stadt gemein hat, deren breite Boulevards und buntes Straßengetümmel, deren prächtige Läden und stattliche Façaden längst hinter uns geblieben sind, seit wir die Place de la République verlassen haben, um durch die düstere und schmutzige Rue du Faubourg du Temple die entlegene Vorstadt zu gewinnen. Hier sind die Gassen eng, gewunden, jämmerlich gepflastert, ohne Trottoirs, mit ewigem Schlamme bedeckt und von abstoßenden Gossen durchrieselt; in unregelmäßiger Steigung schlängeln sie sich bald einen sanften Hang hinan, bald klimmen sie geradeaus und eigensinnig eine Steile empor, um gleich darauf wieder mit ungemüthlich jähem Gefälle in eine Bodenmulde hinabzufahren.

An vielen Stellen würde die Wanderung sehr schwierig werden, wenn rohgehauene, stark ausgetretene Steinstufen nicht dem glitschenden Fuße zu Hilfe kämen. Die Häuser, welche die unordentlichen, planlosen, ziegenstegähnlichen Gäßchen einfassen, sehen verwahrlost und hinfällig aus, von der schmutzigen Fronte schält sich der Anwurf los, die wenigen Gypsornamente des Gebälks zerbröckeln und fallen stückweise ab, die Thore hängen lose in den Angeln, die Fenster sind vielfach durchlöchert und mit geöltem Papier verklebt, im Ganzen hat man zwischen diesen Häusern den Eindruck, als schritte man zwischen einer Doppelreihe von zerlumpten, eingebundenen und mit Pflastern beklebten Bettlern dahin, deren bloßer Anblick eine unausgesprochene Bitte um Almosen ist. Kaufläden sind nicht häufig; die wenigen, denen man begegnet, haben in den Schaufenstern grobe Leinwandblousen, Holzschuhe, Gypspfeifen und alten Trödelkram ausgelegt. In den Tabakläden, wo zugleich Zeitungen feilgeboten werden, sieht man außer der „Lanterne“ und dem „Petit Journal“ höchstens noch den „Intransigeant“ und das „Mot d'ordre“. Buchhandlungen findet man ebenso wenig wie Leihbibliotheken und es fehlen selbst die Photographen, diese äußersten und bescheidensten Vertreter der Luxusindustrien. Dagegen enthält fast jedes Haus einen Branntwein- oder Weinladen und eine Garküche von abstoßendem Aussehen und man kann nicht fünfzig Schritte weit gehen, ohne einen Tanzboden zu passiren, der sich pompös „Bal“ nennt und sich durch eine bunte Laterne oder einen Transparent mit Emblemen der Musik und des Tanzes kenntlich macht.

Ist man eine Weile durch diese übelriechenden und unsaubern Gassen dahingegangen, von Zeit zu Zeit an einem wüsten Platz vorbeikommend, auf dem Possenreißer, Quacksalber und Thierbändiger ihre Wanderbuden aufgeschlagen haben, so gelangt man schließlich auf den Gipfel des Hügels, wo man plötzlich durch einen jähen und vollkommenen Wechsel der Scenerie verblüfft wird. Man befindet sich am Eingange eines wunderbaren, weitläufigen Parkes, den ein elegantes Eisengitter umgibt und der mit vollendeter Kunst eine wildromantische Landschaft nachahmt. Steile buschbewachsene Halden wechseln mit sonnigen und blumenreichen Wiesen ab, aus bizarren Stalaktitgrotten brechen Quellen hervor, die sich weiterhin zu einem kleinen See ausbreiten, auf dem weiße Schwäne umherziehen und ein zerlechztes Boot träumt, während sich auf der Insel, die er umspült, eine epheuübersponnene Burgruine erhebt. Abenteuerliche Schlangenpfade führen auf einen hohen Hügel, den eine überbrückte, sehr tiefe, von dem Brausen eines Wasserfalls erfüllte Schlucht von einem zweiten Hügel trennt, welchen ein griechischer Rundtempel krönt, von dem aus sich eine herrliche Aussicht auf das fernhin bis an den Horizont flutende Häusermeer von Paris öffnet. Von allen Wandlungen, welche Paris in den letzten zwanzig Jahren erfahren hat, ist diejenige, die einen reizenden Park auf die Buttes Chaumont gezaubert hat, vielleicht die großartigste. Denn noch vor weniger als einem Menschenalter war dies ein wüster und scheußlicher Ort, der Galgenberg Montfaucon, den die Erinnerung ungezählter Greuelthaten und einer un-

heimlichen Bestimmung umspukten. Ein großer Meister, Victor Hugo, entwirft (in „Notre Dame de Paris“) folgende Schilderung von dieser Stätte des Grauens, wie sie sich zu Ende des Mittelalters präsentirte: „Montfaucon war, wie Sauval sagt, der älteste und stolzeste Galgen des Königreichs. Zwischen dem Faubourg du Temple und de St. Martin, etwa hundertsechzig Klafter von den Mauern von Paris, einige Pfeilschußweiten von der Courtille, sah man auf dem Gipfel einer allmälig, unmerklich steigenden Anhöhe, hoch genug, um auf einige Meilen in der Runde wahrgenommen zu werden, ein Gebäude von fremdartiger Form, das einem celtischen Cromlech ziemlich ähnelte und wo ebenfalls Menschenopfer stattfanden. Man denke sich als Krönung eines Kalkhügels ein großes Rechteck aus Mauerwerk, fünfzehn Fuß hoch, dreißig breit, vierzig lang, mit einer Pforte, einer äußern Rampe und einer Plattform, auf dieser Plattform sechszehn ungeheure Pfeiler aus rohen Steinen, aufrecht, dreißig Fuß hoch, als Säulengang sich um drei von den vier Seiten des Massivs, auf dem sie standen, hinziehend, an ihrer Spitze miteinander durch starke Balken verbunden, an denen von Abstand zu Abstand Ketten niederhängen; an allen Ketten Skelette; in der umgebenden Ebene ein Steinkreuz und zwei Galgen geringerer Ordnung, welche gleichsam als Ableger des Mittelstammes hervorzusprossen scheinen; über alledem, am Himmel, ein ewiger Rabenflug: das ist Montfaucon. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der grausige Galgen, der von 1328 datirte, schon stark verfallen; die Balken waren wurmstichig, die Ketten verrostet,

die Pfeiler moosgrün; die Widerlager aus Hausteinen waren in ihrem Gefüge ganz gelöst und Gras wuchs auf der Plattform, welche nicht bestimmt war, von den Füßen erreicht zu werden. Dieses Bauwerk schnitt sich mit einem schrecklichen Profil vom Himmel los, besonders Nachts, wenn auf den gebleichten Schädeln etwas Mondschein flimmerte oder der Nachtwind Ketten und Skelette rüttelte und alles im Dunkel in Bewegung brachte. Die Anwesenheit dieses Galgens genügte, um aus der ganzen Gegend einen unheimlichen Ort zu machen."

Nachdem Montfaucon aufgehört hatte, eine Richtstätte zu sein, baute hier der Schinder seinen Hof und den Staub, mit dem sich drei Jahrhunderte lang die Asche von Straßenräubern und edlen Opfern der Königsrache gemischt hatte, verunglimpften bis in die neueste Zeit die Äser aller gefallenen Thiere, die Paris von sich ausstieß. Erst in den Fünfziger-Jahren warf die Haußmannsche Administration ihren Blick auch auf diesen verrufenen Winkel und nach langen und schwierigen Arbeiten, die viele Millionen verschlangen, entstand der Park des Buttes Chaumont, ein Juwel, das Napoleon III. in einem Augenblicke der Großmuth seinen unruhigen Unterthanen von Belleville zum Geschenke machte.

Das interessanteste, was man in Belleville beobachten kann, sind jedenfalls seine Bewohner. Dieselben sind fast ohne Ausnahme Taglöhner, die des Morgens nach Paris gehen, um in Fabriken und Werkstätten zu arbeiten, und erst des Abends wieder müde ihren Hügel hinanklimmen. Tagüber hat denn auch Belleville ein eigenthümlich ver-

lassenes Aussehen. Schmutzige Weiber mit verworrenen Haaren, die beim Charbonnier um einen Sou Kohle oder beim Gemüsehändler eine Handvoll Kartoffeln holen, sind so ziemlich die einzigen erwachsenen Personen, die man in den Gassen antrifft; dagegen stößt man häufig auf Gruppen schreiender, sich balgender und spielender Kinder, die unter einer starrenden Schmutzschichte bleich, verhungert und siech aussehen und den ganzen Tag im Straßenstaub umherwühlen können, ohne daß sich Jemand um sie kümmern würde. Wenn der Abend hereinbricht, ändert sich die Physiognomie der Gegend. Die Kinder schleichen ungerufen in ihre Wohnungen zurück, um vielleicht etwas zu essen zu bekommen; die Ouvriers kehren mit ihrem Werkzeug beladen von der Arbeit heim, die ältern mürrisch, schweigsam, vereinzelt, die jüngern meist in heiter plaudernden Gruppen und mit ihren „Freundinen“ am Arme. Das knappe Diner ist daheim oder in einer der zahlreichen Garküchen bald genossen und dann sucht alle Welt sich auf die ortsübliche Weise zu unterhalten. Die einen füllen die Trinkstuben und politisiren bei endlosen Libationen von Absinth und Branntwein; die andern frequentiren die Tanzböden, aus denen bis Mitternacht wüstes Gejohl und Gelächter und schrille Weiberstimmen und das triste Gedudel einer verstimmten Fiedel auf die Gasse hinaustönen. Ist der Abend schön, so ergeht man sich paarweise auf den Kiespfaden des Parkes oder macht gar einen Ausflug nach Paris, um der „Freundin“ die Schaufenster der Boulevardmagazine oder des Palais Royal zu zeigen. Der Pariser Arbeiter ist im allgemeinen sehr unterhaltungssüchtig und

kargt von seiner knappen Zeit der Ruhe noch immer etwas ab, um sich nach der Arbeit zu amüsiren. Er ist zu intelligent und geistig aufgeweckt, um nicht das Bedürfniß nach einer Abwechslung zu empfinden, ohne die ihm das Einerlei einer gewöhnlich wenig anregenden Arbeit unerträglich wäre, und er sucht diese Abwechslung in den Tanzlocalen und Cafés chantants, auf den billigen Plätzen der Vorstadttheater oder einfach auf den lustigen großen Boulevards. Erst wenn er älter wird, beginnt der Alkohol ausschließlich von ihm Besitz zu ergreifen und erniedrigt ihn zu der Stufe der Verthierung, zu dem „abrutissement", das ein trauriges Charakteristikum vieler alten Ouvriers von Paris ist.

Ein sehr merkwürdiger Typus ist die Arbeiterin, die gar nicht dem Bilde entspricht, welches man sich auf die Autorität gewisser populärer französischer Romanschriftsteller hin gewöhnlich in der Fremde von ihr macht. Die Pariser Ouvrière gilt im Auslande für eine Art idealen Wesens, ewig jung, ewig frisch, muthig in allen Bitternissen, von unerschöpflicher Heiterkeit, arbeitsam wie eine Ameise, von früh bis abends Lieder von Béranger singend, ärmlich, aber stets spiegelblank gekleidet, selbst in der dürftigsten Robe aus gestreiftem Kattun den Anstand und die Haltung einer großen Dame entfaltend, etwas sorglos, etwas leichtfertig, sehr verliebt allerdings, aber treu, treu wie Gold und reich an Schätzen des Gemüthes, mit einem Worte, eine jener Elitenaturen, wie sie als Grisetten durch die Romane von Paul de Kock und Eugen Sue gaukeln und deren ich im vorigen

Kapitel gedacht habe. Nun denn, diese Grisette existirt heute nicht, in Belleville nicht mehr als im Quartier latin.

Geboren und erzogen in einem Heim, aus dem die Armuth alle Traulichkeit verscheucht, ist das Erste, was die Ouvrière erlernt, der Werth des Hundertsous-Stückes. Dieß Erkenntniß bleibt bis zu ihrer Sterbestunde der unerschütterliche Angelpunkt ihres Wesens. Als kleines Kind coquettirt sie im Park des Buttes-Chaumont, wo sie an sonnigen Nachmittagen herumvagabundirt, mit den schmutznasigen Rangen der Nachbarschaft und es bleibt nicht einmal immer beim Kokettiren. In die Schule geht sie nicht oder nur ganz kurze Zeit. Wenn sie sich zur ersten Communion vorbereitet, erregt im Katechismus das Dogma von der unbefleckten Empfängniß ihr heimliches Gekicher. Zu zwölf Jahren wird sie in die Lehre gethan und erhält von den älteren Arbeiterinen im Atelier die erste theoretische Anleitung zu den Lebensfreuden, die sie bald darauf auf den Nachtbällen und in den Crèmerien von Belleville kennen lernt. Grauenhaft unwissend in allen Dingen (der Prinz Jérôme Napoleon hat oft die Anekdote von der Arbeiterin erzählt, mit der er sich eines Abends auf der Straße in ein Gespräch einließ und die nie den Namen Napoleon gehört hatte und nichts von der Existenz des großen Kaisers wußte), ist sie eine wandelnde Encyklopädie aller Polissonnerien, die das Chansonrepertoir und die langue verte in ihren verstecktesten Raritätenwinkeln enthalten. Gugusse und Ugène, ihre Freunde, besorgen um die Wette ihre einschlägige Erziehung. Tagüber arbeitet sie wol mit großer Emsigkeit, allein während sie ihre künstlichen

Blumenstengel rollt oder ihre Hemden säumt, begehen in ihrem Gehirn schmutzige Gedanken tolle Orgien, die sie zum Theil nach Feierabend in einem rasenden „Chahut“ verwirklichen kann. - Wenn sie nur einen einzigen Liebhaber hat, wird sie vom ganzen Quartier als ein unfaßbares Muster von Tugend und Keuschheit angestaunt und verehrt; aber ach, der Fall ist selten, fast beispiellos. Einige gelangen bald dazu, dem Tanzboden nicht blos die Feierabende, sondern auch Nacht und Tag zu widmen, und die glücklichsten dieser Kategorie steigen von Belleville auf die großen Boulevards hinab und bringen es manchmal zu einem Coupé und einem kleinen Hôtel in den Champs Elysées. Viele finden nach mehr oder minder lustig durchjubelten Jugendjahren einen toleranten und leichtherzigen Arbeiter, an den sie sich hängen und der aus Schwäche oder Gewohnheit mit ihnen bis zum Lebensende wild zusammenwirthschaftet; manche haben sogar die Chance, durch die gewisse Ceremonie in der Mairie und Kirche zu passiren, aber sie bilden im Ganzen eine Minderzahl. Unglaublich schmutzig an Person und Wäsche, ist die Ouvrière von einer wahnwitzigen Eitelkeit auf ihre äußere Erscheinung; „elle soigne ses dessus“, wie man hier sagt; und so arm, so elend ist keine, daß sie nicht eine Reispulverschachtel in ihrem Besitze hätte. Sie hat alle Instinkte, alle Thorheiten, alle Verdorbenheiten der Reichen, dabei aber die Gemüthsrohheit, die eine fatale Folge der Erziehungslosigkeit ist. Nervös wie eine Katze, kapriziös wie ein Papagei, herzlos wie ein Eunuch, erfüllt sie das Bewußtsein, Pariserin zu sein, mit einer souveränen Arroganz. Beschränkt

und zu flatterhaft, um eine Minute lang ernst über einen wichtigen Gegenstand denken zu können, ist sie doch verschmitzt genug, den eifersüchtigsten Liebhaber mit vaudevillehafter Brillanz hinters Licht zu führen. Diese moralische Caricatur, dieses widerwärtige Kunstproduct einer dreihundertjährigen weltstädtischen Corruption und Uebercivilisation ist die Durchschnittsouvrière der Pariser Proletarierquartiers und man kann leicht ermessen, welches Gepräge die Anwesenheit eines solchen Elementes dem Leben in Belleville aufdrücken muß.

Im Hauswesen des Arbeiters herrscht gewöhnlich die größte Liederlichkeit und ein widerwärtiger Schmutz. Der Mann und das Weib, die, wie gesagt, meist in wilder Ehe miteinander leben, kümmern sich nicht viel um einander und Kinder sind ihnen eine Last, die sie unwillig tragen, wenn sie sich ihrer nicht völlig zu entledigen suchen, was in sehr vielen Fällen geschieht. Seit der Unterdrückung der sogenannten „tours“ (Drehkörbe), Findelhäuser, welchen man ohne jede Kontrole und Beschränkung Kinder übergeben konnte, übernimmt das öffentliche Wolthätigkeitsamt (assistance publique) die Kleinen, welche von ihren Eltern verlassen werden, fordert jedoch die Erfüllung gewisser Förmlichkeiten, welche zu konstatiren gestatten, wer die Eltern der weggegebenen Kinder seien und in welchen Verhältnissen sie leben. So konnte man feststellen, daß neun Zehntel aller Kinder, die der Assistance publique übergeben werden, aus den Arbeitervorstädten wie Montmartre und Belleville herstammen. Dieser Zug wirft ein düsteres Licht auf die Arbeiterbevölkerung, allein wenn dieselbe keinen sehr entwickelten

Sinn für die Ethik des Familienverbandes hat, so ist sie andererseits den großmüthigsten Empfindungen und edelsten Aufwallungen zugänglich. Dieselben Menschen, die sich nichts dabei denken, wenn sie ein Geschöpf verlassen, das ein halbes Leben an ihrer Seite verbracht hat, und die ganz korrekt zu handeln glauben, wenn sie die Sorge für die Großziehung ihrer Abkömmlinge dem Gemeinwesen aufbürden, dieselben Menschen erhielten jahrelang, bis zum Augenblicke der allgemeinen Amnestie, die unter ihnen lebenden Frauen und Kinder, deren Gatten oder auch nur Liebhaber und Väter entweder unter den Kugeln der Versailler Soldaten gefallen oder nach Neukaledonien deportirt worden waren. Zu Hunderten lebten in den ärmlichen Dachstübchen von Belleville die zum Theile unschuldigen Opfer des Communeaufstandes, die das Quartier so zu sagen adoptirt hatte und mit wirklicher Selbstaufopferung unter eigenen Entbehrungen Jahre hindurch mit allem Nöthigen versah.

Denn Belleville ist eines der Hauptnester der Commune wie aller frühern Revolutionen. Zahlreich sind hier die Familien, in denen der Barrikadenkampf eine Tradition ist, die von Vater auf Sohn überliefert wird. Mit einiger Umfrage wird man leicht manchen Arbeiter finden, dessen Großvater beim Sturm der Bastille war und gegen die Schweizer Garde in Versailles gekämpft hat, dessen Vater 1830 mit den Zöglingen der École Polytechnique den König Karl X. vertrieb und dem König Ludwig Philipp einen Thron baute, kurz darauf in der Rue Transnonain demselben König ein Bein stellte und ihn im Februar 1848 seinem Vorgänger

nachschickte, im Juni desselben Jahres gegen seine Waffengenossen von vier Monate vorher Barrikaden baute und im Dezember 1851 den Staatsstreich abzuwehren suchte, endlich der selber in den rasenden Straßenkämpfen der Commune den Ueberlieferungen des Großvaters und Vaters entsprechend handelte. Es ist sonderbar, daß alle Enttäuschungen und bittern Erfahrungen den revolutionären Eifer dieser Bevölkerung, von der alle Pariser Barrikaden einige Opfer empfangen haben, nicht abzukühlen vermochten. Die Geschichte lehrt sie, daß das Blut, das sie auf den Barrikaden vergossen hat, stets Andern und nie ihr zu Gute gekommen ist. Die große Revolution hat den Thron Napoleons, die Julirevolution das erbärmliche Bürgerkönigthum, die Feberrevolution das zweite Empire aufgerichtet und der Communeaufstand die zweimalige „moralische Ordnung“ möglich gemacht; Louis Philippe, der die Kämpfer der Julitage mit einem dreistrahligen, weißemaillirten Kreuze dekorirte, ließ die so Ausgezeichneten zwei Jahre später ohne Skrupel zusammenschießen und die unzufriedenen Nationalgarden von Paris, die im Februar 1848 von den Proletariern die Kastanien aus dem Feuer holen ließen, besannen sich nicht, vier Monate hernach ihre Kampfgefährten zu massacriren. Und dennoch wäre Belleville heute wieder bereit, für die alten großen Schlagworte, für die Freiheit und die Gleichheit und die Brüderlichkeit, die Flinte zu schultern, wenn Agitatoren und Ehrgeizige es fordern würden. Belleville blickt finster auf das üppige Paris hinab, das mit all seinen Schätzen und Schönheiten zu seinen Füßen liegt, und Paris blickt scheu

auf das grollende Belleville hinauf, das gleich einer Donnerwolke an seinem Horizonte dunkelt, Hagel und Blitz in seinem Schoße. Während der letzten französischen Krise, im Sommer 1877, schien es wiederholt, als sollte das Unwetter wieder einmal niedergehen, allein im letzten Augenblicke wurde das Ministerium Dufaure als ein Blitzableiter errichtet und Belleville stieg nicht von seinem Hügel in die Ebene hinab.

In einem Buche von Theophile Gautier, „Caprices et Zigzags“, finde ich eine kuriose Seite. „Eine große Gefahr bedroht uns“, heißt es dort; „unser Dasein hängt an einem Haar. Von einem Augenblicke zum andern können wir lebendig gefressen werden und morgens erwachen, vollkommen der Augen, der Haut, des Fetts, des Fleisches entledigt, die Knochen gereinigt, gebleicht, gebürstet, bereit, die Drähte und Charniere zu empfangen, um im Glasschranke eines anatomischen Kabinets zu figuriren. Das ist unsere Lage. Und dennoch fährt man fort, auf dem Boulevard de Gand zu promeniren, Porter zu trinken, bei Tortoni Eis zu essen, nicht in's Gymnase zu gehen, die Feuilletons von Karr und die Geschichten von Méry zu lesen . . . Nichts hat sich im Pariser Leben geändert, Niemand scheint sich des Verhängnisses bewußt zu sein. Sorgloser als die Neapolitaner, die am Rande des Vulkans tanzen, überlassen wir uns der Flut weltlicher Lüste, ohne zu bedenken, daß wir dem Lose Ladislaus, Königs von Polen, ausgesetzt sind, der von den Ratten gefressen wurde, wie man im Buche der wunderbaren Geschichten lesen kann. Der Vesuv ist nahe bei Neapel, aber Montfaucon ist nahe bei Paris. Das moderne Babylon wird

nicht zerschmettert werden wie der Thurm von Lylak, in einem Asphaltsee untergehen wie die Pentapolis oder versanden wie Theben; es wird einfach entvölkert und zerstört werden von den Ratten von Montfaucon."

Merkwürdige Vision eines unklaren, aber prophetischen Träumers! Sie hat sich im Wesen bewahrheitet und war nur in der Form ungenau. Die Ratten Montfaucons, die Gautier zu Anfang der fünfziger Jahre so sehr fürchtete, sind Paris nicht gefährlich geworden; die Verschönerungskünste Haußmanns haben sie verscheucht, der Spaten der Erdarbeiter, die an die Stelle der alten Abdeckerei einen romantischen Park gepflanzt, hat sie vernichtet. Aber von den Höhen Montfaucons sind die Proletarier herabgestiegen und haben mit Pulver und Petroleum die Zerstörung von Paris begonnen, die Gautier vorhergesagt hat. Und um den Gipfel der alten Richtstätte, wo Jahrhunderte lang die Skelette der Gehenkten im Nachtwinde klapperten, brüten und kreisen noch immer böse Geister, die Geister der Rache und des Hasses, unsichtbar den fröhlichen Weltkindern, die „bei Tortoni Eis essen und auf den Boulevards promeniren", aber sichtbar dem Auge des Beobachters, der in der intimen Physiognomie des Proletarier-Quartiers zu lesen sucht.

Die Champs Elysées.

Der pompöse Name der elysäischen Felder beabsichtigt Erinnerungen an die Insel der Seligen und Vorstellungen vom weichen Wonneleben griechischer Götter zu erwecken. Und er ist nicht zu prätentiös, dieser Name, denn der Fleck Erde, den er bezeichnet, gehört zu den allerreizendsten künstlich geschaffenen Landschaftsbildern, die der Mensch je versucht hat, jenen Schönheiten anderer Art wetteifernd an die Seite zu stellen, welche die Natur mit ihren ungeheuern Mitteln an Felsenwildniß und Waldesdunkel, an Wasserfallbrausen und Brandungsdonner herzustellen vermag. Auf der einen Seite von der zwischen prächtigen Steinquais und unter monumentalen Brücken dahinfließenden Seine, auf der andern von den eleganten Straßen neuer Haußmann'scher Quartiers begrenzt, bilden die elysäischen Felder eine anmuthige Fortsetzung der Place de la Concorde, an deren symmetrische Architektur sie sich anschließen wie ein frischgrünes Rasenparterre an die Terrasse eines Lustschlosses. In ihren Gesichtskreis ragen einerseits die bizarren Linien des Obelisks von Luxor, dessen Hieroglyphen den unehrerbietigen Parisern

mit dem feierlichen Bombast des altegyptischen offiziellen Styls die Tugenden und Großthaten eines seit vierthalbtausend Jahren mumifizirten Pharaonen vorzählen, und die rauchgeschwärzten Trümmer des von den Communards verbrannten Tuilerienpalastes, dieses düstern „Memento Mori!" mitten in einem lachenden Bilde freudigsten Lebens, und andererseits die massiven Formen des gewaltigen Triumphbogens, der die ziemlich steil ansteigende Avenue des Champs Elysées abschließt und bekrönt. Sammtartige Grasflächen, die zum Theil von lebendigen Hecken eingezäunt sind und in deren Mitte plätschernde Springquellen von wechselnder Form, theils als schlanke, vereinzelte Wasserstrahlen, theils als sprühende Garbe, theils als regenbogenfarben schimmernder feuchter Staub emporsprudeln, wechseln mit unabsehbaren Alleen stattlicher Bäume ab, zwischen denen buntes Krämervolk seine putzigen Buden aufgeschlagen hat. Ueber diesen Lustgarten sind zahlreiche Bauwerke von theils niedlicher und leichter, theils monumentaler Architektur verstreut, planlos, ohne Regel, nicht zu fortlaufenden Straßenlinien geordnet, sondern vereinzelt, als hätte ein spielendes Riesenkind sie achtlos aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel rechts und links ins Gras geworfen: der große Expositionspalast, in dem die 1855er Weltausstellung abgehalten wurde und alljährlich der „Salon" stattfindet, der Sommerzirkus und sein Gegenstück, das in gleichem Styl gebaute Panorama, mehrere große Cafés chantants und Restaurants von der Form hübscher Schweizer Chalets, Alle festlichen Bestimmungen oder dem banalern Alltagsvergnügen gewidmet.

Die elysäischen Felder sind die poetischeste Stelle in der Prosa des großen Paris; der Sommer, dessen Schönheiten im Reste der Häuserwüste kaum sichtbar werden, legt hier alle seine Schätze wie in einem Bazar aus und die Pariser, die in der schönen Jahreszeit ihre Ringmauern nicht verlassen können, strömen hieher, um ein kurzes Schäferstündchen mit der Natur zu verleben. Tagüber sind die Champs Elysées eine Art Vorsaal des Bois de Boulogne, welches seit dem zweiten Kaiserreiche der Hydepark des eleganten Paris ist. Vormittags beleben ihre Alleen Schaaren von Reitern und Amazonen, die auf ihrem Wege von und nach dem Bois schöne Pferde, kokette Toiletten und eine gewöhnlich höchst bescheidene Reitkunst zur Schau stellen. Gegen Mittag beginnt der Vorüberzug jener altväterischen viersitzigen Karossen, welche die Wagenvermiether hier ausschließlich für Hochzeiten bereit halten. Eine Fahrt nach dem Bois gehört nämlich nach Pariser Anschauung ebenso zu den wesentlichen Akten eines giltigen Eheschlusses wie die Trauung in der Mairie, die Einsegnung in der Kirche und der Hochzeitsschmaus im Restaurant und sie ist der Punkt des Programmes, auf den sich die Braut muthmaßlich am meisten freut und der die glücklichste Erinnerung in ihrem Herzen zurückläßt. Welche Seligkeit aber auch, in einer stattlichen Kutsche im Brautkleide und Brautschmuck zu sitzen, von einer halbdurchsichtigen Wolke weißer, leichter Stoffe eingehüllt, Orangenblüthen auf der Robe, Myrthen im lockigen Haar, einen mächtigen Blumenstrauß auf dem Schooße, an der Seite des Bräutigams in Frack und weißer Kravate, der sie verliebt

und träumerisch anblickt und ihr von Zeit zu Zeit durch einen leisen Händedruck die ungeduldigen Wünsche und Hoffnungen verräth, von welchen seine Nerven vibriren, und so durch die Stadt und die Champs Elysées zu fahren, von aller Welt mit schmeichelhafter Neugierde und freundlicher Theilnahme betrachtet, den Neid der Mädchen und die Bewunderung der Männer erweckend. Im Bois de Boulogne angelangt, fährt man um den künstlichen See, besucht die gebaute Grotte, setzt sich kichernd dem feinen Sprühregen des Wasserfalls aus und nimmt dann ein ebenso theures als schlechtes Frühstück im „Châlet des Isles", um sich schließlich spät am Nachmittage dem endlosen Zuge eleganter Equipagen anzuschließen, die von der Promenade im Bois nach der Stadt zurückkehren.

Um diese Zeit beginnt das eigentliche Leben in den elysäischen Feldern. Ein breiter, stetig fließender Menschenstrom ergießt sich aus all den Avenuen, die hier sternförmig zusammenlaufen; die abgelegenern Seitenalleen und Rasenplätze hallen von fröhlichem Kindergeschrei wider und wimmeln von ganzen Schaaren rosiger, mit luxuriöser Eleganz gekleideter Bébés, die von ihren gleichmäßig uniformirten Ammen spazieren getragen, an der Hand geführt oder im Wägelchen umhergefahren werden. Die Hauptalleen entlang und die mittlere Fahrstraße zu beiden Seiten einfassend sind Doppelreihen eiserner Stühle aufgestellt, welche von einem mehr oder minder eleganten, mehr oder minder anständigen Damenpublikum eingenommen werden, das plaudernd und coquettirend wie von einem Parterre aus der vor seinen Blicken

sich abspielenden Komödie des Pariser high life zusieht. In der zehnfachen geschlossenen Reihe prächtiger Wagen, die ununterbrochen zwei Stunden lang die Avenue des Champs Elysées auf und niederfluten, fährt Alles vorüber, was Paris des Reichen und Vornehmen, des Großen und Großthuenden enthält; das Buch der Pariser Gesellschaft liegt vor uns aufgeschlagen und seine Blätter werden so rasch umgewendet, daß wir kaum Zeit haben, den pikanten Text und die interessanten Illustrationen auf den einander im Fluge folgenden Seiten in's Auge zu fassen. Hier, in diesem einfachen schwarz lackirten Coupé mit dünnem Silberstreifchen an jeder Radspeiche, gezogen von einem schönen Rappen, dessen Geschirr mit Silber beschlagen ist, geführt von einem Kutscher in dunkler Livrée, neben dem ein ebenfalls dunkel livrirter Lakai sitzt, die vornehme Dame aus dem Faubourg St. Germain, deren exquisite Eleganz in einer kostbaren Einfachheit besteht, welche es sorgfältig vermeidet, sich der banausischen Menge auffällig zu machen, und sich ausschließlich an das Verständniß des Kennerauges wendet. In diesem lärmenden, mit lustigen Farben bemalten, mit blauer Seide ausgeschlagenen Landau mit einem riesigen rothen und gelben Phantasiewappen auf dem Schlage, bespannt mit zwei Pferden von auffallender Zeichnung und Farbe, auf dem Kutschbocke zwei Domestiken in Roth und Silber oder Blau und Gelb, ruht hingegossen die getünchte und gepuderte Phryne, die aus ihren schwarz untermalten Augen frech und herausfordernd auf die zu Fuße gehende Menge und auf die Insassen der Wagen blickt, die ihr entgegenkommen. Sie hat Recht, so hochmüthig

zu blicken; sie ist erst dreißig Jahre alt und hat schon zwölf Familien ruinirt, ein halbes Dutzend junger Leute ist durch sie zum Cretinismus verthiert worden, drei oder vier haben sich für sie im Duell zerhackt, einige hat sie zum Selbstmord getrieben, einer sitzt im Bagno, weil er für sie Wechsel gefälscht hat, und sie hat noch eine glorreiche Zukunft vor sich, um ihre Triumphe zu vermehren. Hier im bescheidenen Miethwagen, den ein verschmitzt blickender Fiakerkutscher lenkt, eine Debutantin der Galanterie: geräuschvolle, aber geschmacklose Robe, sehr viel falscher Schmuck, sehr viel falsche Haare, sehr viel Schminke; sie fährt zwei Stunden lang auf und nieder, scheinbar zwecklos, in Wirklichkeit einem ihr genau sichtbaren Ziele zu; sie sucht und wird finden; sie fährt so lange, bis sie „angelangt" sein wird; dann wird auch sie ein kleines Hôtel und rothe Lakaien haben, ihren falschen Schmuck gegen echten und ihre schlechte Miethdroschke gegen einen blauatlasenen Landau vertauschen können. Hier, das ist eine berühmte Schauspielerin, die jährlich 200,000 Francs ausgibt, von denen sie 50,000 mit ihrem Darstellungstalente und den Rest mit ihren übrigen Talenten verdient. Der elegante Herr im leichten Tilbury, der sie eben grüßt, könnte vielleicht über die Quelle ihrer Einkünfte einige Auskünfte geben. Er ist ein Börsenkrösus und war so glücklich oder so geschickt, anläßlich einer bedenklichen Geschichte wegen einer von ihm gegründeten wurmstichigen Bank einige Millionen zu verdienen und von der Anklage auf Betrug ungenügender Beweise halber freigesprochen zu werden. Dieser kahle Herr von großer Miene

ist der Gesandte einer ersten Macht, berühmt von seiner Freigebigkeit gegen Ballerinen und gegen die Kirche; dieser andere vieldekorirte Herr mit schwarz gefärbtem Schnurrbarte ist auch ein Diplomat, aber von anderer Sorte; er vertritt einen der kleinsten Staaten Europas, nennt sich Herzog und macht sich Renten mit dem Verkauf eines unfehlbaren Geheimmittels gegen den Krebs. Hier, dieser wichtig blickende Herr, den so Viele grüßen und der so Viele grüßt, hat seine Carrière unter dem Kaiserreiche als Unterpräfekt begonnen, erwarb ein großes Ansehen durch seine geschickte Handhabung der Wahlurnen mit doppeltem Boden und ist jetzt Staatsrath der Republik. Diese schöne Dame mit dem reinen Engelsprofil und dem durchsichtigen Teint ist eine vornehme Dame aus der Fremdenkolonie; der ältliche würdige Herr im rothen Fez an ihrer Seite ist ein ungeheuer reicher Orientale, Grieche oder Türke, man weiß nicht recht; Freund des Gatten, wie es scheint, und sicherlich intimer Freund der Dame. Dieses nette Pärchen im reichen Daumont ist ein ausländisches Ehepaar; sehr vornehm, russische Fürsten oder walachische Prinzen oder etwas ähnliches; macht großes Haus und hat schon nach sechswöchentlicher Anwesenheit in Paris sehr viele Freunde erworben; kauft merkwürdig viel Brillanten in der Rue de la Paix, auf Kredit, nebenbei bemerkt. Die Spaziergänger auf dem asphaltenen Trottoir kennen alle die Vorüberfahrenden und an jeden Namen, den sie einander vorsagen, knüpft sich ein Lächeln oder eine kleine Geschichte oder nur ein Achselzucken. Ah, sie ist so interessant und wunderlich, diese vielfarbig leuchtende, betäubend und fremd=

artig duftende Flora von Seerosen und Wasserlilien, von Algen und Fäulnißpilzen, die die Oberfläche des Pariser Sumpfes mit einer schillernden Decke überwuchert! Drei Stunden, von drei bis sechs Uhr, an der Seite eines kundigen Führers in den Champs Elysées verbracht, geben die vollständigsten Aufschlüsse über die wichtigsten Kapitel des Pariser Lebens: über die Gesellschaft und ihre konstituirenden Elemente, über die Carrièren, über die bürgerliche, politische und finanzielle Moral, über die Ehe und die Familie und über die Skandale des Tages.

Die Stunde des Diners bringt einen neuen Wechsel in die Physiognomie der elysäischen Felder. Die vornehme Welt kehrt in ihre Hôtels zurück und überläßt den Platz den kleineren Leuten. Der Bourgeois mit Ehehälfte und Stammhalter, der „Calico" (Ladenschwengel) oder Student auf der Suche nach leichten Abenteuern, der Ouvrier in Blouse und Seidenkappe, die Ouvrière in bloßen Haaren strömen nun herbei, um die von der Tagesarbeit zusammengepreßte, von Zimmerluft und Straßenstaub ermüdete Lunge im kühlen Abendhauch zu erweitern und die abgespannten Nerven mit frischem Grasduft zu erquicken. Die Sonne geht hinter dem Triumphbogen unter, der sich schwarz von einem leuchtenden Himmel abhebt und vom Abendroth wie von einer gewaltigen Glorie umflammt wird, während auf der entgegengesetzten Seite der Obelisk sich in mattem, von Goldpunkten durchflimmertem Weißgelb unbestimmt auf dem schwarzem Hintergrunde des nächtigen Horizontes abzeichnet. Die Gasflammen auf der Place de la Concorde und in den Champs Elysées

beginnen sich zu entzünden. Wunderbare Illumination! Eine ganze Lichtdecke, aus Hunderten von Flammen bestehend, ist über den riesigen Platz aufgehängt; Flammenbögen wölben sich über den Eingängen der elysäischen Felder, flammende Inschriften treffen an allen Ecken das Auge; zwischen den Bäumen bauen sich ausgedehnte Feenpaläste aus Flammen auf; Façaden, Umfassungsmauern, Bögen und Pforten, Alles aus Gasflammen nachgebildet; das sind die taghell erleuchteten Cafés chantants; im blendenden Meere weißen Lichtes strömen da und dort breite Streifen von rothen und blauen Flammen, die einige weichere Töne in die gigantische Lichtsymphonie bringen; zwei unabsehbare Reihen von Flammen ziehen sich die Avenuen empor, um zu Glühwürmchen zusammengeschrumpft hinter dem Triumphbogen in Nacht unterzugehen. Das Laub der Bäume flimmert im darauffallenden grellen Gaslicht mit einem eigenthümlich phosphoreszirenden Grün und über der ganzen Scene wölbt sich ein Himmel, der selbst bei völliger Wolkenlosigkeit und bei hellleuchtendem Vollmond vom Reflex der unzählbaren Straßenlaternen des ungeheuern Paris einen leisen Anhauch von befremdlichem Rosa zeigt.

Nun erfüllen lärmende Musik und Gesang und hundertfältiges Geschrei die Luft und alle diese verschiedenartigen Töne fließen zu einer vagen Gesammtharmonie zusammen, die die Seele in Träumerei wiegt. Allerorten vergnügen sich anspruchslose Menschen mit naiven Genüssen. Hier kreisen unter einem leinwandenen Zeltdache Ringelspiele, auf deren Holzpferden und kleinen Kutschen Arbeiterinen und

erwachsene Bursche und Kinder durcheinander in der Runde umwirbeln und unter hellem Gelächter mit einem Stäbchen die Eisenringe wegzuhaschen trachten, welche der Geschäftseigenthümer unter unerschöpflichem Redeflusse und haarsträubenden Wortwitzen ihnen vorhält. Nebenan zappelt auf einer Puppenbühne Guignol, dieser Pariser Vetter des Londoner „Punch and Judy" und des Wiener „Wurstel", sein bekanntes pantomimisches Drama, in welchem mystische Gelehrte eine verkümmerte Form ich weiß nicht welches uralten Sonnenmythus der arischen Menschheit zu erkennen glauben, und davor sitzen auf einigen Bänkchen Kinder, die mit dem größten Interesse den Peripetien der Handlung folgen und in jubelnden Applaus ausbrechen, wenn ihr Liebling, der weiße Hase, auftritt.

In Buden, welche mit bunten Papierlampions beleuchtet sind, wird Coco feilgeboten, dieses aus Süßholz und Citronenschalen gebraute milde Emeto-Katharticum, das der Pariser Geschmack in einem Augenblicke unbegreiflicher Verirrung zu einem Alltagsgetränk erhoben hat, und neben den großen Flaschen mit der übelaussehenden, fahlgelblichen Flüssigkeit sind Kuchen ausgelegt, welchen der sie bedeckende dichte Staub ein so ehrwürdig archäologisches Aussehen verleiht, als wären sie altklassisches Backwerk, das unter der vulkanischen Asche von Pompeii hervorgegraben worden ist. Den merkwürdigsten Anblick bieten die großen Cafés chantants dar, aus denen von acht Uhr Abends bis Mitternacht ununterbrochen Gesang und Orchestermusik heraustönen. Nur die Bühne befindet sich unter einem Obdach, die Zuschauer sitzen unter

freiem Himmel, von Bäumen umrauscht und eingehegt von einem mannshohen lebendigen Zaun und einem aus Gasflammen gebildeten Feuerzirkel. Dieser Zaun und diese Lichter bilden natürlich keine Mauer für die Stimme und den Klang der Instrumente und diesen Umstand macht man sich in eigenthümlicher Weise zu Nutze. Ein Unternehmer hat außerhalb des Etablissements eine Reihe von Stühlen aufgestellt, die um zwei Sous für den ganzen Abend vermiethet werden. Diejenigen nun, die weder zwei noch einen Franken bezahlen wollen, um sich den Genuß des Café chantant zu verschaffen, setzen sich außerhalb der Anstalt hin und begnügen sich mit dem akustischen Theile der Productionen, den sie um zehn Centimes erhalten, während sie auf den optischen Theil derselben, der den Genuß so sehr vertheuern würde, weise verzichten. Dieser kleine Zug ist charakteristisch für Paris. Reiche Leute speisen bei Brébant um zwanzig Franken, ärmere, die auch einmal mit der Brébant'schen Küche Bekanntschaft machen wollen, kaufen um zwei Franken von der Dienerschaft sehr anständig aussehende Tafelüberreste; wolhabende Leute bezahlen Glacéhandschuhe bei Bertin mit fünf Franken, Calicos kaufen in einigen Läden dieselben Handschuhe, nachdem sie einige Tage lang gedient haben, um einen Franken; diejenigen, die es thun können, verbringen den Abend in den „Ambassadeurs" oder der „Horloge" oder wie die Cafés chantants alle heißen und erhalten die Lieder und Possen aus erster Quelle, der genügsamere und sparende Theil des Publicums aber nimmt außerhalb der Etablissements mit den spottbilligen

Abfällen der Gesänge vorlieb, die der Abendwind ihm freundlich zuwehen will. Nur in Paris kann die Anekdote von dem Bäcker entstanden sein, der von einem armen Teufel Bezahlung verlangte, weil er einige Minuten lang den Dampf eingesogen hatte, welcher dem warmen Backwerk in der Auslage entströmte.

Nach Mitternacht sind die Vorstellungen im Zirkus und in den Cafés chantants zu Ende, Guignol schlägt zum letztenmale den Hasen todt und wandert in den Sack seines Herrn, die Carrousels stellen ihre Umdrehungen ein, die Cocobuden verdunkeln sich, das Meer blendenden Lichts ebbt hinweg und die Nacht tritt in ihre Rechte. Leerer und leeren werden die Alleen, die Bäume verbreiten tiefe Schatten, alle Laute verstummen allmälig und zuletzt hört man nur mehr in den dichten Bosquets hinter dem Industriepalaste von Zeit zu Zeit ein zweistimmiges Flüstern in Sopran und Baryton, das eine intriguirende Tendenz hat, plötzlich zu verstummen, wenn sich einer der schweigsamen Sergents de Ville auf seinem unermüdlichen Rundgange der Stelle nähert, und wieder laut zu werden, wenn dieser Wächter der guten Sitten sich entfernt.

Die einzigen Gäste, welche die elysäischen Felder auch jetzt noch beherbergen, sind Bohèmes aller Art, die herausgekommen sind, um aus dem frischen Rasen oder einer harten Sitzbank ihr Bett und aus dem hellgestirnten Nachthimmel die Decke ihres Schlafzimmers zu machen. Sie legen sich hin, diese armen Teufel ohne Freunde und ohne Sou, und träumen vielleicht, daß sie in einem eleganten Coupé durch

dieselben Champs Elysées fahren, welche nun ihre Lagerstätte sind, und daß hungrige Fußgänger ihnen neidvoll und bewundernd nachsehen, wie sie selbst am Nachmittage den Insassen der vornehmen Equipagen nachgesehen haben. Der Mond, der ihnen ins Gesicht leuchtet, sieht sie im Traume glücklich lächeln. Der Kampf ums Dasein hat merkwürdige Wechsel von Triumph und Niederlage in dem großen Paris. Vielleicht wird der Schläfer sein Lebelang ein Armer und Elender bleiben und im Spitale sterben. Aber wie oft hat sich auch das glänzende Zukunftsbild verwirklicht, das ein Bohèmes mondscheinumflossen in einer milden Sommernacht auf dem duftenden Rasen der elysäischen Felder geträumt hat!

Das Palais Royal.

Wie doch selbst Oertlichkeiten und Gebäude den wechselnden Launen der Mode unterliegen! Das Palais Royal weiß davon etwas zu erzählen. Es ist eine gefallene Größe und zehrt nur noch an den Resten seines historischen Ruhmes. Im Herzen von Paris gelegen, wendet es seine Hauptfaçade dem nach ihm benannten Platze zu, dessen entgegengesetzte Seite eine der reichsten Fronten des Louvre bildet, und reicht bis an's Ende der Rue Vivienne, welche einer der hauptsächlichsten Nebenflüsse des mächtigen Boulevardstroms ist und deren Verkehrsfluten es voll in sich aufnimmt. Und trotzdem verliert es immer mehr von der Bedeutung, die es einst für das Pariser Leben hatte, und sinkt unaufhaltsam von seinem ehemaligen Range auf das Niveau eines großen Dutzendbazars hinab.

Das Palais Royal, das, wie der erstbeste Baedeker lang und breit erzählt, vom Cardinal Richelieu erbaut worden ist, kann als das Muster jener Hôtels „entre cour et jardin“ angesehen werden, die unter dem ancien régime so beliebt waren. Architektonisch ist es vollkommen unbedeutend. Es

besteht aus einem einfachen Mitteltrakte und zwei senkrecht von demselben abgehenden kurzen Flügeln, die drei Seiten eines kahlen, steingepflasterten Hofes bilden, dessen vierte Seite gegen die Straße hin durch ein vergoldetes Eisengitter abgeschlossen wird. Hinter dem Palais Royal dehnt sich der große rechteckige Garten aus, dem es seine Bedeutung zu verdanken hat. Garten ist eigentlich eine recht anspruchsvolle Bezeichnung für zwei Rasenflecke, einen hübschen Springbrunnen mit weitem Bassin, einige Bäume, mehrere Marmor- und Bronzestatuen, einige schmale Blumenrabatten, mehrere grünangestrichene Bänke und etliche Zeitungs-, Pfefferkuchen- und Cocokiosks, allein das Ganze gibt doch ein anmuthiges Bild und wirkt überraschend durch den erfreulichen Gegensatz, den ein weiter, freier Raum mit Gras, Laub und Wasser zu den hohen Häusern und engen Straßen dieses übervölkerten, menschenwimmelnden Theiles von Paris bilden muß. Die Einfassung des Gartens erinnert einigermaßen an die Umrahmung des San Marco-Platzes in Venedig, mit dem Unterschiede jedoch, daß die stolzen, luftigen Bogengänge und die mit Halbsäulen geschmückten schlanken Pfeiler der Procurazien hier durch reizlose, gedrückte Corridore mit niedriger Flachdecke und durch ziemlich plumpe Mauerstützen ersetzt sind. Im vorigen Jahrhunderte blickten die stattlichen Häuser der Rue Montpensier und Valois frei in den Garten, allein der Herzog Philipp von Orleans, der seinen spekulativen Kopf später auf die Guillotine trug, kam eines Tages auf den Gedanken, die Einkünfte aus dem ihm gehörigen Palais Royal durch einen schlauen Streich zu vermehren.

Er umgab also den Garten von allen Seiten mit Zins=kasernen, deren Erdgeschosse sich in Galerien öffneten und die natürlich den Häusern der beiden genannten Seitengassen jeden Zugang zum Garten und jeden Ausblick auf denselben versperrten. Die Rue de Valois und de Montpensier wur=den dadurch mit einem Schlage aus vornehmen, glänzenden Hauptstraßen in enge, finstere und unbedeutende Winkel=gäßchen verwandelt, die Häuser verloren ihren Werth, die prächtigen Läden, Cafés und Restaurants, welche dieselben einnahmen, hatten keine Existenzberechtigung mehr. Die Eigenthümer und Miether, welche sich ruinirt sahen, strengten gegen den Herzog von Orleans einen Entschädigungsprozeß an; allein man weiß, welche Gerechtigkeit man in der „guten alten Zeit" in Frankreich ebenso wie anderwärts gegen einen Prinzen von Geblüt erwarten konnte; die Klageführenden wurden mit Spott abgewiesen, die Hausbesitzer hatten sich für die plötzliche Entwerthung ihres Eigenthumes zu trösten wie sie konnten, die Geschäftsleute aber mietheten andere Läden in den neuen Galerien, die der Mittelpunkt des Pariser Lebens wurden.

In der That, das Palais Royal war in der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten und noch zu Beginn des neun=zehnten Jahrhunderts, ganz besonders aber während der Revolution und des Empire, für die Stadt das, was heute der Boulevard des Italiens für sie ist. Hier verschlenderte die vornehme Welt ihre müßigen Stunden, hier war der natürliche Ort für alle galanten und geschäftlichen Stelldich=eins; den Garten füllte Tag und Nacht eine bunte Menschen=

masse, in der der Ausländer und Provinzbewohner sich mit dem Pariser vermischte, der Arbeiter im Wams den großen Herrn im goldgestickten Hofkleide streifte, der Abenteurer auf einen glücklichen Zufall harrte und die Phryne der Trottoirs ihre groben Netze auswarf. In den zahlreichen und eleganten Cafés, welche den Garten umgaben, versammelte sich die ganze gute Gesellschaft von Paris. Hier war das berühmte Café Foy, das allein das Privilegium besaß, Tische und Stühle im Garten selbst aufzustellen, und das Café du Caveau, welches schon unter der Regentschaft alle Schriftsteller und Künstler von Namen, alle vornehmen Leute von Geist zu seinen Stammgästen zählte. Camille Desmoulins frequentirte das Café Corazza und predigte vor demselben den Sturm auf die Bastille. Die Revolution nahm ganz eigentlich ihren Ursprung im Palais Royal, dessen Namen sie, als sie gesiegt hatte, in „Palais Egalité" verwandelte, ohne im Uebrigen etwas an seiner Bedeutung zu ändern. Die Volksmenge war nun nur noch dichter, das Leben und Treiben nur noch aufgeregter als unter dem Königthume. Die rothen Absätze und feinen Salondegen, die Jabots und gestickten Röcke verschwanden mit den Aristokraten und an ihrer Stelle erschienen die rothen phrygischen Mützen, die Schärpen, die Cocarden, alle die extravaganten Trachten und Abzeichen der Revolutionsepoche. Der Verkehr nahm derbere Formen an, die Conversation wurde lärmender und großsprecherischer, die politischen Spaltungen erfüllten Jedermann gegen seinen Nächsten mit Mißtrauen oder Haß, die Parteien vermieden es, miteinander in gesell=

schaftliche Berührung zu kommen, und schlugen ihr Hauptquartier in verschiedenen Cafés auf. Das Café Corazza wurde der Sammelplatz der Jakobiner, im Café du Caveau schlürften die Girondisten ihren Mokka, das Café de Valois diente den Feuillantins als Feldlager, blos das Café Lemblin blieb einigermaßen von den wilden politischen Diskussionen verschont, weil sich hier eine Gesellschaft friedliebender Gelehrten traf, welche sich das Wort gegeben hatten, die Leidenschaften des Tages nicht in ihre Nachmittags- und Abendzusammenkünfte mitzubringen.

Als die Schreckensherrschaft ein Ende genommen hatte und das Directorium auf sie gefolgt war, geschah, was immer geschieht, wenn ein lebhaftes und nervöses Volk vom Drucke einer ungeheuern Angst, sei sie nun durch eine Pest, einen Krieg oder ein blutiges Regiment verursacht worden, jäh befreit wird. Alle Welt suchte sich für die ausgestandenen Schrecken schadlos zu halten. Ein Genußfieber bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung. Das Pariser Leben wurde eine einzige, unerhörte, schrankenlose Orgie und der Mittelpunkt dieses brutalen, tollen Festes war das Palais Egalité, das sich in ein großes Freudenhaus verwandelte. Den Garten nahm das cynische Laster in Gestalt schamlos herausfordernder lärmender und singender Dirnen ein; im Mittelgeschoß richtete sich eine ganze Reihe von Tanzlokalen ein, in welchen allnächtlich bis zum Morgengrauen die zügelloseste Carmagnole getanzt wurde. Zahllose Cafés chantants entstanden, welche neben dem patriotischen Gesang die allerschmutzigsten Gassenhauer pflegten; es öffneten sich mehrere Possentheater,

in denen die gemeine Zote zur üppigsten Entwicklung gelangte und die trotzdem — oder ebendarum — stets bis auf die letzten Plätze von den besten Klassen der damaligen Gesellschaft gefüllt waren; die Kaffeehäuser verwandelten sich in Spielhöllen, wo ungeheure Summen den Besitzer wechselten und Diebstahl, Prügelei, Todtschlag und Selbstmord zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehörten. Dieser Stand der Dinge überdauerte das Directorium und währte durch die ganze Zeit des Empire, mit dem Unterschiede, daß während dieser Epoche das militärische Element im Publicum des Palais Royal, damals „Palais du Tribunat" genannt, eine hervorragende Rolle spielte. In den kurzen Friedenspausen zwischen den steten Kriegen strömten die jungen, lebenslustigen Offiziere in Paris zusammen und vergnügenshungrig, wie man es unter den jahrelangen Entbehrungen des rauhen Lagerlebens wird, vergeudeten sie ihr Gold und ihre Jugendkraft in den Spielhöllen und moschusduftenden „Cabinets particuliers" der Restaurants des Palais Royal. So weitreichend war um diese Zeit der Ruf dieses Ortes und so mächtig die Anziehung, die er übte, daß bei der ersten und zweiten Invasion die vornehmen und reichen Offiziere der alliirten Armeen nach ihrem Einrücken in Paris nichts Eiligeres zu thun hatten, als in's Palais Royal zu stürzen und mit seinen Geheimnissen Bekanntschaft zu machen. Eine in Paris häufig wiederholte und allgemein geglaubte Legende erzählt, daß Blücher, der dem Beispiele seiner englischen und russischen Kameraden gefolgt war, in der berüchtigten Spielhölle, welche die Nummer 154 trug, einmal in einer

einzigen Nacht anderthalb Millionen Francs verlor und dadurch in eine so böse Laune gerieth, daß er die Jenabrücke in die Luft sprengen wollte. Deutsche Historiker und Biographen wissen von dieser kuriosen Episode nichts und die Summe, die angegeben wird, ist offenbar übertrieben. Aber etwas Wahres wird an der Anekdote wol sein. Gleichfalls während der Invasion suchten die entlassenenen Offiziere der aufgelösten napoleonischen Armeen truppweise das Palais Royal auf, setzten sich mit Vorliebe in den Cafés und Restaurants zu den Tischen, an welchen sich bereits fremde Offiziere befanden, und begannen mit Ostentation die alliirten Armeen, ihre Monarchen und Führer zu verunglimpfen. Antworteten die fremden Offiziere, so entstand ein persönlicher Streit, der manchmal zu Handgreiflichkeiten und immer zu einem Duell führte. Das war es eben, was die erbitterten Sieger von Austerlitz und Besiegten von Waterloo beabsichtigten. Sie wollten für die erlittene Unbill Detailrevanche nehmen und mancher Preuße, Russe und Engländer ließ in den wüsten elysäischen Feldern, die damals ein Lieblingsort der Duellanten waren, sein Leben unter einer französischen Klinge. Der Unfug nahm solche Dimensionen an, daß die Offiziere der alliirten Armeen bald nur die Wahl hatten, entweder auf die gefährlichen Süßigkeiten des Palais Royal zu verzichten oder gegen die kampflustigen französischen Patrioten den Schutz der Polizei anzurufen. Es gereicht ihrer Ritterlichkeit nicht sehr zur Ehre, daß sie sich für das letztere entschieden.

Die Vogue des Palais Royal dauerte unvermindert

bis gegen das Ende der Restauration. Damals unterdrückte die Polizei die Spielhöllen, sperrte die Zotentheater und reinigte den Garten von den Dämchen, die hier seit einem halben Jahrhundert eine unbestrittene Alleinherrschaft geübt hatten. Damit verlor der Ort seine Hauptanziehungskraft. Die Fremden, die in Paris zweideutige Unterhaltungen suchen, die Pariser, die eine Stunde lang heiteres, lärmendes Leben um sich sehen wollen, die Müßigen und Eleganten verließen das Palais Royal und machten den Boulevard des Italiens, der damals noch Boulevard de Gand hieß, zum Schauplatze ihres bunten Treibens. Der Mittelpunkt des Pariser Lebens deplacirte sich mit einem Ruck und das Palais Royal blieb weit abseits liegen. Seine Cafés, die keine Gäste mehr hatten, sperrten eins nach dem andern zu, die Unterhaltungsorte gingen ein, die vornehmen Restaurants übersiedelten auf die großen Boulevards und selbst die glänzenden Magazins, die lange Zeit der ausschließliche Verkaufsort aller kostbarsten und kunstvollsten Erzeugnisse der Pariser Industrie waren, blieben vom Wechsel der Dinge nicht unberührt und büßten viel von ihrer frühern Vornehmheit ein.

Trotzdem ragt noch manches Ueberbleibsel aus der Glanzzeit des Palais Royal in unsere Tage herüber. Wie die See, wenn sie sich zurückzieht, Muscheln und Krabben von wunderlicher Form auf dem Ufer läßt, die das fremdartig mannigfache Leben der Tiefe dem Landbewohner enthüllen, so hat auch die Flut des Pariser Genußlebens, nachdem es in ein anderes Bett abgelenkt worden war, einige seiner

charakteristischesten Schöpfungen hier zurückgelassen, mit deren Hilfe man sich unschwer ein Bild des alten Palais Royal rekonstruiren kann. An die alten Cafés erinnert noch das Café de la Rotonde, das vom verschwundenen Foy das Privilegium geerbt hat, Tische und Stühle in den Garten zu stellen, und das Café d'Orleans, das von einigen Gewohnheitsthieren der Literatur und Politik besucht wird. Das Genre der ehemaligen Possentheater vertritt noch das kleine „Théâtre du Palais Royal", an welchem die größten Komiker der modernen französischen Bühne wirken und das ausschließlich der hochgeschürzten Muse der ausgelassenen Heiterkeit dient, jener Muse mit den derben Zügen, fleischigen Lippen und durch ein breites Lachen entblößten weißen Zähnen, die an schlüpfrigen Späßen ihr Wolgefallen findet und an gewagten Gesten keinen Anstoß nimmt. Die berühmten „Trois frères provençaux" sind verschwunden, aber von den großen Restaurants bleibt noch der „grand Véfour", dessen vergoldete, altmodisch-prächtige „cabinets particuliers" im Entresol heute wie zur Zeit des Direktoriums und des Empire vom übermüthigen Lachen sorgloser Genießer und vom Knallen ausgeschossener Champagnerpfropfen widerhallen. Die andern Restaurants allerdings sind zu banalen Fütterungsanstalten degradirt, wo der Fremde zum festen Preise von 1 Fr. 50, 2 Fr. und 2 Fr. 25 C. eine unwahrscheinliche Reihe von Speisen und Getränken bekömmt, die sich alle ebensosehr durch ihre stolz klingenden Namen wie durch ihre eigenthümlich komplizirte unanalysirbare Zusammensetzung auszeichnen und unter allen Umständen

die Wirkung miteinander gemein haben, daß sie anfangs den Consumenten für die Billigkeit der Pariser Restaurants begeistern, um ihn nach einiger Zeit, ganz wie in Molière, „aus der Brädypepsie in die Dyspepsie, aus der Dyspepsie in die Apepsie, aus der Apepsie in die Lienterie, aus der Lienterie in die Dysenterie, aus der Dysenterie in die Hydropisie" und aus dieser Gott weiß wohin noch fallen zu machen.

Neben Schnick=Schnack=Läden, in denen billige Männerkleider aus Shoddytuch und werthlose Nachahmungen von Goldschmuck und Edelsteinen verkauft werden, bestehen noch viele der alten Geschäfte, die einst ihres Gleichen in Europa nicht hatten. Fontana legt nach wie vor seine Brillanten und Rubinen aus, die nur von gekrönten Häuptern oder amerikanischen Petroleum= und Minenkönigen bezahlt werden können; Chevets Schaufenster vereinigt noch immer die Leckerbissen aller Welttheile: Schwalbennester und Chow=Chow=Konfituren aus China und junge Bären aus den Pyrenäen; englische Austern und isländische Lachse; Zuckerrohrsprossen aus Cuba und Ananas aus Brasilien; böhmische Fasanen und javanesische Betelnüsse, mehr, Besseres, Theureres, Sonderbareres, als Lucullus zwischen seinen Nachtigallenzungen und menschengefütterten Muränen je geträumt hat. Noch immer findet man hier die großen Ordenhändler, die alle Ehrenzeichen der Welt, vom goldenen Vließ bis zur stählernen 1870 — 71er Erinnerungsmedaille auf dem Lager haben und dem erstbesten Industrieritter um zehn Franken einige Endchen beliebig gefärbter Seidenbänder, das heißt den Fonds

liefern, mit dem er einige Monate lang schwindeln, Gimpel rupfen, große Schulden machen und wolleben kann. In der Galerie d'Orléans, einer stattlichen, glasgedeckten Halle, in der auch noch einige Nachzügler der ehemaligen Armee zweideutiger Besucherinen des Palais=Royal zurückgeblieben sind, werden schöne Terracotten verkauft, die mit großem und eigenartigem Talente Richter und Advokaten, historische und biblische Persönlichkeiten karikiren und die man so witzig und sauber gearbeitet nirgends sonst in Paris bekömmt. Auch an Glas und Porzellan, an Schildpatt und Email findet man noch immer das Schönste im Palais Royal und wenn ein Naturereigniß wie dasjenige, das Herkulaneum und Pompeii von der Erdoberfläche verschwinden gemacht hat, es unter einer Lavaschichte begraben würde, aus der erst nach zwei Jahrtausenden ein glücklicher Entdecker es wieder ans Licht hervorzöge, so hätten die Gelehrten jener Zeit ein vollständiges Museum vor sich, das ihnen einen tiefen Einblick in die grenzenlosen Uebertreibungen des Pariser Luxus zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts gestatten würde. Verlegen würden sie die tausend Gefäßchen und Sächelchen aus Gold und Silber, aus Elfenbein und Porzellan betrachten, die bestimmt waren, auf den Toilettetischen der Damen und den Schreibtischen der Herren, in Reisekoffern und auf der Tafel, auf dem Salontisch und dem Kamine zu figuriren und Bedürfnisse zu befriedigen, die zu errathen die Archäologen der Zukunft sich vergebens ihr entwickelteres Gehirn des neunundDreißigsten Jahrhunderts zermartern würden. Aber mehr noch vielleicht als die nicht

auszuklügelnde Bestimmung all dieser niedlichen Nichtse würde sie wol der Preis verwirren, den sie auf manchem derselben angegeben finden könnten, und wenn sie nach diesen Preisen zum Schlusse gelangen würden, daß in unserer Zeit aus unbekannten Gründen Elfenbein, Email, Schildpatt, Glas und Porzellan kostbarere Stoffe gewesen sein müssen als Gold und Edelsteine, so wäre das ein Irrthum, dem viele Läden des heutigen Palais Royal einen Anschein von Richtigkeit geben.

Das Grab Napoleons.

Die Straßennomenklatur von Paris, seine öffentlichen Monumente und die ehernen und steinernen Grabdenkmäler auf seinen großen Leichenäckern bilden ein wahres Inhaltsverzeichniß zur imposanten Geschichte Frankreichs. Jeder Name ist die Ueberschrift eines bedeutenden Kapitels, jede Statue eine Illustration, die sich in den stolzen Text einfügt. Allein der großartigste Abschnitt des Buches ist derjenige, dessen Ueberschrift „das Grab Napoleons“ heißt, dessen Initiale die Vendômesäule und dessen Schlußvignette der Arc de Triomphe ist.

Wenn wir, die Menschen des letzten Viertels dieses nüchternen Jahrhunderts, den Dom der Invaliden besuchen, so erwarten wir nicht in demselben große Emotionen zu empfinden, denn wir kommen ohne Begeisterung und ohne Illusionen; von der langen Periode des Katzenjammers, die dem Gloire=Rausche gefolgt ist, haben wir noch einen gallbittern Geschmack im Munde zurückbehalten, der uns einen lebhaften Widerwillen gegen dieses betäubende Getränk einflößt; das Empire zu bewundern ist uns, die wir seine

unheilvollen Konsequenzen für die Entwickelung Frankreichs, ja unseres ganzen Erdtheils kennen, unmöglich geworden; der große Name Napoleons selbst ist uns abstoßend, seit uns aus demselben der Name Napoleons des Kleinen entgegenzischt wie eine giftige Viper aus den Schründen eines reichen Grabmals; an die napoleonische Legende glauben wir nicht mehr, seit die allaufhellende Geschichte in ihre regenbogenfarbenen Nebel hineingeleuchtet hat, und die Rhapsodien Thiers' beantworten wir mit einem skeptischen Achselzucken, seit die Weihrauchwolken, mit denen er das Bild des Kaisers umqualmt hat, von der unerbittlichen Kritik eines andern und größern Forschers, des Historikers Lanfrey, wie von einem Regenschauer niedergeschlagen worden sind. Eher feindselig und bitter als überschwenglich gestimmt, mit epikritischer Klügelei jede enthusiastische Regung in uns bekämpfend, durchschreiten wir den weiten, stillen Ehrenhof des Invalidenpalastes, von dessen Galerie das eherne Standbild Napoleons mit seinem herrlichen Imperatorenkopfe herabblickt, und treten in die hallende Kirche der Invaliden, unter deren Decke die eroberten Kriegsfahnen aller Völker, die Trophäen von hundert Schlachten, aufgehängt sind. Das Echo, das der Schritt des Besuchers auf dem Marmorestrich erweckt, ist gewöhnlich der einzige Laut, der diese Kirche bewohnt. Auf den Bänken sitzen da und dort verstümmelte Krieger, die ihr Kreuz der Ehrenlegion gegen eine Gliedmaße eingetauscht haben und in schweigsamer Traumverlorenheit zu den bunten Feldzeichen aufblicken, deren zerfetzte Tücher und Bänder in einer geheimnißvollen Bewegung leise hin

und herschwanken, als flögen unsichtbar die Genien des Ruhmes zwischen ihnen umher und streiften sie mit dem Saume ihrer Flügel. An der Rückseite des Hochaltars befindet sich der Eingang in die Gruft des Kaisers. Zwei bronzene Krieger, deren finstere, bärtige Gesichter einen ergreifenden Ausdruck von Kummer haben und geradezu von mannhaft verhaltenem Schluchzen zu zucken scheinen, halten auf Kissen Szepter und Krone, diese Embleme vergänglicher Macht, die der Todte an der Schwelle des Grabes zurücklassen muß, und bewachen die eherne Pforte, über der in Goldbuchstaben der Satz aus dem Testamente des Kaisers glänzt: „Ich will, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, inmitten des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe."

Zwei schmale Thüren verbinden die Kirche der Invaliden mit der Grabkirche, die unmittelbar an sie stößt. Ihr Grundriß bildet ein Viereck, innerhalb dessen acht Pfeiler im Kreise aufgestellt sind und als Tambour dienen, um die mächtige Kuppel zu tragen. Die vier Ecken sind in vier Kapellen umgewandelt, welche die Gräber von Feldherren und Königen, von Turenne und Vauban, von Josef Bonaparte, dem Eintagskönig von Spanien, und von Jérôme Bonaparte, dem Eintagskönig von Westphalen, enthalten. Dem Haupteingange gegenüber erhebt sich ein reicher Hochaltar, an welchem die Erinnerungstage des Kaisers durch Messen gefeiert werden. Durch die Lichtöffnungen der Kuppel und durch die Fenster, welche mit blaßblau gefärbten Scheiben verglast sind, fließt ein eigenthümlich hartes und kaltes Licht,

das den weiten Raum mit einer märchenhaft unnatürlichen Dämmerung erfüllt. In dieser unheimlichen Beleuchtung erscheint das lebensfrischeste Gesicht von leichenhafter Blässe übergossen; die Mienen werden finster und feierlich, der polirte weiße Marmor der Pfeiler hat Reflexe, als wäre er übereist, die Gegenstände scheinen vergrößert und unirdisch, der Raum zu überwältigenden Ausdehnungen erweitert. In der Mitte der Kirche, unterhalb der Kuppel und eingefaßt von einer steinernen Brustwehr, öffnet sich eine tiefe und weite Gruft, in der das hinabstarrende Auge im ersten Momente nichts unterscheidet als einen riesenhaften Sarkophag aus röthlichem Stein, der inmitten der Krypte frei auf Wolken zu schweben scheint. Erst wenn sich der Blick nach längerem Schauen an das unten herrschende Dunkel gewöhnt hat und es durchdringen kann, treten aus den verworrenen Schatten allmälig deutlichere Einzelheiten hervor. Man sieht, daß das Estrich von einer farbigen Mosaik gebildet wird, die einen riesigen Stern darstellt, durch dessen Strahlen sich ein Lorbeerkranz schlingt. Inmitten dieses Sterns steht ein hohes Postament, welches den Steinsarg mit den Resten Napoleons trägt. Ringsumher blicken vom Grunde des Grabes große Namen, die in den Boden eingeschrieben sind, zu uns herauf; wir lesen „Rivoli", „die Pyramiden", „Marengo", „Austerlitz", „Jena", „Friedland", „Wagram", „die Moskawa"; an den Wänden sehen wir große Bündel erbeuteter Feindesfahnen, die gleichsam von den Schlachten erzählen, über deren Namen sie aufgehängt sind. Zwölf geflügelte Genien aus Marmor stehen in der Runde um

den Sarg und die Schlachtennamen und die Fahnen und hinter ihnen, in undurchdringliches Dunkel verloren, errathen wir Wandreliefs mehr als wir sie sehen. Je länger wir in die Tiefe hinabblicken, umso mächtiger erfaßt uns die Majestät dieses Grabes. Die Erinnerung an den 18. Brumaire und den 2. Dezember, an Waterloo und Sedan verschwindet unmerklich aus unserer Seele; ein Wolkenschleier zieht sich vor das Bild Napoleons des Kleinen und der bestialischen Metzelei auf dem Boulevard Montmartre; das Grollen der „Châtiments" von Viktor Hugo tönt immer ferner, immer leiser, die Kritik Lanfreys verstummt, dagegen beginnen die begeisterten Verse der „Légende des Siècles" und die Kaiserlieder Bérangers in unserer Seele zu klingen; erst undeutlich und dumpf, dann immer lauter, immer dröhnender, immer mächtiger, immer näher schallt der Trommelwirbel des Tambours Legrand, von dem die Reisebilder Heines erzählen, ein Tumult von rollenden Salven und klirrenden Schwertern und donnernden Reiterchargen erfüllt die weite Gruft, hunderttausend Stimmen jauchzen das gewaltige „Vive l'empereur", das einst wie ein Sturm über Schlachtfelder hinbrauste, die großen Namen auf dem Estrich beginnen zu leuchten und den Raum mit wunderbarem Glanze zu erfüllen, die Fahnen flattern und wehen, wie von einem jähen Windstoß belebt, urplötzlich blitzt die Sonne von Austerlitz aus der Tiefe des Grabes hervor und aus dem aufklaffenden Sarkophag steigt der Schatten des Kaisers herauf, ein ungeheurer Schatten, der die Kirche erfüllt und bis zur Kuppel emporwächst und die Kuppel durchbricht

und sich über die ganze Welt verbreitet und von einem Pole bis zum andern reicht . . .

Wie riesig groß ist die Gestalt Napoleons und wie wenig kann ihm die historische Kritik anhaben, wenn man ihn von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, von dem er betrachtet sein will! Alle Charaktermängel, alle moralischen Gebrechen, die man an ihm tadelt, darf man ihm nur aus einem Grunde vorwerfen, darum, weil er an der Grenzscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Er gehörte nicht in seine Zeit; er war eine Erscheinung aus einer andern, längstvergangenen Geschichtsepoche und hatte sich um anderthalb Jahrtausende verspätet. In den heroischen Jahrhunderten der Völkerwanderung wäre er an seinem richtigen Platze gewesen; unter den großen Heerkönigen und Dynastiegründern jener wilden Zeit finden wir seine Ebenbilder und das Beispiel seiner Laufbahn. Ein Mann aus der dunkeln, wimmelnden, namenlosen Masse des Volkes schwingt sich durch Kraft und Muth und Weisheit zum ersten Range empor. Zu seinem Aufsteigen benützte er alle Mittel, die sich ihm bieten, und verschmäht weder List noch Verbrechen. Er heiratet die alte und häßliche Gemalin eines Vornehmen, um Ansehen und Reichthum zu gewinnen; er tödtet Nebenbuhler, dingt Meuchelmörder, um die Glieder einer alten, von ihm verdrängten Dynastie aus dem Wege zu räumen, erobert Länder, rottet Völker aus, vertheilt ihre Güter an seine Verwandten, Diener und Anhänger, schafft aus diesen eine neue Aristokratie, ändert die Gesetze und Rechte seines Volkes, setzt seinen Willen an die Stelle der

nationalen Freiheiten und baut ein stolzes Reich auf, das manchmal ebenso rasch wieder zusammenbricht wie es entstanden ist und manchmal auf die Nachkommen des Gründers hinabsteigt. Von solchen Beispielen wimmeln die Chroniken des Jornandes und Paulus Diaconus, des Ammianus Marcellinus und des Gregor von Tours; Attila und Alarich, Theoderich und Chlodwig, Pipin der Kurze und Rurik haben diesen Weg zurückgelegt. Das Auge des Menschen jener Jahrhunderte vergrößerte die Objekte, wie unser Auge sie verkleinert. War es einem Manne gelungen, Ruhm und Macht zu erwerben, so gab ihm das Volk nicht blos die Krone und den Purpur, sondern auch eine Legende, die ihn noch weit größer machte als die Insignien seiner Königswürde. Man dichtete ihm einen göttlichen Ursprung an, man beurtheilte ihn nicht mehr, wie man gewöhnliche Sterbliche beurtheilt, man sah in jeder seiner Handlungen ein Verhängniß und eine übermenschliche Vorbestimmung und noch bei seinen Lebzeiten hatte sich um seine Anfänge ein mystischer Nebel gebildet, der alle Welt mit abergläubischer Verehrung erfüllte.

Napoleon hat nichts Anderes gethan als die gewaltigen Dynastiegründer der Völkerwanderungszeit. Er hat Frau v. Beauharnais geheiratet, die um mehrere Jahre älter war als er und mit einer schon etwas welken Schönheit einen mindestens zweideutigen Ruf verband, und ist durch sie General geworden. Er hat sich mit Gewalt zum lebenslänglichen Consul und zum Kaiser gemacht und alle Rechte und Freiheiten der französischen Nation konfiszirt. Er hat

seine Frau von sich gejagt, als ihm eine andere Heirat nothwendig und vortheilhaft schien, und den Herzog von Enghien ermorden lassen, als er seiner habhaft wurde. Er ist seinen Feinden schrecklich und seinen Dienern ein übermäßig freigebiger Herr gewesen. Er hat eine neue Aristokratie geschaffen und mit den rücksichtslos genommenen Gütern der alten bereichert. Um den Preis unendlich vielen Blutes hat er sein Volk zum ersten der Welt gemacht und ihm, ohne es zu befragen, manche ausgezeichnete und manche schlechte Gesetze aufgenöthigt. Das ist vom ersten bis zum letzten Punkte, in jedem Zuge, die Handlungsweise eines Barbarenkönigs, den sein Volk im vierten oder fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung in die Reihe der Götter erhoben hätte. Allein nach Voltaire und den Encyklopädisten durfte ein Dynastiegründer nicht mehr auf den goldenen Nebel der Legende rechnen; wenn sie sich trotzdem bildete, so konnte sie nicht lange dauern. Die Sonne, die einst von vielen Völkern als Gottheit angebetet wurde, muß es sich heute gefallen lassen, von uns unehrerbietig untersucht zu werden. Die Untersuchung zeigt, daß das Gestirn, vor dessen Glanz sich unwissende Nationen in den Staub warfen, voll schwarzer Flecken sei. Die Zeit der Teleskope macht die Sonnenanbetung unmöglich.

Alle Eigenschaften, die uns an Napoleon kleinlich und unwürdig und hassenswerth scheinen mögen, würden uns als groß und nothwendig imponiren, wenn sie die Eigenschaften eines germanischen Heerkönigs wären. Allein nicht nur die Charaktergröße Napoleons leidet darunter, daß er

ein Zeitgenosse unserer Väter und nicht ein solcher Attilas gewesen ist. Sein Auftreten in einer Zeit, die für ein solche Erscheinung die nothwendigen Bedingungen nicht mehr aufwies, als unsere heutige Schöpfung sie für die Existenz eines Ichthyosaurus aufweist, hat über die französische Nation ein grenzenloses Unglück gebracht. Ein modernes Volk ist nicht mehr stark genug, um einer so gewaltigen Persönlichkeit als Postament zu dienen; es wird von ihr zermalmt. Ein modernes Volk hat nicht mehr die moralische Kraft, einen so ungeheuern Einzelwillen ertragen zu können. In barbarischen Völkern ist das Individuum von trotziger Unabhängigkeit und einem starren Freiheitsgefühl, welches selbst die geistige Uebermacht eines Heroen nicht zu brechen vermag. Chlodwig war bereits der gefeierte Führer der Franken, als es noch ein obskurer Krieger wagte, mit der Axt das Gefäß zu zerschlagen, welches das Heer bei Soissons erbeutet hatte und das der König für sich haben wollte, obwol es ihm nicht als Beuteantheil zugefallen war. So setzten sich dem wuchtigen Eisenwillen des Herrschers tausend unbiegsame Granitwillen des Volkes entgegen und der Charakter der Nation wurde durch das Ueberwiegen einer einzigen Persönlichkeit nicht geändert. In den modernen Nationen ist das Unabhängigkeitsgefühl des Individuums bis zur demüthigen Unterwürfigkeit verkümmert und eine vielhundertjährige Civilisation, die Anforderungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die Nothwendigkeit steter wechselseitiger Duldung, die Gewohnheit, in resignirter Selbstbeherrschung die eigenen Interessen und Neigungen allerlei fremden Rücksichten

unterzuordnen, haben den Willen des Einzelnen und der Nation so mürbe, so schwächlich, so widerstandsunfähig gemacht, daß er unter einem großen Tyrannenwillen jammervoll zusammenbricht wie eine schwache Schulter unter einer zu schweren Last. Und selbst nachdem der übermächtige Wille zu drücken aufgehört hat, kann sich die geistige Selbstständigkeit der Nation nicht gleich aufraffen, sondern liegt noch jahrzehntelang ohnmächtig und mit schmerzenden Gliedern auf dem Boden, ein leichtes Opfer jedes Angriffs, eine bequeme Zielscheibe jedes Uebermuthes. Während der ganzen Zeit der Herrschaft Napoleons, lange noch vor dem Empire, von 1798 bis 1815, stand angesichts seines souveränen Willens nicht ein einziger Wille, nicht die schwächste Opposition in Frankreich aufrecht; jeder Franzose unterwarf sich individuell freiwillig dem überlegenen Genius und gab es auf, eine eigene Schätzung, ein eigenes Urtheil, irgend eine geistige Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren. Aus diesem demüthigen Seelenzustande wurde eine Gewohnheit geistiger Hörigkeit, die in Frankreich fortlebt. So lange Napoleon herrschte, äußerte sich dieses moralische Helotenthum als unbegrenzte Bewunderung und eifriger Gehorsam; nach dem Verschwinden Napoleons nahm es die gemilderte und modifizirte Form des Autoritätendienstes an, der für den französischen Geist noch heute so charakteristisch ist. Die Leichtigkeit, mit der der Franzose Autoritäten acceptirt, der übertriebene Kultus, den er ihnen widmet, sind die letzten Nachwirkungen des Druckes, den Napoleon auf den Willen der Nation geübt hat und unter welchem dieser Wille gänzlich

verkümmert ist. Man kann aus dieser Erscheinung vielleicht eine allgemeine Lehre ziehen; man kann vielleicht sagen, daß es für moderne, civilisirte Nationen überaus gefährlich ist, unverhältnißmäßig stark ausgeprägte Individualitäten zu besitzen, und daß das Gesetz des Ostracismus, welches schon im alten Athen weise war, obwol man dort die Freiheit eifersüchtig hütete, für moderne Völker eine Nothwendigkeit, ja der einzige wirksame Schutz gegen die Unterdrückung des Nationalwillens durch einen Einzelwillen wäre. Dieser Schutz wäre mit zeitweiligen Ungerechtigkeiten gegen hervorragende Individualitäten meiner Ansicht nach nicht zu theuer bezahlt.

Napoleon, dieser ins neunzehnte Jahrhundert versetzte gewaltige Heerkönig aus dem fünften Jahrhundert, hat Frankreich eine solche Nationalpolitik und solche National-ideale gegeben, wie sie anderthalb Jahrtausende früher einem großen Volke nothwendig und nützlich gewesen wären. Zur Zeit der Völkerwanderung war Krieg der allgemeine Lebens-inhalt; man mußte Herr oder Sklave sein; ein Volk mußte siegen oder dienen, erobern oder sich vertilgen lassen. Die Größe eines Volkes maß sich damals nach der Zahl seiner Siege, nach den Haufen seiner geschlachteten Feinde, nach der Ausdehnung der von ihm verwüsteten Nachbarländer. In unserer Zeit wird ein Volk nicht auf Schlachtfeldern groß. Und daß Napoleon dies nicht begriff, bei seiner ganzen Organisation nicht begreifen konnte, war das große Unglück Frankreichs. Die französische Nation hatte im ganzen acht-zehnten Jahrhundert durch ihre Kunst, ihre Literatur, ihren kritischen Geist geglänzt und war um dieser Eigenschaften

wegen von der ganzen gebildeten Menschheit bewundert worden. Dann war die große Revolution hereingebrochen und hatte der Nation ein bestimmtes Ideal gegeben; dieses Ideal war die Freiheit für sich und für die andern; die Verbrüderung aller Individuen und aller Völker; das Zusammenwirken der ganzen Menschheit im Dienste des Fortschritts, der Aufklärung und der Unterdrückung aller Vorurtheile der alten Zeit. Dieses neue Ideal der nationalen Bestrebungen erhielt dem französischen Volke die alte Bewunderung der Welt und erwarb ihm neue Sympathien neben ohnmächtigen Feindschaften. Seine Verwirklichung war bereits begonnen; es schien, als sollte Frankreich die civilisatorische Leuchte der Welt werden; die Nachbarländer schickten sich schon an, das neue Evangelium von der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit anzunehmen; die friedliche Vereinigung der Menschheit zur großen Kulturarbeit bereitete sich trotz dem Widerstande der Könige sichtlich vor; da erschien Napoleon, warf das neue Nationalideal, dieses Kind der Revolution, aus der Wiege und legte einen Wechselbalg an seine Stelle. Die Nation merkte nichts von diesem verhängnißvollen Tausche. Gestern hatte sie für die Verbrüderung der Völker gearbeitet, von heute ab arbeitete sie für die Unterdrückung der Völker. Ihr Ideal wurde über Nacht der Krieg gegen die ganze Welt; sie arbeitete zwanzig Jahre lang für dieses, wie sie fünf Jahre lang für das andere gearbeitet hatte, und erst als sie nahezu unheilbare Schäden erlitten hatte, merkte sie, daß sie nicht für die großen Ideen der Revolution, sondern für die großen Ideen Napoleons, das heißt für die

großen Ideen der Völkerwanderungszeit gestritten und geblutet habe.

Die Geschichte Frankreichs seit dem ersten Empire hat eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit den Geschicken eines reichen Mannes, der sein ganzes Vermögen einem Gründer anvertraut, welcher ihm höchste Verzinsung, Verdoppelung des Kapitals und überhaupt die glänzendsten Vortheile verspricht, eine Zeit lang wirklich verblüffend hohe Dividenden — allerdings aus dem Kapitale selbst — bezahlt, jedoch eines Tages plötzlich bankbrüchig wird und seinen Kommanditär ruinirt, entehrt, mit Schulden und Verpflichtungen beladen im Stiche läßt. Frankreich hat sein ganzes Vermögen Napoleon anvertraut, der ihm dafür wahre Größe und wahre Prosperität zusagte. Zwanzig Jahre lang bezahlte der Imperator unendlich glänzende Zinsen für das ihm anvertraute Kapital, Zinsen, die auf dem Grunde seines Grabes und an den Wänden des Triumphbogens sorgfältig verzeichnet sind; sie heißen Marengo und Austerlitz, Jena und Wagram, sie heißen preußische und österreichische, spanische, englische und russische Fahnen, sie heißen eroberte Festungen und erbeutete Geschütze, sie heißen mit einem Worte Gloire. Frankreich war entzückt, Frankreich war glücklich, Frankreich segnete sich früh und abends, sein Vermögen einem Verwalter anvertraut zu haben, der die Geschäfte mit so glücklicher Hand leitete. Da brach ein tragischer Morgen an und der Imperator mußte sich fallit erklären. Ah, wie entsetzlich war dieser Bankbruch! Noch entsetzlicher, als die Blüthezeit glänzend gewesen war. Die Zinsen hatten Jena und Austerlitz

geheißen, der Bankerott hieß Leipzig und Waterloo. Die Zinsen hatten eroberte Festungen und erbeutete Fahnen geheißen, der Bankerott hieß die erste und die zweite Invasion, die Verwüstung, die Demüthigung. Und als das Empire zusammengebrochen und zahlungsunfähig geworden war, da ließ es Frankreich ruinirt und entehrt zurück. Die Nation war physisch erschöpft; die Durchschnittshöhe ihrer Männer hatte um zwei Centimeter abgenommen, ihre Vermehrungsquote war weit unter das Niveau der unfruchtbarsten europäischen Völker gesunken; sie war demoralisirt, an Staatsstreiche und Despotismen gewöhnt, ohne Freiheitsgefühl, ohne Bürgermuth, ohne Unabhängigkeitssinn, von den Völkern mit dem Zorn der Enttäuschung, von den Königen mit Haß und Schadenfreude betrachtet. Und in dieser Erniedrigung träumte Frankreich noch immer von seiner Gloire und war augenblicklich bereit, dem zweiten Empire frische Sparpfennige zu neuer Spekulation anzuvertrauen, um nach den schmalen Dividenden Malakoff und Magenta den furchtbaren Krach Metz und Sedan und dritte Invasion und Fünf-Milliarden-Brandschatzung zu erleiden.

Der Schatten des großen Napoleon ruht trotz alledem noch heute auf der Seele Frankreichs. Die napoleonischen Ideale sind noch immer die Ideale eines Theils des französischen Volkes. Es träumt noch immer Gloire und wendet seine Blicke nach dem Triumphbogen und dem Grabe Napoleons wie nach Verheißungen. Es ist, als würde der durch den Gründer ruinirte Kapitalist alle Wände seines Gemachs mit den Aktien bekleben, die einst Millionen repräsentirten, und seine

Zeit mit der Betrachtung dieser nun werthlosen, obwol mit großen Ziffern beschriebenen Papiere hinbringen. Diese Betrachtung kann seiner Eigenliebe schmeicheln, ihn mit Illusionen erfüllen, schöne Bilder einer glänzenden Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückrufen, ihm einen angenehmen Selbstbetrug bereiten, aber sie kann ihm kein Brod geben und er wird in seinem mit fiktiven Millionen austapezirten Zimmer Hungers sterben, wenn er sich nicht entschließt, etwas Nützliches anzufangen. Wie thöricht, wenn er seine Hoffnung darauf setzte, durch eine neue Spekulation die alten Millionen zurückzuerwerben! Wenn er einen wahren Freund hat, so wird er ihm rathen, ein neues Leben zu beginnen, den Gründerschwindel zu vergessen und durch langsame, redliche Arbeit das Verlorene mindestens theilweise wieder einzubringen.

Die Besten der französischen Nation haben sich vom Napoleon-Kultus völlig losgesagt und erklären das erste Empire mit all seinen Siegen und Eroberungen, seiner Weltherrschaft und Gloire, für das größte Unglück, das ihrem Volke seit Jahrhunderten zugestoßen sei. Allein diese Anschauungen findet man nur bei der Elite, während die große Masse des Volkes noch an die imperialistische Legende glaubt. Es ist aber Zeit, daß Frankreich sich von den napoleonischen Ideen, an welche es seit achtzig Jahren alle seine lebendigen Kräfte vergeudet hat, emanzipire und zu den Ideen der großen Revolution, zu den Ideen der Völkerverbrüderung zurückkehre. Die Gloire, die auf Schlachtfeldern gewonnen wird, macht im besten Falle nicht glücklich und führt im schlechtesten zu Verfall und Untergang. Eine Nation, die

von ihren Nachbarn geliebt und bewundert wird, ist mächtiger als eine solche, die man fürchtet, und unvergleichlich dauernder als die Siege mit den Waffen sind die Siege durch die Künste, die Wissenschaften und die Gewerbe, die keine fatale Verkettung von Revanche und Gegenrevanche nach sich ziehen.

Aber ich begreife, daß es eine Nation einen ungeheuern Kampf kosten muß, sich von einer Geschichtsepoche loszusagen, die Napoleon heißt. Die Hand auf's Herz: wenn ich Franzose wäre, ich weiß nicht, ob ich trotz zweitem Kaiserreich, trotz Lanfrey und trotz Vernunft diesen bittern Kampf auszukämpfen die Kraft hätte, besonders hier, vor dem Grabe des Kaisers, angesichts dieses Sarges, dieser Fahnen und dieser vom Grunde der Gruft herausleuchtenden Zauberworte: „Marengo!" „Jena!" „Wagram!" „Austerlitz!"

Vom alten Hotel Dieu.

In Paris gehen die Verwandlungen der Physiognomie von Straßen und Plätzen mit so wunderbarer Schnelligkeit und Vollkommenheit vor sich, als wären sie das Werk von Aladin's Wunderlampe. Wer die Place du Parvis Notre Dame im Juli 1877 gesehen hätte und sie im August wiedersah, würde Mühe gehabt haben sie zu erkennen, so gründlich hatte sie in kurzen fünf Wochen ihr Aussehen geändert. Im Juli war dieser Platz wellig auf- und niedersteigend, stellenweise grasbewachsen, zum Theil mit Kopfsteinen gepflastert, die den Fußwanderer erbitterten, zum größten Theil blos übersandet und beschottert, zur hohen Befriedigung der Kinder, die von weit und breit herbeiströmten, um Löcher in die Erde zu graben und mit den losen Flußkieseln zu spielen. Auf der einen Seite begrenzte den Platz ein hohes eisernes Gitter, dessen einzelne Stäbe mit dichtem Drahtgeflecht zusammengesponnen waren, daß man nicht dahintersehen konnte; weiterhin schloß sich an dieses barsch ausschließende Gitter ein häßliches römelndes Portal im ebenso gravitätischen als impotenten „klassischen" Stil der Kaiserzeit,

ein Portal, zu dem man auf einer breiten Freitreppe emporstieg; gegenüber sah man die weißen Steinquadern eines neuen und noch unfertigen Baues, dessen kreuzlose Fensteröffnungen den Einblick in kahle, große Säle gestatteten; auf der dritten Seite schloß die Façade der Notre-Dame-Kirche mit ihren drei spitzbögigen Thoren, ihrer schönen Kreuzrose, ihrer wunderbaren Balustrade und ihren zwei viereckigen Thürmen den Platz ab, der sich auf der vierten Seite ohne Einrahmung nach der Rue de la Cité hin öffnete. Hinter dem oben erwähnten Gitter grünten einige Bäume, von denen gerade nur die neugierig über die Gitterspitzen hinwegblickenden Wipfel vom Platze aus sichtbar wurden, und noch weiter rückwärts erhob sich eine mächtige Gebäudemasse, deren vollkommen kahle, altersgraue, vergilbte und verrauchte, von zahllosen Fenstern durchbrochene Wand einen eigenthümlich grämlichen, ich möchte fast sagen feindseligen Ausdruck hatte. Dieser unfreundliche Hausblock mit dem zugeflochtenen Vorgitter und dem römelnden Portale war das alte Hotel Dieu.

Vier Wochen genügten, um das Alles zu ändern. Der Platz war aufgegraben und geebnet, mit Asphalt gepflastert, mit Bäumen, Sitzbänken und eleganten Kandelabern besetzt, mit einem Worte boulevardisirt worden; die Notre-Dame-Kirche, die altersgebückt und wie in die Erde gesunken ausgesehen hatte, war durch die Ebenung des Platzes um einige Zolle gewachsen und machte den Eindruck, als hätte sie sich auf die Zehenspitzen gestellt; das mürrische Gitter war weggerissen; die Bäume, die dahinter muthwillig gerauscht und geflüstert hatten wie schelmische Pensionsmädchen hinter einer steifen

Institutrice, waren sammt den Wurzeln aus der Erde gehoben und auf Wagen weggeschafft worden, an dem alten Hotel Dieu aber biß die Spitzaxt der Demolisseurs mit eisernem Zahne wüthend herum und hatte es schon zum großen Theile zerfleischt und zerrissen. Mit dumpfem Gepolter sank ein Steinblock nach dem andern von der Mauer losgebrochen in die Tiefe, mit tollem Sprunge hüpften, in der Luft sich überschlagend, die Sparren von der Dacheshöhe auf die Erde hinab und die neugierigen Gaffer, die in Paris um jede Demolition ein unermüdliches Parterre bilden, konnten, ganz wie Don Kleophas mit Hilfe des hinkenden Teufels, in das Innere der nun leeren Krankensäle blicken, deren Flanken der indiskrete Spaten aufgerissen hatte.

Wenn diese geborstenen Wände hätten reden können, welch eine grausige Geschichte würden sie zu erzählen gehabt haben! Welch ein entsetzliches Maß von menschlichem Elend in seinen widerlichsten und erbarmenswürdigsten Formen hatten sie gesehen, wie viel hunderttausendmal hatte das Röcheln der Agonie ihr unheimliches Echo erweckt! Denn diese Stätte war seit zwölf Jahrhunderten ein Asyl der Kranken und Nothleidenden und innerhalb derselben Mauern, in denen noch vor Kurzem die tuberkulosen Opfer der Weltstadt und ihrer Hypercivilisation nach Athem rangen, hatten die Aussätzigen vor den Kreuzzügen gesiecht und die Pestkranken zur Zeit des Schwarzen Todes gefiebert. In der That, selbst ernste Historiker halten es für ziemlich erwiesen, daß das Hotel Dieu im Jahre 651, zur Zeit einer durch Hungersnoth verursachten Seuche, vom damaligen Bischof von Paris,

dem heiligen Landri, gegründet worden sei. Durch das ganze Mittelalter flossen der Anstalt von Königen, Prälaten und Edelleuten fromme Stiftungen zu, jede Generation fügte dem Bau einen neuen Flügel an, es entstand mit der Zeit ein ganzer Wust von Krankensälen, Kirchen, Kapellen und Anhängseln aller Art, der Platz des Parvis wurde den steten Zubauten zu eng und das Hospital setzte über den schmalen Seinearm, um sich am jenseitigen Ufer weiter auszubreiten. Die große Revolution machte aus der „Herberge Gottes“, aus dem Hotel, in welchem die Armen und Bresthaften die Gäste Gottes waren, ein „grand hospice de l'Humanité“, das Kaiserreich unterdrückte diesen schnarchenden und federbuschgeschmückten Namen und stellte die alte Bezeichnung wieder her, demolirte jedoch auch die schöne alte gothische Kirche, die dem Spital als Eingang diente, und ersetzte sie durch vier langweilige glatte Säulen, deren Kapitäle einen langweiligen schmucklosen Giebel trugen.

Im Mittelalter und selbst noch bis tief in die Neuzeit hinein war dieses Spital ein fürchterlicher Aufenthaltsort, dessen Schrecken ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts kaum zu fassen vermag. In den niedrigen Sälen, in denen es an Licht und Luft mangelte, gab es keine Betten; auf dem ziegelgepflasterten Boden lag Stroh aufgeschichtet und auf dieser Streu drängten sich die Kranken, die wie Häringe in einer Tonne zusammengepreßt waren. Als einst der heilige Ludwig das Spital besuchte, war das Stroh, auf dem sich die Elenden wälzten, so scheußlich unsauber, so stinkend und verwest, daß der König entsetzt befahl, sofort

frisches Stroh aus dem Louvre zu holen und in den Sälen aufzuschütten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es bereits Betten im Hotel Dieu, allein die Lage der Kranken war dadurch um nichts verbessert. In einem Bette von mäßiger Breite, das nichts als einen morschen Strohsack mit verfaultem Füllsel enthielt, lagen nie weniger als vier, manchmal aber auch fünf und sechs Kranke nebeneinander, die Füße der einen neben den Köpfen der andern; Kinder neben Greisen, ja sogar, unglaublich aber doch wahr, Männer und Weiber untermischt. In demselben Bette lagen Individuen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, neben solchen, die nur an einem leichten Unwolsein litten; auf demselben Lager, Leib an Leib gepreßt, ächzte eine Gebärende in Kindeswehen, wand sich ein Säugling in Konvulsionen, glühte ein Typhuskranker in seinem Fieberdelirium, hustete ein Schwindsüchtiger und zerriß sich ein Hautkranker mit wüthenden Nägeln die höllisch juckende Haut. Der ärztliche Dienst war mangelhaft, die Anordnungen der Aerzte wurden kaum befolgt, die Auswahl der Medikamente war eine sehr beschränkte. Den Kranken fehlte es oft am Nothwendigsten; man gab ihnen die elendesten Nahrungsmittel in ungenügenden Quantitäten und unregelmäßigen Zwischenräumen. Die Nonnen, welche freiwillig den Dienst von Krankenpflegerinen besorgten, hatten wol die Gewohnheit, diejenigen Patienten, die ihnen fromm genug schienen oder die wenigstens eifrig genug den Rosenkranz abhaspelten, mit Zuckerwerk vollzufüttern, allein der von der Krankheit erschöpfte Leib forderte nicht Süßigkeiten, sondern schrie nach Fleisch und Wein,

diese Nahrungsmittel aber bekamen die Kranken mit einiger Reichlichkeit nur dann, wenn wolthätige Bürger aus der Stadt sie ihnen brachten. Zu diesem Zwecke standen die Thore des Spitals Tag und Nacht offen, jeder konnte eintreten, jeder konnte bringen was er wollte, und wenn die Kranken an einem Tage halb verhungerten, konnten sie vielleicht an einem andern Tage sich in unmäßigem Suff berauschen und durch Ueberanstrengung des Magens tödten. Das ganze Gebäude wimmelte förmlich vom scheußlichsten Ungeziefer und die Luft war am Morgen in den Krankensälen so pestilentialisch, daß Aufseher und Wärter nur mit einem Essigschwamm vor dem Munde einzutreten wagten. Die Leichen blieben gewöhnlich vierundzwanzig Stunden und oft noch länger auf dem Sterbelager, ehe sie entfernt wurden, und die übrigen Kranken hatten während dieser Zeit das Bett mit dem starren Körper zu theilen, der in der infernalischen Atmosphäre bald zu riechen begann und um den die grünen Aasfliegen schwärmten . . .

An diesem schrecklichen Bilde, das Dante bei der Beschreibung seiner Hölle nicht zu träumen gewagt hat, ist kein Zug von meiner Erfindung. Wer an den revoltirenden Details, die zu geben ich mich nicht enthalten konnte, nicht genug hat, der findet noch höher gefärbte in der Monographie, die Dr. de Pietra Santa im Jahre 1867 über das Hotel Dieu veröffentlicht hat. Der Eintritt ins Spital war unter solchen Umständen für jeden nur einigermaßen bedenklich Erkrankten, ja sogar für ganz leicht Indisponirte ein wahres Todesurtheil und die Sterblichkeit eine grauenhaft große.

Jeder vierte Kranke starb im Hospital und die drei übrigen flohen den Pestort, sowie sie einigermaßen auf den Beinen stehen konnten. Erst unter der Regierung Ludwigs XVI. und unter dem Einfluß der damals herrschenden humanitären Ideen begann man an die Verbesserung der Zustände in dieser Schlachtbank der Armen und Elenden zu denken; die erste Reform, die eingeführt wurde, war die, daß jeder Kranke ein Bett für sich erhielt, daß die Geschlechter gesondert und die Kinder aus den Sälen der Erwachsenen entfernt wurden. Zugleich sorgte man für regelmäßige und bessere Ernährung der Leidenden und verbot die Sorte von Mildthätigkeit, die im unverständigen Füttern der Kranken durch die Besucher bestand. Die Folgen dieser Neuerungen ließen sich fast augenblicklich verspüren: die Sterblichkeit sank in wenigen Monaten von 25 auf 13 pCt. herab.

Indessen blieb das Hotel Dieu auch noch zu unserer Zeit und bis zum Augenblicke seiner Schließung ein düsterer und abstoßender Ort. Es verrieth unter modernen Alluren hundertfach seinen mittelalterlichen Ursprung, wie ein im Alter aus der Kutte gesprungener Mönch nie seine Klostermanieren ablegt. Wenn man durch das mehrerwähnte Säulenportal getreten war, befand man sich in einem mit großen Marmorplatten gepflasterten Vestibul, das mit den Porträts der großen Aerzte und Chirurgen geschmückt war, die den Namen des Hotel Dieu in der Wissenschaft unsterblich gemacht haben. Hier warteten die Kranken, die ins Spital aufgenommen werden wollten; die einen auf einer Holzbank sitzend, die andern stehend an die Wand gelehnt,

noch andere auf Tragbahren liegend. Hier ein todtenbleiches, dort ein gelbes oder erdfahles Gesicht; hier ein Fiebernder, der sich zähneklappernd schüttelte, dort ein Verwundeter, der unter heftigen Schmerzen stöhnte oder aufschrie, da ein Gelähmter, der regungslos, stumpf, still wie eine leblose Masse zu Hauf lag. Die einen waren allein da, die anderen begleitete eine schluchzende Mutter, ein tröstender Bruder, ein brutal gleichgiltiger Gatte oder Geliebter. Die einen waren unter dem Blicke des untersuchenden Arztes, der über ihre Aufnahme entschied, zitternd und aufgeregt, die andern ruhig und resignirt: sie wußten, daß sie eintraten, um nicht mehr hinauszugehen.

Hatte man dieses Vestibul mit seiner jammervollen Bevölkerung in Lumpen verlassen, so gelangte man in ein Labyrinth von Gängen und Treppen; die einen führten in einen tiefgelegenen, feuchten Garten, zwischen dessen kränkelnden Grasplätzen und magern Büschen ausgemergelte Gestalten in dem groben blautuchenen Spitalsrocke, dieser Uniform des Todes, umherschlichen; andere führten in die Krankensäle, noch andere in die unterirdischen uralten Räume, die als Sektionssäle und Leichenkammern dienten. Die Krankensäle waren niedrig und mit Ziegeln gepflastert, die blos stellenweise mit Wachstuch überzogen waren. In zwei, ja häufig drei Reihen standen die Betten so nahe an einander gerückt, daß die Kranken einander mit ausgestrecktem Arm berühren konnten. In keinem Saale fehlte ein blumen- und kerzengeschmückter Altar mit großem Kruzifix und — eine große fette Katze, dieses allgegenwärtige Lieblingshausthier der

Pariser. Geräuschlos schlurrten die Schwestern in ihrer schwarzen und weißen Ordenstracht zwischen den Betten umher, manchmal milde, freundliche Trösterinen und Pflegerinen, häufiger allerdings aufdringliche Proselytenmacherinen oder apathische, dicke, faule Paternoster-Murmlerinen. Hinter dem Flügel des Spitals endlich, der jenseits des kleinen Seinearmes stand und anfänglich in die Demolirung nicht mitbegriffen wurde, sieht man noch heute auf einem weiten Platze, der ehedem der Hof des Spitalflügels war, ein bescheidenes, aber sehr edles gothisches Kirchlein aus dem dreizehnten Jahrhundert, in welchem die Kranken, die das Bett verlassen konnten, Sonntags unbedingt die Messe hören mußten, wenn sie sich nicht die Gunst der Schwestern verscherzen und tausend kleinen Quälereien ausgesetzt sein wollten. —

Das Publikum, das der hurtigen Arbeit der Demolisseurs zusah, betrachtete diese Ruinen mit den verschiedensten Empfindungen. Der behäbige Bourgeois blickte neugierig in die grauen Säle, deren Inneres er nie gekannt hat; der Arbeiter, der hier vielleicht wiederholt in seinen Krankheiten behandelt worden war, lebte angesichts dieser niedriger und niedriger werdenden Mauern schaudernd nochmals die Stunden und Tage durch, die er hier mit Körperpein und Delirien verjammert hatte. Ganz andere Erinnerungen aber erwachten im Arzte, dem im Hotel Dieu der beste Theil seiner klinischen Erziehung geworden ist. Er sah sich wieder als der junge Bursche, der zum erstenmal mit einem eigenthümlichen Gemisch von Beklemmung, Befangenheit und Neugierde den Krankensaal betreten hat. Alles wirkte fremdartig und heftig

auf seine Phantasie; jeder einzelne der Patienten, die still und unbeweglich in den von weißen Vorhängen umgebenen Betten lagen, war ihm ein Mysterium, jede Zuckung eine unheimliche Hieroglyphe, deren Bedeutung er noch nicht erfaßte. Mit welcher bewundernden Scheu blickte er zum Professor auf, der diese Hieroglyphen mit solcher spielenden Leichtigkeit las, welche grenzenlose Verehrung empfand er für den Mann, dem der kranke Leib so durchsichtig war wie ein gläsernes Gefäß! Später, nachdem er einige Uebung und Gewohnheit erlangt hatte, war ihm der Krankensaal ein hochinteressantes Museum und jedes Bett eine lebendige Illustration irgend eines Kapitels der Pathologie; es fiel ihm nicht ein, daran zu denken, daß er ein leidendes, ein unglückliches, ein denkendes und fühlendes Menschenwesen vor sich habe; er fand das Stöhnen reizend, denn es war charakteristisch; ein Krampf, ein Ausschlag entriß ihm einen Jubelruf, denn er führte ihn auf den richtigen Weg der Krankheitserkenntniß; er gerieth in Ekstase vor einem interessanten Fall und eilte gleichgiltig an einem alltäglichen Leiden vorüber. Ach, man ist so grausam, wenn man ein junger, fröhlicher, gesunder, rothbäckiger, eifriger Student ist! Man denkt so wenig an fremden Jammer, wenn man einen Appetit hat, um Kieselsteine zu verdauen, und einen Schlaf, um bei einem Bombardement unbestimmt von Schubert's Ständchen zu träumen! Und als aus dem unerfahrenen Schüler mit den Jahren der angehende und dann der fertige Arzt geworden war, mit welcher Liebe kam er da jeden Morgen in den Krankensaal und suchte gespannt nach den

neuen Patienten, die der Abend und die Nacht gebracht hatten! Wie stolz war er, wenn der Chef der Abtheilung bei der Visite seine Diagnose bestätigte, wie beschämt, wenn man ihm zeigte, daß er schlecht gesehen oder schlecht gefolgert habe! Damals hatte sein geistiges Auge schon genügende Sehschärfe erlangt, um hinter dem Studienobjekt den Menschen zu erkennen, und neben dem klinischen Interesse machte sich das Mitgefühl geltend: er begnügte sich nicht mehr mit dem aufregenden Sport, die Diagnose zu bestimmen, er tröstete auch und beschwichtigte, soviel er vermochte. Einen Tag nach dem anderen rang er Leib an Leib mit dem Tode und wenn er nicht siegte, so stieg er dann in die Leichenkammer hinab und auf dem Sektionstische lüftete ihm der Tod wenigstens einen Zipfel seines Geheimnisses wie ein Taschenspieler, der, nachdem er seine Einnahme eingesackt und das Publikum mit seinen Künsten verblüfft hat, sich herabläßt, einige der leichtesten Stückchen zu erklären. Der Laie kann vielleicht nicht ahnen, welche Aufregungen, welche Freuden, welche Genüsse und Befriedigungen der Arzt in einem unheimlichen, abstoßenden, übelriechenden Krankensaale zu finden vermag!

Das alte Hotel Dieu, das nun schon seit Jahren von der Oberfläche der Erde verschwunden ist, war den Parisern, die seiner Demolirung zusahen, nur ein altes und kurioses historisches Monument: mir, der ich hier einen wesentlichen Theil meiner klinischen Erziehung erhalten habe, war es ein schönes, leuchtendes und sonniges Stück meiner Jugend . . .

Das Hotel Drouot.

Wenige Schritte nördlich vom Boulevard des Italiens, wo die Rue Rossini die Rue Drouot kreuzt, erhebt sich ein niedriges Gebäude von solider Konstruktion, dessen ausgedehnte Sandsteinfronten von breiten Gitterthoren durchbrochen werden. Die äußeren Mauern dieses Hauses sind fortwährend bunt von Hunderten farbiger Plakate, mit denen sie von unten bis oben überklebt sind. Alte, regenverwaschene, windzerfetzte Zettel lugen halb unter achtlos darüber befestigten neuen Maueranschlägen hervor und an manchen Stellen haben sich aus diesen Plakaten dicke Schichten gebildet. Durch die Gitterthore blickt man in einen kleinen, schmutzigen Hof, der mit unnennbarem Gerümpel, einem verworrenen Chaos von Hausrat aller Art gefüllt ist. Vor dem Hause stehen fortwährend ganze Reihen jener riesigen Lastwagen, die einen eigenthümlichen Zug in der Straßenphysiognomie von Paris ausmachen: ungeschlachte Archen, ein ganzes Haus auf einer Plattform, die auf Achsen und Rädern ruht, jenen weitläufigen beweglichen Schaubuden gleichend, in denen Marktschreier, Feuerfresser und Menagerien von Jahrmarkt zu

Jahrmarkt ziehen. Vor diese Fuhrwerke, die zum Möbeltransporte dienen, sind mächtige normännische Rosse einzeln vor einander, nicht wie bei uns paarweise neben einander, angespannt. Auf den Trottoirs vor dem Gebäude lungern Dutzende von Arbeitern in blauer Blouse und Kommissionäre mit ihrer distinktiven Blechmarke auf der Brust herum. Ein ewiges Kommen und Gehen läßt die Eingangsthore den Fluglöchern eines Bienenstockes gleichen. Bald mäßigen Schrittes schlendernd, bald hastig ausschreitend, ledig oder unter schweren Lasten keuchend, drängen sich hier fortwährend Hunderte von Personen, Männer und Frauen, Savoyarden und Auvergnaten in braunen Sammt- oder blauen Baumwolljacken und Modeherren in tadelloser Straßentoilette und das unvermeidliche rothe Bändchen im Knopfloch. Dieses Gebäude, das den Anziehungspunkt eines so lebendigen und bunten Wagen- und Menschengetümmels bildet, ist das „Hotel des Ventes“ oder, wie es kurz genannt wird, das „Hotel Drouot“, der große Versteigerungsplatz von Paris. Hier spielen sich täglich die prosaischen Schlußkapitel manches tollphantastischen Romans ab; die Trümmer gescheiterter Vermögen werden hieher als Strandgut getriftet und eine Bevölkerung, die wenig besser ist als Strandräuber, harrt gierig der angeschwemmten Beutestücke, um sich ihrer zu bemächtigen. Manche Laufbahn, die in Palästen begonnen und sich durch Opernlogen, Equipagen, Spielsäle und „Cabinets Particuliers“ des Café Anglais gezogen hat, gelangt hier zur Liquidation und kostbar gearbeitete Möbel, theure Kunstwerke, elegante Bronzen, die hier zur Schau ausgestellt

sind, erzählen vom melancholischen Wechsel menschlicher Geschicke und predigen bis zur Langweile die hausbackene Moral, daß Verschwendung und Leichtsinn zum Ruin führen. Uebrigens rührt nicht Alles, was hier zum Verkaufe gelangt, von Bankerotten und gerichtlicher Beschlagnahme her. Es gibt Versteigerungen „après décès“, „à cause de départ“ und „ventes à l'amiable“, das heißt nach Todesfällen, wegen Abreise und aus freiem Willen. Die letzteren namentlich sind ebenso viele Fallen für den naiven Käufer, der ohne besondere Kenntniß der Gegenstände, die er zu kaufen gedenkt, hieherkommt und sich einbildet, daß er hier die Dinge halb geschenkt bekommen werde. Möbel-, Kleider- und Kunsthändler, die Baargeld nöthig haben oder finden, daß in ihrem Laden der Verkauf nicht flott genug von Statten geht, bringen ihre Waare in's „Hotel Drouot“ und lassen sie hier versteigern. Es gibt im anwesenden Publikum immer einen oder den anderen Unerfahrenen, der ihnen auf den Leim geht. Er bietet einen Preis, der Eigenthümer der Waare bietet höher; der bona fide-Käufer, der hierin den Beweis erblickt, daß der Gegenstand werthvoll sei und auch außer ihm noch Liebhaber finde, wird eifrig, die Summe des Anbotes schnellt in die Höhe, der Händler ist klug genug, das Spiel aufzugeben, wenn er sieht, daß ein annehmbarer Preis erreicht ist, und der Käufer hat unter großer Aufregung, in erstickender Hitze und unbequemstem Gedränge eine Sache erstanden, die er im Laden billiger, nach bedächtiger Auswahl, in größter Bequemlichkeit gekauft hätte und die ihm dann unentgeltlich in's Haus gestellt worden wäre, während

er hier noch die ansehnlichen Kosten des Auktionators und des Transportes zu tragen hat. Die klugen Pariser kennen diese Finte und betheiligen sich in der Regel nur an Versteigerungen, die „par autorité", d. h. über behördlichen Beschluß geschehen, die frommen Provinzler und unvorsichtigen Fremden aber werden oft genug Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und der schlauen Praktiken der Pariser Geschäftsleute.

Vormittags finden im Hotel Drouot keine Versteigerungen statt; da werden die zur Auktion gelangenden Dinge hergebracht und die Tags vorher erstandenen weggeschafft. Vom frühen Morgen bis Mittag fahren die Lastwagen ab und zu, schaffen die Taglöhner und steigen zwischen den unterirdischen Magazinen und dem Hofe die beweglichen Plattformen auf und nieder, auf denen mit hydraulischer Kraft die schweren Möbelstücke geräuschlos und ohne Anstrengung emporgehoben oder hinabbefördert werden. Die Auktionskommissäre rennen geschäftig hin und her, Neugierige von der Straße sammeln sich um einzelne bemerkenswerthe Gegenstände und betrachten sie auf der kurzen Wanderung aus dem Transportwagen in's Magazin; inmitten dieses Wustes von Rossen, Menschen und tausendförmigen Dingen aber wirbelt quecksilbern ein uniformirter und dekorirter Aufseher umher, der unermüdlich ist im Treffen von Anordnungen, an die sich Niemand kehrt, und im Ertheilen von Rathschlägen, um die ihn Niemand gebeten hat.

Um ein Uhr ertönt eine lärmende Glocke im Hofe des Gebäudes; das ist das Zeichen, daß die Versteigerungen be-

ginnen. Von da bis um sechs oder sieben Uhr Abends ist das ganze Haus mit wüsten Geräuschen erfüllt, die bis auf die Straße hinausdringen. Zwanzig, dreißig überkräftige Stimmen, die geschult sind, den Lärm einer vociferirenden Menschenmenge zu übertönen, rufen in allen Tonlagen vom tiefsten Baß bis zum schrillsten Discant Ziffern aus, das Publikum antwortet mit wirren Rufen, Hämmer schlagen mit dumpfem Geklopfe auf hölzerne Tische, schwere Gegenstände werden mit Geknarr und Geräusch gerückt, manchmal fällt ein Stuhl, ein Blecheimer, eine Feuerzange mit Gepolter zur Erde, es ist ein mißtönendes Konzert, das den Hörer nach kurzer Zeit mit einer Art von Betäubung erfüllt. In allen Räumen, in jedem Winkel des Gebäudes finden Verkäufe statt: in den Kellern, im Hofe, in den Sälen des Erdgeschosses und des Stockwerkes. Allein die Gegenstände der Versteigerung, die Auktionatoren, das Publikum zeigen eine ganz verschiedene Physiognomie je nach den verschiedenen Schauplätzen des Verkaufes.

In den unterirdischen Magazinen und im Hofe werden die Auktionen „par autorité“ vorgenommen. Sie erfreuen sich eines sehr lebhaften Zuspruchs, denn die Behörde nimmt für die von ihr ausgebotenen Gegenstände jeden Preis und ich habe einmal eine venezuelische Generalsuniform, nach dem Geschmacke jenes tropischen Landes überreich mit Gold gestickt und an Pracht mit der Staatsrobe eines venezianischen Dogen im Mittelalter wetteifernd, um acht Franken zuerkennen gesehen. Die Parterreräumlichkeiten sind fast ausschließlich den Gegenständen der Hauseinrichtung gewidmet.

Die Verkaufssäle werden durch eine Barre, die aus alten aneinandergereihten Holzkisten gebildet ist, in zwei Hälften geschieden, deren eine dem Publikum eingeräumt wird, während die andere mit Möbeln vollgepfropft ist und kaum einen leeren Platz für das Auktionspersonal übrig läßt. Dieses letztere besteht aus zahlreichen Individuen in verschiedenen Rangabstufungen. Da ist zunächst der „commissaire-priseur“, ein Herr in mittlerem Alter, stets sehr würdevoll aussehend, meist von einer Korpulenz, die auf angenehme Lebensverhältnisse schließen läßt, gut bei Stimme, scharfen Blickes und mit einem kleinen Hammer bewaffnet, der auf den Tisch niederklappt, so oft ein Gegenstand einem Käufer zuerkannt wird. Er sitzt hinter einem erhöhten Schreibtische und an seiner Seite befindet sich der „clerc“, ein Schreiber, der die Gegenstände in ein Register einträgt und die für dieselben erzielten Preise verzeichnet. Hinter der Barre wandelt raschen Schrittes wie ein Menagerielöwe hinter seinem Gitter die Hauptperson dieses kommerziellen Schauspieles auf und nieder. Es ist der eigentliche Auktionator. Seine Fähigkeiten sind mannigfaltig und sein Beruf ist ein sehr schwieriger. Er muß zunächst eine starke und unermüdliche Lunge besitzen, er muß die Bestimmung und technische Bezeichnung aller möglichen Geräthschaften und Apparate kennen, unverfroren für den elendesten Schund einige Worte überzeugungsvoller Anpreisung riskiren und seinen Blick fortwährend auf den Lippen von hundert Menschen zugleich haften haben, um keinen einzigen Wink, keinen einzigen Laut, der ein Mitsteigern bedeutet, zu übersehen und zu

überhören. Endlich sind hier noch einige Handlanger, die mit großer Gewandtheit die schwersten Schränke und gewaltigsten „Feuersicheren" wie leichte Gummibälle hin- und hertragen, aufheben, umwenden und in verschiedene Beleuchtung stellen. Die Handlanger schleppen die Objekte herbei und setzen sie auf den Tisch. Der Auktionator benennt den Gegenstand, hebt mit einigen stets variirten Worten dessen in der Regel imaginäre Vorzüge hervor und nennt einen Preis. Aus dem Publikum wird ein Angebot hörbar. Der Auktionator und der hinter seinem Bureau thronende Kommissär wiederholen die Zahl und ermuntern zum Steigern, das Hin- und Herrufen dauert eine Weile, dann fällt der Hammer, der Gegenstand wird flink weggeräumt und ein anderer erscheint an seiner Stelle. Manchmal läßt ein vorlauter Träger sich's einfallen, den hereingebrachten Gegenstand anzukündigen, noch ehe es der Auktionator gethan hat. Dieser weist dann mit einem Blicke unsäglicher Verachtung die unberufene Einmischung in seine Kompetenz zurück und beschämt den Vorwitzigen durch eine nachdrückliche Korrektur seiner Angabe. Hat der ambitiöse Träger ein Sitzgeräth als einen „Stuhl" introduzirt, so wird ihn gewiß der Auktionator einen „Sessel" nennen; hat jener von einem „metallenen Feuerzeug" gesprochen, so wird dieser eine „ciselirte Kaminvorrichtung aus Bronze" ankündigen u. s. f. Die Geistesgegenwart und Redegewandtheit dieser Leute ist über jeden Zweifel erhaben; dasselbe kann man aber nicht von der Reinlichkeit ihrer Wäsche und der Nettigkeit ihrer Kleider sagen. Warum sollten sie sich übrigens Zwang anthun

oder sich in Toilette-Unkosten versetzen? Das Publikum, das sie vor sich haben, sieht noch etwas vernachlässigter aus als sie selbst. Ellenbogen an Ellenbogen und Kopf an Kopf gedrängt sitzt es auf gelöcherten Strohsesseln oder steht auf schmutzigen Holzbänken und jeder Anwesende bezeugt seinem Nachbar ein tief eingewurzeltes Mißtrauen durch die Aengstlichkeit, mit der er die Hand auf der Geldbörse hält. Die Mehrheit des Publikums besteht aus den professionellen Hyänen der Auktionen, aus Trödlern und Kuriositätenhändlern, die zu allen Versteigerungen gehen, Alles ohne Wahl aufkaufen und sich mit großer Diskrimination nur dann des Mitsteigerns enthalten, wenn ein Händler sich durch die Auktionskomödie seiner Waare zu gutem Preise entledigen will. Doch gibt es auch immer bona fide-Käufer, die in dem Glauben kommen, daß sie hier um geringes Geld große Schätze erwerben werden. Es sind meist Arbeiter mit ihren „Freundinen", die beschlossen haben, gemeinsamen Haushalt zu führen, und nun die nöthigen Gegenstände zur Einrichtung einer bescheidenen Wirthschaft kaufen. In diesen Sälen, die man verächtlich die „salles des punaises", die „Wanzensäle" nennt, findet nur Schund einen Käufer. Je schlechter, je verwahrloster, je abgenützter die Dinge aussehen, um so gieriger wird für sie geboten. Alte Matratzen, Strohdecken und Bettdecken, zertrümmerte Betten, wackelige Stühle, fettige Kochtöpfe werden so rasch abgesetzt wie warmes Brod; Schränke, Spiegel und Pendulen sind etwas schwieriger an den Mann zu bringen, für Boulemöbel, Schnitzereien, Tapeten findet sich kaum je ein Liebhaber.

Ganz anders ist die Physiognomie der Säle im Stockwerke. Das sind die aristokratischen Räume des „Hotel Drouot". Hier gelangen nur werthvolle Gegenstände zum Verkaufe und wer mitsteigern will, muß eine ziemlich tiefe Börse besitzen. Alles sieht hier vornehm und exklusiv aus. Der „Commissaire Priseur" trägt einen hohen steifen Vatermörder, der ihm das würdevolle Aussehen einer Magistratsperson verleiht; der Auktionator ist elegant gekleidet; die Träger stecken in einer netten Uniform; neben dem Auktionator fungirt noch ein „Sachverständiger", der die Dinge mit einem großen Aufwande technischer Phraseologie in einer dem Laien völlig unverständlichen Weise klassifizirt und beschreibt; das Publikam ist ein elegantes, man sieht dekorirte Herren und Damen in großer Toilette, die Stelle der durchlöcherten Strohsessel in den Parterresälen nehmen hier reinliche Rohrstühle ein, man drängt und stößt nicht, man hält sich nicht vorsichtig die Taschen zu und schreit nicht beim Steigern, sondern begnügt sich, mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken dem Auktionator zu erkennen zu geben, daß man im Preisanbote um eine Ziffer höher gehe.

In diesen Sälen gehen jene phänomenalen Auktionen vor sich, deren Schilderungen von Zeit zu Zeit durch die ganze europäische Presse laufen und bei welchen Preise erzielt werden, die einem ehrlichen Philister mit kleinstädtischen Werthanschauungen die Haare zu Berge stehen machen. Hier werden die Bilder der alten und modernen Meister verkauft, für die das British Museum in London 10,000 Pfund zahlt, hier ersteht man seltene Buchausgaben um

10,000 Franken, hier machen sich Liebhaber den Besitz von Manuskripten, Holzschnitten, Zeichnungen und Stichen in wüthendem Kampfe streitig, wobei gleich Geschossen schwindelerregende Summen hin- und herfliegen; hier bezahlen Sammler für unscheinbare Porzellanteller, wurmstichige Holzrahmen, verrostete Waffen und vergilbte Elfenbeinschnitzereien deren fünf- bis zehnfaches Gewicht in Gold; der Reichthum feiert hier wahre Orgien der Verschwendung und wenn man einige Nachmittage in diesen Sälen verbracht hat, begreift man erst, welche riesenhafte Vermögen die erfolgreiche Arbeit von Generationen in dem glücklichen Frankreich aufgehäuft haben muß und auf welche wunderliche Weise mancher Krösus den Ueberschuß seiner Reichthümer loszuwerden trachtet. Es scheint, daß das Gold etwas von der Expansionskraft des Dampfes an sich hat, der bei zu hoher Spannung sein Gefäß zerschleudern würde, wenn man ihm keine Sicherheitsklappe offen ließe. Die thörichten und unsinnigen Liebhabereien dienen den Uebereichen als solche Ventile, durch die sie sich des unleidlichen Druckes ihrer aufgehäuften Millionen entledigen.

Manchmal kommen auch wol Arbeiter in Blousen und beschäftigungslose arme Teufel auf ein Stündlein hieher, nicht um mitzusteigern, sondern um zuzusehen. Ihre Anwesenheit wirkt beängstigend und beklemmend auf den Auktionator, auf die Kommissäre, auf die Käufer, aber man kann sie nicht ausschließen und muß ihre unheimliche Gegenwart ertragen. Der „Sachverständige" wagt es kaum, mit gewohnter Stimmentfaltung zu rufen: „Ein eisernes

Schloß, dreizehntes Jahrhundert, zehntausend Francs", während das Auge eines Arbeiters auf ihn gerichtet ist, der vielleicht gute, neue Schlösser schmiedet und für seine Arbeit nicht mehr als fünf Franken einen Tag bekommt, und ein Liebhaber hat nicht den Muth, für eine zerbrochene Fayencetasse von plumpem Aussehen 30,000 Francs zu bieten, wenn auf ihm der finstere Blick eines Menschen ruht, der möglicherweise heute noch nichts gegessen hat, weil er nicht den Sou auf Brod besitzt. Vielleicht waren es solche erbitterte Zuschauer, die in diesen Sälen zuerst den Plan des Kommune-Aufstandes ausbrüteten, vielleicht blitzte hier in einem erregten Gehirn zuerst der Gedanke auf, die Tuilerien und das Louvre mit all ihren Schätzen einzuäschern. Hier ist es, wo der Arme den Reichen am intensivsten hassen lernt, und es wäre eine sehr kluge prophylaktische Maßregel der politischen Hygiene, wenn man den Eintritt in die Kunstauktionssäle des Hotel Drouot unnachsichtlich Allen verbieten würde, die nicht den Besitz von 100,000 Francs Renten nachweisen können.

Die Cafés.

Engländer und Amerikaner gerathen in begeisterte Ekstase, wenn von Pariser Kaffeehäusern die Rede ist, in all ihren Reiseschilderungen singen sie das Lob dieser Anstalten, die ihnen das reizendste, liebenswürdigste und eigenartigste zu sein scheinen, was Paris dem Fremden zu bieten hat. Und diese Schwärmerei begreift sich vollkommen. In den angelsächsischen Ländern regelt eine steife Etikette den Umgang der Menschen mit einander; man verkehrt mit Fremden nur nach vorausgegangener regelrechter Vorstellung und betrachtet selbst den unbedeutenden Austausch banaler Worte mit Unbekannten für ein anstößiges Aufgeben der eigenen Würde; diese starren Anschauungen lassen natürlich keine Einrichtungen aufkommen, deren Voraussetzung freie Geselligkeit ist; die wenigen öffentlichen Lokale, die aller Welt offenstehen, sind durch hölzerne Scheidewände in eine Anzahl kleiner Logen zerlegt, deren jede nur einen einzigen Tisch enthält, so daß die mürrische, fast feindselige Isolirung der Besucher selbst in den Restaurants, Lesehallen u. s. w. durchgeführt ist. Nun kommt ein solcher an Pferche und Un=

nahbarkeit gewohnter Brite oder Amerikaner nach Paris und findet in allen Straßen Café an Café, wo man in fröhlicher Ungebundenheit seine Zeit verbringen kann, wo Fremde sich ohne Umstände zu einander an einen Tisch setzen, nach einem leichten Gruße eine zwanglose Unterhaltung beginnen, eine beliebige Weile alles Mögliche thun, um sich einander recht angenehm zu machen, und schließlich nach einer mehr oder minder anregenden Conversation auseinander gehen, um vielleicht nie wieder zusammen zu kommen. Da ist es dann nur natürlich, daß ihm angesichts dieser freiern Umgangsformen, die zwischen abstoßender Ausschließlichkeit und aufdringlicher Zutraulichkeit so glücklich die Mitte halten, das Herz aufgeht und er einerseits die Cafés und andererseits das leutselige Wesen und die liebenswürdige Zugänglichkeit der Pariser nicht genug rühmen kann. In letzterem Punkte hat er allerdings nicht ganz Recht. Es ist ein Irrthum, den der oberflächliche Anschein alle leichtfertigen Beobachter begehen läßt, zu glauben, daß die Pariser gar so leicht zugänglich seien. Es kostet den Pariser freilich keinerlei Ueberwindung, sich auf der Straße, im Theater oder im Kaffeehause mit dem Erstbesten in ein belebtes Gespräch einzulassen, und man gelangt ohne Schwierigkeit bis zu einem gewissen Punkte der Intimität mit ihm, allein umso schwieriger ist es, diesen Punkt zu überschreiten. Die Vertraulichkeit des Parisers ist nie ohne Rückhalt, er kann mit einem banalen Kaffeehausbekannten jahrelang umgehen, er kann mit ihm bis zum Duzen gekommen sein und wird doch noch in den wesentlichsten Punkten seines Denkens und

Fühlens, namentlich aber in seinen materiellen und Familienangelegenheiten eine kühle, abweisende Reserve gegen ihn beobachten. Wie viele Fremde, die mit der angenehmsten Raschheit und Leichtigkeit vom zufälligen Nebeneinandersitzen zum Gruße, vom Gruße zur Conversation, von der Conversation zum Händedrucke und vom Händedrucke zu freundschaftlichen Beziehungen mit einem Pariser gelangt sind, können sich rühmen, von ihm auch in sein Haus eingeführt, an seinen Kamin und Familientisch gezogen worden zu sein? Der Pariser macht eben einen ungeheuren Unterschied zwischen der Straßenbekanntschaft ohne Consequenz und der Intimität und wenn er sich zur ersteren stets mit guter Grazie herleiht, so läßt er sie hingegen fast nie die Schwelle seines Appartements überschreiten.

Doch um auf die Pariser Cafés zurückzukommen, so begreift sich, wie gesagt, die Begeisterung vollkommen, welche Engländer und Amerikaner für sie haben. Der Wiener allerdings wird anders über sie denken. Er wird in ihnen viele von den Annehmlichkeiten vermissen, die ihm seine eigenen Kaffeehäuser bieten. Er ist ein Verwöhnter. Das Wiener Café ist ohne Rivalen; es ist einzig, unübertrefflich, nein, unerreichbar; keine europäische Großstadt vermag es Wien in diesem Punkte gleich zu thun, Paris ebensowenig wie die anderen. Welche eigenthümlich wollüstige Atmosphäre von üppigem Phäakenthum herrscht in den Wiener Cafés! Welch ein lässiges, weiches, sorgloses Indentaghineinleben drücken die Gesichter der Gäste aus! Welche Menge von Zeitungen! Wie freundlich, rasch, zuvorkommend die Be=

dienung! Wie elegant und reinlich alle Dinge! Wie köstlich und billig Alles was geboten wird! In all diesen Dingen stehen die Pariser Cafés, selbst die vornehmsten, weit hinter ihnen zurück. Glänzend und reich sind die Pariser Cafés allerdings; es fehlt in ihnen weder an großen Spiegeln noch an Vergoldungen; die Decken sind gemalt, zu den Wänden Marmor und Bronze verwendet; allein die Reinlichkeit läßt sehr viel zu wünschen übrig und für den Comfort ist nur mittelmäßig gesorgt. Die Marmortische werden nur oberflächlich gesäubert und sind oft in anstößiger Weise von getrockneten Kaffee- und Liqueurflecken verunziert. Den Fußboden bestreut man linienhoch mit Sägespänen, deren Nutzen ich noch nie habe ergründen können. Da diese wunderliche Streu im Laufe des Tages wiederholt erneuert und nur dadurch vermindert wird, daß Besucher etwas davon an ihren Schuhsohlen mit sich forttragen, so watet man gegen Abend in einem tiefen Staub, dessen weiche Schlüpfrigkeit bei dem, der nicht an diesen Zustand des Estrichs gewöhnt ist, eine recht unangenehme Empfindung erweckt. Der Raum wird mit der Engherzigkeit ausgenutzt, welche sich in den knappen Verhältnissen der Pariser Lokalitäten und bei den hohen Miethpreisen nothwendig entwickeln muß. Man stellt überall Tische hin, wo man sie nur irgend anbringen kann; kaum daß in der Mitte des Saales ein schmaler Weg zum Durchschlüpfen frei bleibt. Eine solche Disposition gestattet nur wenigen Gästen, sich behaglich in einer Fensternische oder Ecke einzurichten, während die meisten sich unbequem irgendwo in die Mitte des Raumes hinpflanzen müssen, wo

Kellner und Publikum fortwährend an ihnen anstreifen. Das Kapitel der Bedienung in den Pariser Cafés ist odios. Die Garçons, die hier nicht den traditionellen schwarzen Frack, sondern eine kurze, bis an die Hüften reichende Jacke und eine lange, weiße Schürze tragen, sind von einer sprichwörtlichen Frechheit; um den unbekannten, zufälligen Besucher kümmern sie sich nicht; richtet er eine Frage an sie, so antworten sie kurz angebunden, trocken, aus einem einzigen Mundwinkel und ohne sich die Mühe zu nehmen, die Lippen völlig zu öffnen; verlangt man etwas, so erhält man es in der Regel lange nicht; wird man ungeduldig, so erregt man nur Spott. Hat man das Glück gehabt, sich durch unermüdliches und stets ansehnliches Trinkgeldgeben das Wolwollen der Garçons zu erkaufen, so werden sie von einer Vertraulichkeit, die noch irritirender ist als ihre ursprüngliche Unwirschheit. Wahrlich, ich bin nach nun schon recht langem Aufenthalte in Paris noch nicht dazu gelangt zu begreifen, wie dieselben Pariser, die wegen der leisesten politischen Bedrückung eine Revolution machen, Barrikaden bauen und Regierungen stürzen, ohne Murren und mit der resignirtesten Widerstandslosigkeit die anhaltende Tyrannei der Kellner ertragen!

Die „Consummationen" sind, wenn man sie, selbst ganz abgesehen von Wien, mit dem Maßstabe der übrigen europäischen Großstädte mißt, gewöhnlich mittelmäßig, um nicht zu sagen unbefriedigend, und dabei unverhältnißmäßig theuer. Kaffee und Milch werden von einem Garçon in zwei Kannen umhergetragen und dem Gaste vor seinen Augen zugegossen.

Dies hat den Vortheil, daß man das Mischungsverhältniß der beiden Flüssigkeiten selbst bestimmen kann, aber den Nachtheil, daß man sie in der Regel kalt erhält. Kaffee ist übrigens keineswegs das Getränk, das am meisten genommen wird. (Es ist charakteristisch, daß man den Kaffeehausbesitzer im landläufigen Französisch nicht „cafetier", sondern „limonadier" nennt.) Der Genuß von Bier, Schnäpsen und Fruchtsäften überwiegt bedeutend. Die in Wien übliche Verquickung von Café und Spielanstalt ist hier nicht überall durchgeführt. Die meisten Cafés haben kein Spielzimmer, viele kein Billard. Diejenigen, die deren mehrere besitzen, machen damit großes Wesen und versäumen es nicht, in verschiedenen Aufschriften darauf hinzuweisen.

Worin die Pariser Cafés hinter denen von Wien ganz besonders zurückstehen, das ist die Anzahl der Zeitungen, die man den Gästen zur Verfügung stellt. Wie weit ist man hier von der Wiener Liberalität, die alle inländischen und viele ausländische Journale abonnirt, die Hauptblätter in zehn und fünfzehn Exemplaren auflegt und neben den politischen Zeitungen auch die wissenschaftlichen Wochen- und Monatsschriften nicht vernachlässigt! In dem ganzen großen Paris gibt es kaum zwei Dutzend Cafés, wo man überhaupt andere als Pariser Zeitungen findet, und selbst in diesen seltenen Ausnahmsfällen beschränkt sich die Berücksichtigung der fremden Presse auf höchstens ein englisches, deutsches und belgisches Blatt. Man muß ganze Reisen machen, um ein spanisches und italienisches oder gar russisches Journal zu sehen, und das in einer Stadt, die zu jeder

Zeit Tausende von Spaniern, Italienern und Russen beherbergt. Aber warum sollten die Fremden sich über diese Vernachlässigung beklagen? Es geht ja den Parisern mit ihrer eigenen Presse nicht besser. Es gibt kein einziges Kaffeehaus, das alle hiesigen Blätter halten würde; die meisten beziehen sogar nur fünf oder sechs und kein einziges davon in zwei Exemplaren.

Das macht, das Pariser Café ist eben im Gegensatze zum Wiener keine Lesehalle. Wenn der Pariser Zeitungen lesen will, so geht er entweder in ein „Cabinet de lecture“, deren es übrigens auch nur zwei annehmbare gibt, oder er kauft sich das Blatt, das er wünscht. Das Kaffeehaus ist ihm etwas Anderes: ein Arbeitscabinet, ein Empfangssalon, ein Geschäftsbüreau. Hier schreibt er seine Briefe, zu denen er Papier und Umschlag umsonst erhält; hier trifft er Freunde und Bekannte und ordnet mit ihnen seine Angelegenheiten; hier empfängt und erwidert er Besuche und es gibt zahlreiche bekannte Persönlichkeiten: Deputirte, Schriftsteller, Journalisten, Künstler, die keineswegs Bohèmes sind und ein vollkommen geordnetes Hauswesen haben, aber trotzdem aller Welt als einzige Adresse ihr Café angeben und nur hier aufgesucht sein wollen.

Viele der Pariser Cafés haben einen Weltruhm und einen Platz in der politischen und literarischen Geschichte Frankreichs. Wer kennt nicht Tortoni, dieses vornehmste Café von Paris, auf dem Boulevard des Italiens gelegen, mit der schweren, ernsten Pracht seiner Einrichtung, mit seinen alten Garçons, die das strenge und würdevolle Aus-

sehen von Richtern haben, und seinen übertriebenen Preisen, die mit der stillschweigenden Voraussetzung bemessen werden, daß jeder Gast ein Grandseigneur sei! Tortoni blühte schon zur Zeit des ersten Kaiserreichs und begann damals dem Palais Royal Concurrenz zu machen; die Marschälle und Herzöge jener Epoche streckten ihre gespornten Stiefeln unter seinen Marmortischen aus. Während der Restauration und unter dem Julikönigthum war es der Sammelplatz der vornehmsten Welt. Unter dem zweiten Kaiserreich wußte es sich von der Invasion zweideutiger Elemente freizuhalten und heute, in dieser republikanischen und demokratischen Zeit, pflegt es mit Ostentation conservative Ueberlieferungen. Die clericalen und legitimistischen Zeitungen werden hier in großen Ehren gehalten, die republikanischen dagegen haben keinen Zutritt. Vergebens fragt der Gast nach der „République Française“, dem „XIXème Siècle“, dem „Temps“, von „Rappel“ und „Intransigeant“ nicht zu sprechen. Er erhält die strenge Antwort vom stirnrunzelnden Kellner, daß „diese Sorte von Blättern“ hier nicht geduldet werde. Kaum daß der Besitzer sich herbeiläßt, zu den neuesten Verirrungen des academischen „Journal des Débats“ ein Auge zuzudrücken und es in Ansehung seiner tadellosen Vergangenheit noch ferner zu halten. Mit dieser komischen Grille versöhnt übrigens der Umstand, daß Tortoni seine aristokratische Ausschließlichkeit nicht blos gegen liberale Zeitungen, sondern auch gegen das gewisse weibliche Element übt, das den Besuch der übrigen Boulevardcafés am Abend anständigen Damen nahezu unmöglich macht. In Tortoni wird keine

zweideutige Besucherin geduldet. Die Damen, die man dort sieht, gehören der ganzen und vollwichtigen „Welt" an.

Im Café Riche, das wenige Schritte von Tortoni entfernt ist, geben sich Journalisten und Börsenmänner Rendezvous. Das große und glänzende „Café américain" und das „Grand café" haben eine stetig wechselnde Physiognomie, da ihr Publikum sich ziemlich ausschließlich aus den Fremden recrutirt, welche die Boulevardhotels bewohnen. Das Café de la Paix ist seit dem 4. September das Hauptquartier der Bonapartisten. Ueber die Gründe, welche sie dieses Kaffeehaus haben wählen lassen, gibt einer der Ihrigen, August Lepage, der Verfasser einer an gehässigen Verleumdungen gegen die Republikaner ebensosehr wie an Daten reichen Monographie über die Pariser Cafés („Les cafés politiques et littéraires de Paris") folgenden Aufschluß: „Man konnte keinen schöneren Platz für einen Zusammenkunftsort wählen als das Café de la Paix. An der Ecke des Platzes der neuen Oper gelegen, nimmt dieses Etablissement eines der glänzenden Bauwerke ein, die unter Napoleon III. errichtet wurden . . . Zur Seite erhebt sich die ungeheure Masse der Oper. Gegenüber, auf der anderen Seite des Boulevards, öffnen sich die Avenue Napoleon (sie heißt heute Rue du 4. Septembre) und die Rue de la Paix, die vom Haupte der kaiserlichen Dynastie gebaut wurde. Am Ende dieser Straße ist der Vendôme-Platz, wo man die Säule von Austerlitz bemerkt . . . Alles in diesem Viertel erweckt die Erinnerung der zwei Kaiserreiche; ebensoviel aus Instinct wie aus Vorliebe gehen die Freunde und Ver-

theidiger Napoleons hier spazieren und plaudern von der vergangenen Größe und von ihren Hoffnungen." Am Abend des 14. Octobers 1877, an jenem denkwürdigen Abend, wo die Resultate der Abgeordnetenwahlen in Paris bekannt wurden, stand das Café de la Paix leer; die „Freunde und Vertheidiger Napoleons" hatten ihr erinnerungsreiches Viertel verlassen und waren anderswohin gegangen, von Vergangenheit und Zukunft zu plaudern. Das aufgeregte Publikum aber strömte mit Vorliebe nach dem Bonapartistenkaffeehause und erweckte dessen Echo durch jauchzende Hochrufe auf die Republik.

Fast jedes der großen Boulevard-Theater: Vaudeville und Variétés, Gymnase und Ambigu, Renaissance und Porte St. Martin, steht mit einem Café in Verbindung, das der natürliche Sammelplatz der Künstler und Autoren des betreffenden Instituts ist und wo die zudringlichen Bewunderer, die hier selbst um die Theatersterne elften Ranges einen diensteifrigen Hof bilden, fortwährend Gelegenheit finden, ihre Ergebenheit durch Anbietung von Dejeuners und Soupers an den Tag zu legen. Mitten zwischen diesen Theatercafés, deren Atmosphäre vom Staub und Parfüm der Coulissenluft durchsetzt ist, liegt das Café de Madrid, das in den letzten Jahren des Kaiserreichs, während der Belagerung und des Communeaufstandes eines der berühmtesten von Paris war. Hier versammelten sich die Redacteure der großen oppositionellen Zeitungen und die Führer der radicalen Partei; ein gemeinsamer Haß gegen das Empire vereinigte damals so verschiedene Elemente wie J. J. Weiß, der seit=

her eine Säule der „moralischen Ordnung“ geworden ist — neuestens aber allerdings wieder zur „athenischen Republik“ abschwenken zu wollen scheint — und Delescluze, der Paris anzünden geholfen hat. Man kann sagen, daß die Communerebellion im Café de Madrid entstanden ist. Seine Stammgäste waren außer Delescluze auch Ranc und Vermorel, Razoua und Alfred Naquet, Raoul Rigault und Eudes. Hinter einem Glase Absinth gaben sie ihrem Grimm gegen den Verbrecher, der den 2. December gemacht hatte, in der heftigsten Sprache Ausdruck und suchten einander in abenteuerlichen Plänen für die Regenerirung des Staates und der Gesellschaft zu überbieten. Die Gemäßigteren hörten bald erstaunt, bald lächelnd zu, wie die exaltirten Demokraten ihre hirnverbrannten Theorien mit aufgeregter Gestikulation und glühenden Augen entwickelten, und dachten nicht weiter daran, sie ernst zu nehmen. Die Ereignisse haben seither bewiesen, daß diese tollen Reden buchstäblich zu nehmen waren. Die Flammen der Tuilerien lassen die Nachmittags-Zusammenkünfte im Café de Madrid in einer blutigen Beleuchtung erscheinen. Die Theilnehmer an diesen Zusammenkünften haben wunderlich entgegengesetzte Schicksale erfahren. Die Einen sind Staatsräthe, Präfecten und Ritter der Ehrenlegion, aus den Andern wurden Deportirte, Verbannte, in Contumaz zum Tode Verurtheilte, wenn sie nicht gar in den Maitagen 1871 auf einer Barrikade oder später auf der unheimlichen Ebene von Satory ein Ende gefunden haben. So fahren mit jäher Abbiegung Lebensbahnen auseinander, die lange Zeit vollkommen gleichlaufend waren.

Eine besondere Stellung unter den Pariser Cafés nimmt das Café Procope ein, dessen ich schon anläßlich der Schilderung des lateinischen Viertels gedacht habe. Es liegt in der Rue de l'Ancienne Comédie, einer historischen Gasse, in der die Truppe Molières spielte, ehe sie in das Haus übersiedelte, das ihre Nachfolger noch heute innehaben. Es besteht aus zwei schmalen, langen, niederen Sälen und einem gedrückten Entresol. Kein Sammt und keine Vergoldungen schmeicheln dem Blicke des Besuchers. Von den vergilbten Tapeten der Wände blicken verrauchte Porträts herab, die wolbekannten Gesichter von Voltaire, d'Alembert, Piron, Jean Jacques Rousseau, Mirabeau. Große Erinnerungen, stolze Traditionen ersetzen den Luxus der großen Boulevard-Cafés und geben dem alterthümlichen Local eine Anziehung, die kein Tapezierer ihm verleihen könnte. Man warf Gambetta wiederholt in der Deputirtenkammer vor, daß er ein Stammgast des Procope gewesen sei. Er war es, aber er hat sich dessen kaum zu schämen. In der Chronik, welche die berühmten Besucher dieses Cafés verzeichnet, folgt sein Name hinter einer langen Reihe Anderer, die einen ebenso guten oder besseren Klang haben als der seinige: hinter Voltaire und Rousseau, Gresset, Crebillon, Piron, Destouches, d'Alembert und Mirabeau, und wenn der Garçon, der dem Studenten- und Professorenpublikum des Etablissements die verlangten Absinthe und Mazagrans bringt, sich selbstgefällig seiner Bekanntschaft — manchmal sagt er sogar Intimität — mit dem großen Redner rühmt, so versäumt er es doch nie, mit einer feinen Nuance von Ueberlegenheit hinzuzufügen:

„Uebrigens ist Herr Gambetta nicht der Kunde, auf den wir am stolzesten sind. Sehen Sie dort, in der Ecke, den Marmortisch? An diesem Tische ist Herr v. Voltaire (— er gibt ihm immer diesen Titel —) fünfzehn Jahre lang täglich gesessen und hat seine Briefe an seinen Freund, den König von Preußen, geschrieben."

Die Clubs.

Keine ganz so bedeutende Rolle wie die Cafés, aber ebenfalls eine wesentliche spielen die Cercles im Pariser Leben. Diese Cercles sind nichts anderes als eine französische Nachahmung der englischen Clubs. Aber welche erstaunliche und charakteristische Veränderung hat das britische Gewächs durch seine Ueberpfropfung auf die Pariser Gesellschaftsverhältnisse erfahren! Der Londoner Club hat, insofern er nicht eine Privatspeculation ist, geradezu eine sittliche Bestimmung; er bietet dem Alleinstehenden und Fremden einen Ersatz für das Heim, das er entbehren muß, und macht ihm alle die Bequemlichkeiten zugänglich, die man sonst nur im eigenen Haushalt findet; er vereinigt Leute, die einen gemeinsamen Beruf oder die gemeinsame Erinnerung an eine gleiche Vergangenheit haben, zu einer künstlichen Familie und führt gleich einer weithin sichtbaren Landmarke Menschen zusammen, zwischen denen gleiche Gesinnungen und Strebensziele eine geistige Verwandtschaft begründen und die sich sonst in der weiten Weltstadt und bei den Schwierigkeiten des gesellschaftlichen Verkehrs in London kaum gefunden hätten. Der

Stolz des Londoner Clubs ist sein Lesezimmer, das die großen Zeitungen aller Länder und die wissenschaftlichen periodischen Publicationen aller Sprachen enthält, und seine Bibliothek, zu deren Vergrößerung ein ansehnlicher Theil seiner Einkünfte verwendet wird. Der Pariser Cercle hat sich in allen Dingen von diesem würdigen und nachahmenswerthen Vorbilde entfernt. Er verfolgt keinerlei ernste Zwecke; er hält kaum einige Zeitungen und legt oft gar keine Bibliothek an; um es kurz zu sagen: er ist in der Regel nichts anderes als eine autorisirte und in ein Anstandsmäntelchen gehüllte — Spielhölle.

Das Spiel — das ist der große, der hauptsächlichste Zweck des Pariser Cercle und man tritt diesem nur bei, um sich den Aufregungen des grünen Tisches und der Karten hingeben zu können. Der Pariser hat eine fatale Neigung zu Hazardspielen aller Art, die einen sonderbaren Gegensatz zu seinem sonstigen kühl berechnenden, vorsichtigen Wesen und zu seiner geschäftlichen Solidität bildet. So lange noch in Homburg, Baden-Baden und Wiesbaden gespielt wurde, bestand das Publicum, das sich um die Roulette drängte, zum weitaus größten Theile aus Parisern und allenfalls aus barbarischen Nachäffern der Pariser Lebensformen, aus Russen und Rumänen. Der vor wenigen Jahren verstorbene Herr Blanc hat die achtzig Millionen, die er seinen Töchtern hinterlassen konnte, gewiß zu drei Viertheilen seinen Landsleuten abgenommen und französisches Gold ist es noch immer, das sich hauptsächlich auf die grünen Tische von San Carlo ergießt. Die Pariser Cercles verdanken dieser unglücklichen Vorliebe ihre Vogue, ihren Glanz, vielleicht ihr Bestehen.

Die Meisten von ihnen haben keinerlei ausgesprochene Tendenz; sie behaupten nicht, einer bestimmten politischen, öconomischen oder socialen Idee zu dienen, und wenden sich mit wenigen Ausnahmen auch nicht an bestimmte Berufsklassen. Zu diesen Ausnahmen gehört der „Cercle des Mirlitons", ein Verein von Malern und Bildhauern, der seinen künstlerisch-genialen Charakter schon durch die Wahl seines etwas sonderbaren Namens (wörtlich „Zirkel der Rohrflöten") bekunden zu wollen scheint. Die Mirlitons sind übrigens nichts weniger als ausschließlich und neben Künstlern lassen sie unter der dehnbaren Bezeichnung von „Kunstfreunden" auch jeden andern gerichtlich unbeanstandeten Menschen von Bildung und Lebensart zu. Etwas wählerischer ist ein zweiter Künstlerclub, der Cercle de la Rue St. Arnaud, jetzt Rue Volney, im gewöhnlichen Gespräch blos „les pieds crottés", „die kothigen Füße", genannt (wegen der unzeremoniösen äußern Erscheinung mancher Mitglieder aus den Künstlerkreisen), der mit dem vorhergehenden die Specialität theilt, von Zeit zu Zeit Ausstellungen der Werke seiner Mitglieder zu veranstalten und Soiréen zu geben, zu welchen Damen nicht zugelassen werden und deren Gesangs- und Declamationsprogramm es deutlich genug verräth, daß es bestimmt ist, blos vor einer männlichen Zuhörerschaft abgespielt zu werden. Viele der ersten Künstlerinen der Pariser Theater wirken übrigens bei diesen jeder Pruderie entkleideten Soiréen mit, was ihrer vorurtheilsfreien Lebensauffassung ein gutes Zeugniß ausstellt. Außer den „pieds crottés" und den Mirlitons gibt es noch einige Cercles, deren Name auf eine Vereinigung von Berufsgenossen hinzudeuten

scheint, wie der „Cercle agricole“, „Cercle des chemins de fer“ (Ackerbau-, Eisenbahnclub) u. s. w., allein die Etikette hat keinerlei Bedeutung und diese Cercles nehmen durchaus keine Rücksicht auf den Beruf ihrer Mitglieder.

Die vornehmsten Pariser Clubs sind der Jockey-Club, der Sporting-Club, der Cercle Impérial und der Cercle des Eclaireurs. Vom Jockey-Club habe ich nicht nöthig viel zu sagen. Er ist hier, was seine Namensbrüder in London, Berlin und Wien sind. Er enthält die Aristokratie und das diplomatische Corps und verlangt von seinen Mitgliedern eine Ahnenprobe, trägt übrigens dem Zeitgeiste dennoch insofern Rechnung, als er eine runde Million für einen Ahn und ein ansehnliches Landgut für einen Wappenschild gelten läßt. Was ihm an Geist und politischer Bedeutung abgeht, ersetzt er durch Chauvinismus. Man erinnert sich noch, daß er vor einigen Jahren (1877) einen neuernannten gräflichen Attaché der österreichisch-ungarischen Botschaft nicht zuließ, weil dem Bewerber intime Beziehungen zu seinen Collegen von der deutschen Ambassade nachgesagt wurden. Der Zufall wollte, daß dieser Taktlosigkeit eine rasche Vergeltung folge. Wenige Wochen später wurde nämlich auch zur französischen Botschaft in Wien ein neuer Attaché ernannt, der, um den diplomatischen Traditionen treu zu bleiben, dem österreichischen Jockey-Club beitreten wollte, und der letztere ergriff mit Enthusiasmus die Gelegenheit, den Franzosen abzuweisen und so den Parisern ihre Liebenswürdigkeit heimzuzahlen. Der Sporting-Club, ebenso exclusiv wie der Jockey-Club, entbehrt des diplomatischen Elements und hat das ernste Verdienst, sich mit Pferdezucht

und Rennwesen zu beschäftigen. Der Cercle Impérial affichirte ursprünglich politische Tendenzen. Er wollte den Bonapartismus pflegen. Heute hat sich diese oppositionelle Spitze schon ein wenig abgestumpft und der Cercle Impérial ist nichts als eine Vereinigung von Epicuräern der hohen Finanzwelt, die viel zu große Skeptiker und Menschenverächter sind, als daß sie sich für irgend eine Idee begeistern könnten, die nicht in Gestalt einer nett gebauten Ballerine, eines köstlich zubereiteten Fasans oder einer auserlesenen Champagnermarke auftritt. Die Bankiers Camondo, Alphen, Oppenheim, Bischofsheim, Königswarter u. s. w. machen hier ihre Partie und rezitiren einander die erotische Chronik von Paris. Hier ist die große Börse, wo der Cours der käuflichen Schönheiten festgestellt wird, und eine Reputation im Cercle Impérial bedeutet für eine Debutantin des Pariser Lebens Alles, was eine Cameliendame begehren kann, ehe die Lungenschwindsucht sie poetisch macht: Hôtel, Coupé, Lakaien, Diamanten und Renten. Der „Cercle des Eclaireurs“ wird ebenfalls von Lebemännern bevölkert, die vielleicht weniger opulent sind als ihre Concurrenten vom Cercle Impérial, aber ihren Ehrgeiz darein setzen, es nicht merken zu lassen. Die Eclaireurs spielen ebenso hohes Spiel und haben ebenso kostspielige Maitressen wie die Börsenbarone vom „Impérial“, aber Katastrophen sind unter ihnen wesentlich häufiger.

Im Gegensatze zu den Londoner Clubs haben die Pariser Cercles fast nie ein eigenes Haus, sondern leben in fremden Gebäuden zur Miethe. Die größten unter ihnen befinden sich auf dem Boulevard des Italiens und des Capucines, auf

der Place Vendôme und in der Rue de la Paix, also in der vornehmsten Gegend der Stadt. Der Luxus, mit dem sie eingerichtet sind, ist fabelhaft; kostbare Teppiche von der untersten Stufe der Treppe an, kunstvolle Möbel, Bilder, Statuen, Bronzen, feinstes Porcellan, silbernes Tafelzeug, seidene oder lederne Wandtapeten wirken zusammen, um ein Interieur zu schaffen, das mit kaiserlichen Gemächern wetteifern kann. Ein Heer von Dienern in eleganter Livrée bevölkert die hallenartigen Vorsäle. Liqueure, Fruchtsäfte und Essenzen stehen den Mitgliedern zur freien Verfügung; in den Toilettezimmern liegen die feinsten Seifen, Pommaden und Parfumerien ohne jegliche Controle und Einschränkung umher. Man kann sich denken, daß dies für die Dienerschaft eine Quelle illegitimer Bereicherung wird, wenn man erfährt, daß dem Cercle Impérial für Toilettebedürfnisse und erfrischende Getränke allein jährlich 30 bis 35,000 Frcs. in Rechnung gestellt werden.

Obwol die Einkünfte aus den Beiträgen der Mitglieder bei den größten Cercles nicht viel weniger als eine halbe Million Franken betragen, so kann doch kein Pariser Club von dieser regelmäßigen Einnahmequelle allein leben. Er ist durchaus auf die außerordentlichen Einkünfte angewiesen, welche das Spiel liefert und die die Jahresbeiträge der Mitglieder um ein Beträchtliches übersteigen. In jedem Cercle gibt es neben den Mitgliedern, die nur kommen, um ein kleines Spiel zu machen und mit Bekannten zu plaudern, eine Gruppe von enragirten und berufsmäßigen Spielern, die das ganze Jahr herum allabendlich auf demselben Platze hinter dem grünen Tische zu finden sind. Diese Leute spielen

immer nur miteinander oder höchstens mit Fremden, die sich auf einige Zeit in den Cercle einführen lassen, um das Orakel der Karten um ihr Glück zu befragen. Bald gewinnen, bald verlieren sie, aber das Spielgeld wird natürlich regelmäßig bezahlt. Nach einigen Jahren findet die ganze Gruppe, daß sie bedeutend verloren habe. Die Besonnensten und Vorsichtigsten ziehen sich zurück, Andere sind ruinirt und können nicht mehr mitthun, noch Andere lassen sich in einen andern Cercle aufnehmen, um dort noch unerschöpfte Börsen zu finden, mit denen das Spiel fortgesetzt werden kann. Und wo sind die Summen hingerathen, die Alle verloren haben und die doch Niemand gewonnen hat? Das ist ganz einfach. Sie sind in die Kassen des Cercle geflossen, der sich aus dem Vermögen seiner ruinirten Mitglieder langsam, aber sicher, gleichmäßig und ununterbrochen bereichert hat. Einige Clubs, in denen früher sehr hoch gespielt worden ist, haben hiebei so große Summen erübrigt, daß sie nun ein ansehnliches Capital besitzen, welches in französischer Rente angelegt ist und dessen Zinsen ihnen den Luxus bezahlen helfen, den die Mitgliederbeiträge allein niemals bestreiten. Einmal so weit, wird der Club plötzlich moralisch und verbietet in seinen Räumen jedes Hazardspiel oder gar das Spiel überhaupt. Ich muß sagen, daß die wenigen Cercles, die so gut gestellt sind, daß sie das Spiel unterdrücken können, von neuen Mitgliedern nur wenig aufgesucht werden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Spieler von höchst groteskem Aberglauben besessen sind. Der eine denkt, er

müsse gewinnen, wenn er sich seines Schuhs entledigt, der andere glaubt sich gegen Verlust gefeit, wenn er in schlechten, geflickten, ja zerfetzten Kleidern dasitzt, der dritte hält viel auf die Form der Nasen seiner Mitspielenden u. s. w. Diese Grillen werden in den Cercles gleich dem Dogma einer staatlich anerkannten Religion respectirt und es ist nichts Ungewöhnliches, im Spielzimmer eines vornehmen Clubs einen decorirten Herrn in den Socken dasitzen und mit einem andern Herrn spielen zu sehen, der unter einem höchst eleganten Rocke eine fettige, fadenscheinige, anscheinend aus der dunkelsten und staubigsten Arrière-Boutique des Temple hervorgeholte Weste trägt. In einem Cercle zweiten Ranges auf dem Boulevard Montmartre mußte im Laufe eines Monats dreimal die Einrichtung eines Spielzimmers gewechselt werden; das eine Mal hatte ein Mitglied erklärt, die Grimasse eines bronzenen Wandleuchters, der eine Faunmaske darstellte, bringe ihm Unglück, das zweite Mal protestirte eine ganze Gruppe einstimmig gegen eine vergoldete Kamingarnitur, da die Nähe von Goldfarbe jeden ernsten Spieler ruiniren müsse, das dritte Mal war gegen einen Leuchter dieselbe gewichtige Einwendung erhoben worden. Der Director des Cercle, ein Landsmann Voltaire's ebenso wie die sich beklagenden Mitglieder, dachte nicht einen Augenblick daran, sich über diese Beschwerden lustig zu machen, sondern nahm sie mit der gebührenden Aufmerksamkeit entgegen und sorgte für schleunige Abhilfe. Man weiß, wie empfindlich Franzosen gegen Außerachtlassung der ihrer Person gebührenden Rücksicht sind. Hundert Duelle mit blutigem Ausgang hatten

keine andere Ursache, als daß Jemand in einem Café im Vorübergehen die Zeitung, die ein Anderer las, gestreift und den Leser nicht gleich um Entschuldigung gebeten hatte. Nun denn, im Cercle sagt ein Spieler einem Zuschauer ohne Zögern: „Mein Herr, ich wünsche nicht, daß Sie neben mir stehen, Sie bringen mir Unglück," und der Zuschauer wird sich entfernen, ohne ein Wort zu sagen, ohne die barsche Anrede übel zu nehmen, ohne in ihr eine Beleidigung zu sehen. Der Aberglaube berechtigt den Spieler in den Augen des richtigen Pariser Clubmenschen selbst zu direkten Grobheiten. Allein wenn man gegen ihn in diesem Punkte die größte Langmuth übt, so verlangt man andererseits von ihm eine ebenso starke Portion Heroismus wie ein Indianerstamm von einem Krieger, der am Marterpfahl steht. Der Spieler muß Unglück mit Gleichmuth ertragen und darf nicht zucken, wenn er sein Vermögen verliert. Wehe dem, der in einem solchen Falle Aerger, Aufregung oder gar Verzweiflung zeigt! Man verachtet ihn, man lacht ihn aus, man zuckt die Achsel über ihn. Wenn er aber mitten im Ruin sein kaltes Blut und seine Selbstbeherrschung wahrt, ah, dann kann er der allgemeinen Bewunderung sicher sein. „C'est un beau joueur!" „Er ist ein schöner Spieler!" heißt es dann, und das ist das größte und schmeichelhafteste Compliment, das ein Clubmensch einem andern machen kann.

Ein sehr bekannter Journalist von deutscher Herkunft, dem sein großes Talent eine erste Stellung in der Pariser Presse geschaffen hat, ist der Typus eines „beau joueur". Er hat eines Tages 400,000 Frcs. verloren, ohne mit den

Wimpern zu zucken. Es war einfach sein Vermögen bis auf den letzten Centime. Die Mitglieder seines Cercle haben ihn für sein reizendstes Feuilleton nie so geachtet wie für den Heroismus, mit dem er seine „déveine" ertrug. Ein junger Mann aus einer der vornehmsten Familien dagegen, der im April 1877 in einer Nacht 352,000 Frcs. verlor und darüber solchen Lärm schlug, daß der Cercle von der Polizei geschlossen wurde, begegnet seither allenthalben der tiefsten Verachtung und wird von allen Clubs, bei denen er sich anmeldet, ohne Erbarmen zurückgewiesen.

In der Atmosphäre der Cercles entwickeln sich eigenthümliche Typen. Da ist der Garçon, der zugleich Wucherer ist und den Spielern gegen ungeheure Interessen Vorschüsse gewährt. Ein solcher Garçon leiht oft 10, 20, ja 30,000 Francs und mehr an einem Abend aus. Woher nimmt er diese für seine Verhältnisse bedeutende Summe? Nun, das ist eine kitzliche Geschichte. Viele behaupten, daß der Garçon in den meisten Fällen blos ein Strohmann sei und von irgend einem Capitalisten commanditirt werde, der Mitglied des Clubs ist und es mit seinem würdevollen, correcten und achtunggebietenden Aeußern vollkommen vereinbar findet, durch Vermittelung des Garçons seinen Clubgenossen das Fell exemplarisch über die Ohren zu ziehen. Die Garçons der Cercles ziehen sich gewöhnlich als ansehnliche Rentiers ins Privatleben zurück und die verkappten Wucherer stehen sich bei ihrem Geschäftchen auch nicht schlecht. Gefährlicher als der geldleihende Garçon ist der „Grec", der falsche Spieler, der selbst in den vornehmsten Clubs häufiger ist,

als man wol glauben sollte. Es ist eigenthümlich, daß diese Sorte von Industrierittern, die, wie man hier mit einer bemerkenswerth milden und nachsichtigen Umschreibung sagt, „das Glück verbessern", weniger Abscheu als Bewunderung erregt. Man duldet sie natürlich nicht in seinem Cercle, aber man hegt für sie ein Interesse, das eine gewisse Entschuldigung in sich begreift. Um ein Grec sein zu können, muß man eben eine Reihe von ausgezeichneten Eigenschaften besitzen, die sich nicht oft vereinigen: große manuelle Geschicklichkeit, Eleganz der Manieren, tadellose Haltung, ein klingender Name, womöglich einige Orden sind die Voraussetzungen, ohne die man das riskante Gewerbe eines Falschspielers nicht eine Stunde lang in Paris betreiben kann. Auf frischer That ertappt wird ein Grec, der sein Metier kennt, fast niemals. Man bemerkt nur, daß er ein ganz unnatürliches Glück habe, und hört auf mit ihm zu spielen. Das ist für ihn das Zeichen, daß er sich nunmehr ein anderes Feld für seine Thätigkeit suchen müsse. Ist er aber so ungeschickt, sich thatsächlich bei falschem Spiel erwischen zu lassen, so vermeidet man auch so viel wie möglich den Skandal. Nur in Melodramen wird die Hand des Falschspielers mit einem Dolch an den Tisch genagelt. Im Pariser Cercle begnügt man sich, ihm mit einer höflichen Verneigung zu sagen: „Mein Herr, Sie irren sich, Ihr Platz ist nicht hier," worauf der Grec sich ebenso artig verneigt und ohne Zeitverlust thürwärts schreitet. Das ist Alles. Wenn er Freunde hat, kann er noch denselben Abend in einem andern Cercle eingeführt werden und dies so lange fortsetzen, bis er

die Runde aller Cercles gemacht hat, was immerhin einige Jahre dauert.

Von Anstalten, deren einziger Zweck das wilde, hohe Spiel ist, kann man natürlich nicht erwarten, daß sie mit strenger Moral verwaltet werden. Allein es ist um die Gewissenhaftigkeit der Clubdirectionen noch viel schlimmer bestellt, als man angesichts einer Institution vermuthen sollte, die ihr Publicum denn doch in den besten Kreisen der Gesellschaft recrutirt. Der „Figaro", dessen seither verstorbener Herausgeber, de Villemessant, ein bekannter Spieler und Mitglied einiger der vornehmsten Cercles war, veröffentlichte über diesen Gegenstand am 11. April 1877 einen sehr merkwürdigen Brief, der das Pariser Clubwesen heller beleuchtet, als es ganze Bücher zu thun vermöchten. Ein anonymer aber sichtlich sehr vollkommen unterrichteter Correspondent schreibt dem Blatte des Herrn de Villemessant:

„Wenn Sie von Cercles sprechen, so ist es nur, um gleich beim Spiel anzulangen. Clubs haben aber auch andere kleine Seiten, die nicht minder interessant zu studiren sind. Ohne Ordnung werfe ich einige Thatsachen hin, wie mein Gedächtniß sie mir vorhält. Machen Sie mit ihnen was Sie wollen. Nur theilen Sie Ihren Lesern mit, daß Alles, was ich sage, sich in den größten Cercles von Paris und vor meinen Augen zugetragen hat.

„Unser Tischwein, nachdem er nacheinander zu ordinär, dann gebrochen, schlecht, sauer gewesen war, wurde eines Tages abscheulich. Es war ein allgemeiner Schrei. Man citirte den Händler, der, an die Wand gedrückt, uns mittheilte,

daß Herr X., ein Mitglied des Ausschusses, sich mit den feinen Weinen, die er den Lieferanten zwang, ihm als „Prämie" zu geben, einen Keller anlege. Wenn Herr X. weniger anspruchsvoll sein wird, schloß der Weinhändler, werde ich Ihnen um den Preis, den Sie bezahlen, ausgezeichnete Sorten liefern können.

„Ein anderes Mal erfuhr man, daß ein zweites Ausschußmitglied sich in seinem ganzen Hause neue Teppiche habe legen lassen. Der Tapezierer des Clubs hatte sich zu diesem Geschenke entschließen müssen, um die Kundschaft des Cercle zu behalten.

„Eines Tages erhob man ein Geschrei über die schlechte Qualität der Toiletteseife. „Wenn sie gut ist, steckt man sie ein," antwortete der Aufseher. Und als man sich in die Waschcabinets begab, um die Begründetheit der Klage zu untersuchen, überraschte man dort ein Mitglied, das seiner pusteligen Nase im Could-Cream-Topfe ein Vollbad gewährte . . .

„Nach einem kritischen Jahre, in welchem das Spiel nicht genug ergiebig gewesen war, sprach man von Ersparungen und Herr Z. schlug ernstlich vor, die hygienischen Servietten der Cabinets" (ich lasse dem unverfrorenen Franzosen die volle Verantwortlichkeit für den Gegenstand, den er hier berührt, und für die Worte, mit denen er seinen Gedanken ausdrückt) „durch zerschnittene Zeitungen zu ersetzen. Die seidenen Servietten hatten nämlich die Gewohnheit, hundertweise zu verschwinden. Jeder schrie auf gegen diesen Vorschlag, über den alle Herankommenden laut auflachten. Einer von denen, die sich am heftigsten schüttelten, zog

anstatt seines Sacktuchs, das er hervorzulangen glaubte, gerade sein vollständiges Packet Seidenservietten aus der Rocktasche hervor. Es war die tägliche Ernte, die er seiner Familie heimbrachte.

„Das Wildpret wurde von einem Garçon geliefert, der sich, wie man später erfuhr, in zwei Jahren durch seinen Wucher bereichert hatte. Er war der angebliche Eigenthümer eines Etablissements, das insgeheim von Mitgliedern angekauft worden war, die hier Alles züchteten und erzeugten, was zur Speisung der Tafel des Cercle nöthig war, und es sich selbst, und zwar sehr theuer, abkauften. . . .“

Diese Thatsachen sind natürlich im Allgemeinen dem Pariser Publicum wolbekannt und es bemißt nach ihnen die Achtung, die es für die Cercles empfindet. Während denn auch in England die Clubs eine große politische und sociale Macht repräsentiren und öffentliche Meinung, Erfolge, Berühmtheiten, ja Ministerien machen, finden die Pariser Cercles bei ernsten Geistern nicht die geringste Beachtung. Man kann sagen: der einzige Einfluß, den sie üben, ist der, daß sie in der Zersetzung des Pariser Familienlebens und im Ruiniren junger Hohlköpfe den Cocotten eine erfolgreiche Concurrenz machen.

II.

Pariser Leben.



Der Alkoholismus in Paris.

Im Frühling 1877 erschien ein Roman von Emile Zola, der einen Erfolg hatte, wie er eben nur in Frankreich möglich ist. Der Roman wurde bis heute in etwa hundertzwanzig Auflagen verkauft; die Kritiker von Beruf lieferten einander homerische Schlachten bei seiner Besprechung, die Witzblätter parodirten ihn, kleinwüchsige Talente ahmten ihn mehr oder minder geschickt nach, er bot den Salons für manchen Abend den hauptsächlichsten Gegenstand der Konversation und bereicherte den ebenso charakteristischen wie jedem Nichtpariser unverständlichen Jargon der Boulevards um eine ganze Reihe von Ausdrücken, Wendungen und Anspielungen. Dieser Roman ist der „Assommoir“, ein Titel, der seither ein Gattungsname geworden ist und mit sprichwörtlichem Werthe angewandt wird.

Der „Assommoir“ ist eine einzelne Abtheilung in einer Reihe von Romanen, in welchen Emile Zola sich die großartige Aufgabe gestellt hat, eine Geschichte der französischen Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserreiche zu schreiben. In den vorangegangenen Theilen hat er uns die vornehmen

Kreise gezeigt, im „Assommoir" führt er uns unter's Volk. Bisher sind wir mit ihm auf dem schwellenden Teppich des Salons gewandelt, jetzt reißt er mit einer jähen Bewegung den Teppich weg und das Estrich auf und legt vor unseren Blicken den Abgrund bloß, der unter der goldgleißenden Oberfläche des weltstädtischen Lebens gähnt. Wir lassen die vergoldeten Café's und sammtüberzogenen Theatersäle der Boulevards weit hinter uns zurück und treten in die schmutzstarrenden, verpesteten Wohnungen der Arbeiterquartiere ein. Armuth, Gemeinheit und Laster umgeben uns; der Dichter führt uns aus einer Saufkneipe in einen Dirnentanzsaal und aus einem Dirnentanzsaal in eine Diebsspelunke; jeden Augenblick kreuzt eine Bestie mit vager Menschenähnlichkeit unseren schauerlichen Weg; um uns heulen, lästern, röcheln, genießen, und sterben Menschenwesen, die sich cynisch in jedem Schlamme wälzen und mit jedem Kothe besudeln. Er erspart uns weder die unfläthige Konversation viehischer Trunkenbolde noch den Anblick des obszönen Innern eines Hotel Garni letzter Klasse noch die widerliche Intimität der weiblichen Stammgäste eines Cancantanzbodens der Barrière. Für meine Zwecke habe ich es übrigens nicht nöthig, auf diese Details einzugehen; es genügt, des Hauptgedankens zu erwähnen, den der merkwürdige Roman verkörpert. Zola entrollt vor unseren Augen ein furchtbares Drama, welches das Ringen einer Menschenseele mit einer feindseligen finsteren Gewalt, dem Alkohol, darstellt. In der Bibel kämpft Jakob mit einem bösen Engel und besiegt ihn. Im „Assommoir" kämpft

Gervaise, die ursprünglich gut angelegte, jedoch jammervoll zu Grunde gehende Heldin des Romans, mit dem Dämon des Schnapses und wird von ihm besiegt. Das ist die trostlose Moral, die aus dem Buche des großen Romanciers hervorgeht. Was dieses Buch zugleich so herzzerreißend und so interessant macht, das ist, daß es nicht blos die Schicksale einer Familie, ja nicht einmal die Schicksale des Arbeiterstandes, sondern die Schicksale des ganzen französischen Volkes malt. In der That, die Trunksucht ist eine neue große Nationalkrankheit Frankreichs und die wahren Freunde der französischen Nation, der die Freiheit und die Civilisation so viel verdanken, sehen mit Schrecken die unheimliche Ausbreitung dieses Uebels mit an. Das ist ein Punkt, über welchen es einigermaßen schwer hält, den nichtfranzösischen Leser aufzuklären, weil man gegen tiefeingewurzelte vorgefaßte Meinungen anzukämpfen hat. „Die Franzosen sind das mäßigste und nüchternste Volk von Europa und Paris ist gewiß der letzte Ort der Welt, wo man die Trunksucht zu suchen hat.“ Das ist das in Europa allgemein verbreitete Vorurtheil; allein es ist das direkte Gegentheil der Wahrheit. Man sieht allerdings in London mehr Trunkenbolde als in Paris, aber das hat einen eigenthümlichen Grund. Der englische Arbeiter trinkt eine ganze Woche lang gar nicht oder mäßig, aber am Samstag, nachdem er seinen Wochenlohn ausgezahlt bekommen hat, wirft er sich in eine wüste Orgie und säuft dann so lange, bis er bewußtlos in der Gosse liegt. In Paris betrinken sich die Leute nur sehr selten in dem Maße, daß sie den

Verstand verlieren, wiewol auch der Anblick herumtorkelnder Zecher in den Straßen von Paris nicht mehr so selten ist, wie er zu sein pflegte, allein sie trinken unausgesetzt, sie vergiften sich allmälig, sie untergraben langsam aber stätig ihre Gesundheit und wenn man die Folgen dieser verhängnißvollen Gewohnheit sehen will, so darf man sie allerdings nicht in den Gossen suchen, aber sie werden in den Krankenzimmern der Bürger und in den Betten der Armenspitäler offenbar. Daß man die Engländer gewöhnlich für stärkere Alkoholkonsumenten hält als die Franzosen, hat noch einen anderen überaus charakteristischen Grund. Die Engländer sprechen fortwährend von ihrem Uebel, suchen Heilmittel dagegen, schreiben ganze Bibliotheken darüber, gründen Mäßigkeitsvereine u. s. w. Die Franzosen dagegen wollen nichts davon wissen, daß der Alkoholismus ihre Nationalkrankheit sei; sie verheimlichen das Uebel vor sich selbst und vor den Fremden; sie sprechen nicht davon und wollen nicht, daß man davon spreche; sie lachen die Mäßigkeitsvereine aus und spotten über die Besorgnisse einer Gesetzgebung, die vor einigen Jahren, erschreckt durch die jähen Fortschritte des Lasters, den fruchtlosen Versuch machte, es durch gesetzliche Verordnungen einzuschränken. Der „Assommoir“ ist das allererste nennenswerthe französische Buch, welches den Muth hatte, den Finger in diese offene Wunde am blühenden Leibe Frankreichs zu legen, und jahrelang folgte ihm kein zweites mit ähnlicher Tendenz nach, bis im Herbste 1880 auch der greise Littré in seiner „Revue positiviste“ eine Studie über den Alkoholismus in Frankreich veröffentlichte,

welche ganz dieselben Anschauungen ausdrückte wie das vorliegende Kapitel, das drittehalb Jahre vor dem Aufsatze Littrés in der ersten Auflage dieses Buches erschienen war.

Und nicht nur die Engländer, sogar die Polen und Russen trinken weniger geistige Getränke, als die Franzosen. Man lächelt ungläubig? Man schüttelt zweifelnd den Kopf? So mögen Zahlen das Wort nehmen. Der Inspektor der französischen Gefängnisse und Irrenanstalten, Dr. Lunier, hat im Oktober 1877 der Pariser „Académie de Médecine" einige statistische Angaben über den Alkoholkonsum in Frankreich gemacht. In den letzten zehn Jahren hat nach ihm durchschnittlich jeder Bewohner Frankreichs jährlich 120 Liter Wein, 3 Liter Schnaps, 22 Liter Bier und etwa 10 Liter Cider konsumirt. Wenn man bedenkt, daß die Quantität auf jedes Individuum, also auch auf Kinder in der Wiege und auf Frauen entfällt, so kann man sich leicht vorstellen, daß jeder erwachsene männliche Franzose durchschnittlich das Doppelte dieser Spirituosenmenge trinkt. Dr. Lunier konstatirte in seiner Mittheilung auch, daß der Alkoholkonsum sich seit fünfzig Jahren verdoppelt hat, während die Bevölkerung kaum um 2½ Millionen, von 32½ auf 35 Millionen, angewachsen ist. Unglücklicherweise betrifft die Zunahme noch ganz besonders den Schnaps, von dem 1839 nur 2 Liter auf den Kopf entfielen, während sein Konsum von 1866 bis 1876 3 Liter jährlich per Individuum betrug. Die Anzahl der Kneipen vermehrte sich ebenfalls fortwährend, wenn auch nicht in demselben kolossalen Maße wie der Alkoholkonsum. 1829 gab es in Frankreich 297,812 Cabarets, in welchen geistige

Getränke ausgeschenkt wurden. Am 1. Januar 1877 zählte man 372,951 Cabarets oder eine Kneipe für 102 Einwohner, ein Verhältniß, wie es selbst in Rußland nicht existirt. Noch eine Ziffer, welche auf die vorhergehenden Zahlen ein charakteristisches Licht wirft: im Jahre 1876 wurden in Frankreich 65,000 Verhaftungen wegen Verletzung des Gesetzes gegen die Trunksucht vorgenommen. Ich habe dieses Gesetzes schon gedacht; ich will noch einige Worte darüber sagen. Die Nationalversammlung, welche den Frieden mit Deutschland schloß, fand mitten in ihren Intriguen gegen Herrn Thiers eines Tages Zeit, die Thatsache in Betracht zu ziehen, daß die Trunksucht in Frankreich beängstigende Verhältnisse annehme. Sie gab also ein Gesetz, welches anordnete, daß die Cabarets nicht länger als bis Mitternacht geöffnet sein, daß die Wirthe einem sichtlich Betrunkenen nichts mehr zu trinken verabreichen dürfen u. s. w. Dieses Gesetz konstatirte nur in offiziellster Form das Vorhandensein eines Uebels, aber es that nichts zu seiner Heilung.

In welchem Maße der Spirituosengenuß in Frankreich verbreitet ist, davon kann man sich im Auslande kaum einen Begriff machen. Alle Welt trinkt hier — ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und des Standes. Schon den Schreibälgen in der Wiege flößt man Wein ein. Bei meinem ersten Aufenthalte in Frankreich sah ich eines Tages den kleinen Jungen einer Nachbarfamilie außer seiner Schultasche ein Körbchen mit sich tragen, als er zur Schule ging. „Was hast Du da, Gugusse?“ fragte ich meinen kleinen Freund, der sich beeilte, mit schalkhaftem Lächeln den Deckel

seines Körbchens aufzuheben und mir darin ein Stück Weiß-brod und ein weithalsiges, sorgsam verkorktes Fläschchen Roth-wein zu zeigen. Das Kind ging nicht in die Schule, ohne einen hinreichenden Weinvorrath mit sich zu nehmen. Seither habe ich die Erfahrung gemacht, daß hier jedes Schulkind — Mädchen sowol als Knabe — eine gefüllte Weinflasche mit sich trägt, um sich in den Pausen des Unterrichts zu „erfrischen". Uns scheint das monströs; die Franzosen begreifen nicht, daß man diese Gewohnheit auffällig findet.

Die Pariser Arbeiter sind absolut ohne Ausnahme diskrete Trunkenbolde, die sich allerdings fast nie berauschen aber fortwährend unter dem aufregenden Einfluß des Alkohols stehen. Ich habe in den Pariser Spitälern, in denen ich gegen drei Jahre verbrachte, ohne Uebertreibung Tausende von Arbeitern kennen gelernt und um ihre Lebensgewohnheiten befragt. Nach den Antworten und Auskünften, die ich erhielt, bin ich in der Lage, ein sehr getreues Bild von der Lebensweise des Durchschnittsarbeiters zu entwerfen. Des Morgens trinkt er ein Gläschen Schnaps, entweder einen „Bitter" oder eine stärkere Sorte, die er bezeichnend genug „brûle-gosier" (Rachenverbrenner) oder „casse-poitrine" (Brustzerbrecher) nennt, und ißt dazu entweder nichts oder etwas Brod und eine Wassersuppe. Gegen elf Uhr nimmt er sein Frühstück, irgend ein Ragout oder eine andere quantitativ ganz ungenügende Fleischspeise, dazu eine nach unseren Begriffen erschreckliche Masse Brodes und mindestens einen halben, häufig aber einen ganzen Liter Rothwein. Nach dem Dejeuner darf der schwarze Kaffee nie fehlen und zum

Kaffee gehört unfehlbar ein Gläschen Cognac, das der Arbeiter vertraulich blos „la goutte“ (den Tropfen) oder den „rincegueule“ (Schnauzenspüler) nennt. Um sechs oder sieben Uhr wird dinirt: eine Kräutersuppe, eine lächerlich geringe Quantität Fleisch, viel Salat, sehr viel Gemüse, ungeheuer viel Brod, wieder ein halber, oder, wenn die Geschäfte gut gehen, ein ganzer Liter Rothwein, eine Tasse Kaffee und „la goutte“. Der Arbeiter, der so lebt, hält sich für einen Tugendhelden und rühmt sich seiner Nüchternheit. Der Unmäßige trinkt vor Allem mehr Wein, dann läßt er es nicht bei einem Gläschen Cognac bewenden, sondern fügt zur „rincette“ eine „surrincette“ und „sur-surrincette“ hinzu und zwischen den Hauptmahlzeiten führt er sich einige Gläschen Absinth zu Gemüthe. Dabei begegnet man bei diesen Leuten ganz wunderbaren Vorstellungen über die Schädlichkeit der geistigen Getränke. Oft ist es mir widerfahren, daß mir im Hotel Dieu ein Arbeiter, der unzweifelhaft an akutem Alkoholismus litt, auf meine dringende Frage, ob er ein Trinker sei, die zuversichtliche Antwort gab: „Ich trinke nie alkoholische Getränke.“ Im Laufe einer eingehenden Befragung stellte es sich dann heraus, daß der Kranke seit Jahren täglich 3 bis 3½ Liter Rothwein getrunken habe, allein es gelang mir nie, ihm begreiflich zu machen, daß auch Rothwein ein alkoholisches Getränk sei. Der Arbeiter weiß, daß Absinth, Cognac und Weißwein mit Vorsicht genossen werden müssen, allein er lebt und stirbt mit der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Rothwein in jeder Quantität ein ebenso harmloses als stärkendes Getränk sei.

Ich habe bisher von den Arbeitern gesprochen; allein wir finden dieselben Lebensgewohnheiten und Vorurtheile auch bei den vornehmen Klassen wieder. Reichliche Quantitäten Rothweins bei jeder Mahlzeit, Cognac zu jeder Tasse Kaffee, Absinth als „Erfrischung“ im Laufe des Tages und namentlich zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags, zur Tageszeit, die den Namen „l'heure de l'absinthe“, die Absinthstunde, erhalten hat. Die Damen maskiren ihre Trunksucht, an der sie ebenso wie die Männer leiden, unter graziösen Namen und zärtelnden Manieren. Eine Dame wird natürlich nie einen Absinth nehmen, fi donc! und sie ruft mit allerliebst gespieltem Entsetzen „horreur!“ wenn man vor ihr die vulgären Worte „la goutte“ oder „la rincette“ auszusprechen sich vermißt. Allein sie schlürft mit Behagen ihre Serie von Gläschen grüner Chartreuse, „welche die Verdauung befördert“, goldener Benedictine, „welche die Nerven beruhigt“, duftender „eau de melisse des carmes“, „welche die Migräne verscheucht“, u. s. w. u. s. w. Und mit all diesen eleganten Kalmirungsmittelchen gelangen vornehme Damen zur wolkonditionirten Kupfernase und zum — Säuferwahnsinn. Das Wort ist heraus. Ich lasse es stehen.

Daß man seinen Durst unter Anderem auch mit Wasser stillen könne, ist dem Pariser eine unfaßbare Vorstellung. Im Wasser sieht er nichts als ein Reinigungsmittel- gleich der Seife und es als Getränk zu benützen scheint ihm ebenso logisch, wie etwa Seife als Nahrungsmittel zu gebrauchen. Im Café, im Restaurant gibt es

keine Wassergläser. Im Pariser Kaffeehause erhält man zu seinem Milchkaffee nie Wasser. Ist man irgendwo zu Besuche und wird durstig, so bietet die Hausfrau ein Glas Rothwein an. Erklärt man, daß man nur Wasser wolle, so sagt die Hausfrau „Très bien!“ klingelt dem Diener und sagt: „Un verre d'eau pour Monsieur, s. v. p.“ Und was ist es, was der Diener dann bringt? Ein Gläschen, das zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, eine große Flasche mit irgend einem Fruchtsyrup und eine ungeheure Zuckerdose. Daraus kann man sich ein Getränk brauen, das hier den Namen „Trinkwasser“ trägt. Die meisten Pariser wachsen heran, werden alt und sterben, ohne je einen Tropfen reinen Wassers über ihre Lippen gebracht zu haben; es ist absolut buchstäblich zu nehmen, daß unter hundert Parisern kaum einer weiß, wie Wasser ohne Beimischung von Zucker, Syrup oder Cognac schmeckt! Henri Murger, der Verfasser der „Vie de Bohème“, wollte in einem anderen Buche einen Kreis von Fanatikern zeichnen, die den Beschluß gefaßt haben, blos den höchsten Aufgaben der Kunst zu leben und dem Publikum, der Tagesmode, den kleinen Bedürfnissen der bürgerlichen Existenz nicht das leiseste Zugeständniß zu machen; um nun auf die einschneidendste Weise zu zeigen, bis zu welcher schwindeligen Höhe der edle Opfermuth dieser idealen Maler und Bildhauer geht, läßt er sie den Entschluß fassen, nöthigenfalls sogar — lieber Wasser zu trinken, als mit den Philistern zu paktiren; daher auch der Name des Idealistenklubs und der Titel des Buches, „les buveurs d'eau“, die Wassertrinker. Ein überreicher Engländer, der

seine Franzosenliebe bis zur Abgötterei treibt, Sir Richard Wallace, hat vor einigen Jahren eine gute und edle Idee gehabt. Erkennend, daß die Pariser eine Art abergläubischer Scheu vor dem reinen Wasser empfinden, beschloß er, sie mit diesem Elemente bekannt zu machen. Er errichtete also auf seine Kosten an vierzig verschiedenen Punkten der Stadt elegante Brunnen, die „Fontaines-Wallace“, die jedem Besucher von Paris wolbekannt sind, versah dieselben mit je zwei Trinkschalen und machte sie der Stadt zum Geschenke. Wird man es glauben? Paris brach über die Idee Sir Richard's in ein homerisches Gelächter aus. Gemeine Wasserbrunnen mit Trinkschalen! Man muß ein verrückter Engländer sein, um auf einen solchen tollen Gedanken zu gerathen. Ja, wenn die Fontainen wenigstens Absinth spenden würden! Aber Wasser — brr! Die Witzblätter wurden nicht müde, sich in Bild und Wort über Sir Richard lustig zu machen. Die Bevölkerung bediente sich der Brunnen, um durstige Hündlein zu tränken, um Bébés das Schmutznäschen zu reinigen, um eine summarische Morgentoilette coram publico vorzunehmen. Wenn ein Fremder einmal an einem solchen Wallace-Brunnen trank, so bildete sich eine Ansammlung um ihn und man starrte ihn an, als ob er ein Horn auf der Nase trüge. Jetzt hat man sich allerdings schon daran gewöhnt, an besonders heißen Tagen seine Lippen in den Trinkschalen der Wallace-Fontainen zu benetzen. Sir Richard's Idee macht eine ganz leise, ganz allmälige Propaganda; seine vierzig Brunnen ziehen unmerklich eine Generation von Wassertrinkern heran.

Allein trotzdem, und obwol der Stadtrath neuestens aus Gemeindemitteln die Anzahl dieser öffentlichen Trinkbrunnen wesentlich hat vermehren lassen, gibt es doch noch sehr viele Pariser, die in den „Fontaines-Wallace“ nur ein gußeisernes, künstlerisches Denkmal britischer Ueberschnapptheit sehen.

Die Lehren Rabelais, der mit einem in der Weltliteratur vereinzelten Cynismus den urgewaltigen, übermenschlichen, allüberwältigenden Suff verherrlichte, finden einen Widerhall in der modernsten Literatur Frankreichs. In unserer Zeit ist Gérard de Nerval indirekt und Alfred de Musset ganz direkt dem übermäßigen Absinthgenuß erlegen. Der Alkoholismus füllt alle Spitäler, alle Irrenanstalten, alle Siechenhäuser Frankreichs und gibt den Listen der Selbstmorde eine unheimliche Länge. Wenn dieser Pest nicht Einhalt gethan wird, so wird die französische Nation von ihr moralisch und physisch schwer geschädigt werden. Der „Assommoir“ von Zola ist ein „Mene, Tekel, Upharsin“, das eine mächtige Hand mit Feuerbuchstaben an die Wand des Palastes eines fröhlichen Zechers schreibt. Wenn die Weinnebel sein Gehirn noch nicht allzu dicht umwölkt haben, so wird der Schlemmer nach dieser Mahnung den Becher unter den Tisch werfen und dem Gelage ein Ende machen.

Pariser Frühling.

In einem Museum — ich kann mich nicht mehr erinnern, wo es war — habe ich einmal eine altgriechische Vase gesehen, auf der in der bekannten kindlich-naiven Manier des archaistischen Styls zwei Jünglinge und ein Greis dargestellt waren, die, mit dem Finger auf eine fliegende Schwalbe deutend, ihre Eindrücke untereinander austauschen. Was diese Eindrücke sind, lehren uns Spruchbänder, die aus dem Munde der drei Personen hervorgehen. „*Ἰδοὺ χελιδών*“, „Sieh' da, eine Schwalbe!“ ruft der eine Jüngling. „*Νὴ τὸν Ἡρακλέα!*“ „Ja, bei Herkules!“ bekräftigt der zweite und der Greis zieht mit der seinem Alter zukommenden Weisheit die Lehre aus dieser Erscheinung: „*Ἔαρ ἤδε*“, „Der Frühling ist gekommen.“ Die Gefühlsweise der Menschen hat sich nicht geändert, soweit wir in die dämmerigste Vergangenheit zurückblicken. Die Scene, die der Künstler aus dem korinthischen Keramaikos vor dritthalbtausend Jahren auf dem rothen Thon einer Amphora dargestellt hat, wiederholt sich noch heute unter unsern Augen und wie die komischen Männchen mit den

spitzen Bärten und dem eigenthümlich jovialen Ausdruck im starren Gesichte auf dem uralten Vasenbilde frohlockend die rückkehrende Schwalbe als früheste Botin des Frühlings begrüßen, so klatscht noch heute der Bauernjunge jubelnd die Hände zusammen, wenn er Sonntags beim Kirchgange den ersten fahrenden Waldsänger in der Luft oder das erste Gänseblümchen auf dem Felde beobachtet, und so wird man noch in hunderttausend Jahren den ersten Lenzoffenbarungen entgegenjauchzen, so lange nämlich die vorschreitende Auskühlung unseres Erdballs den Reigen der Jahreszeiten noch nicht zum Stillstand gebracht haben wird.

Allein in der großen Stadt kündigt sich der Frühling nicht durch Schwalben und nicht durch Blüthen an. Der Pariser kümmert sich nicht um den Flug der Wandervögel und Blumen bringt er nicht mit den Jahreszeiten in Verbindung. Er kauft im Dezember um zwei Sous ein Sträußchen frischer Veilchen auf der Straße, im Januar sieht er auf allen Bällen die Damentoiletten und Coiffuren überwuchert von duftenden Orangenblüthen, Rosen und Camelien und das ganze Jahr hindurch entfaltet sich in den großen Blumenläden der Boulevards vor seinen Augen ein tropischer Reichthum herrlicher Blumen, deren Farbenglanz der Jahreszeit gar nichts zu verdanken hat. Blumen sind es also nicht, die dem Pariser die frohe Botschaft der Sommernähe verkünden. Wenn die Natur hier zum Menschen sprechen will, so muß sie sich einer künstlichen Ausdrucksweise bedienen, da ihre schlichten Accente vom verbildeten Sohne der Großstadt nicht verstanden werden. Tausend kleine Anzeichen, an sich

höchst prosaisch und nichtssagend, haben die Gabe, das Herz des Parisers und namentlich der Pariserin höher schlagen zu machen und irgend ein Maueranschlag ist vielleicht im Stande, ihre Seele mit Frühlingswonne zu erfüllen, während ein wie von violetten Flammen durchloderter blühender Fliederstrauch sie fast gleichgiltig läßt.

Der erste Frühlingsbote ist hier eigentlich der — Theaterzettel. Er verkündet das Ende der Saison und das Herannahen des Sommers, indem er aufhört, Novitäten anzuzeigen, und dafür irgend einen alten, längst ausgedienten Invaliden des Repertoirs wieder in Dienst stellt, der keinen einzigen Pariser anzulocken vermag, für die Besucher aber, die das Ausland und die Provinz nach der Hauptstadt senden, immerhin noch Interesse genug besitzt. Das ist die kritische Zeit der Theater; die Säle zeigen allabendlich das Bild einer trostlosen Leere und die Directoren entwickeln in der Vertheilung von Freikarten eine großmüthige Offenhändigkeit, von der alle Concierges, Näherinen und Commis der Stadt mit Enthusiasmus profitiren. In der That, wer nur ein einziges Mal in seinem Leben die entferntesten gesellschaftlichen oder geschäftlichen Beziehungen zu einer Ouvreuse, einem Coulissenschieber oder Comparsen gehabt hat, kann im Frühling auf eine Serie von Freikarten rechnen, die ihm gestatten, sich ohne Auslage an den etwas abgelebten Reizen der „Frau Erzherzog" oder an den verjährten Schauern eines blutigen Vorstadt-Melodramas zu erfreuen.

In der Physiognomie der Straße sind kleine aber charakteristische Aenderungen wahrzunehmen. Die Zahl der

eleganten Coupés, die im Winter dem mächtigen Omnibus und tristen Miethwagen den Fahrdamm streitig machen, vermindert sich bedeutend. In den vornehmen Hotels des Faubourg St. Germain und St. Honoré, der Champs Elysées und des Parc Monceau beginnt es stille zu werden und die herabgelassenen Seidenvorhänge geben den Fenstern das Ansehen von geschlossenen Augenlidern. Empfänge und Soireen sind vorüber und die vornehme Welt zieht sich auf die Landschlösser zurück, um dort die Saison der Seebäder abzuwarten. Während außerhalb der Ringmauern sich die Felder mit der jungen Saat und bunten Blumen bedecken, überziehen sich hier die kahlen Wände der im Bau begriffenen Häuser mit einer vielfarbigen Flora von großen Plakaten, durch welche die verschiedenen Eisenbahndirectionen das Publikum zu Rundfahrten nach allen möglichen Richtungen einladen. Welche Zauberworte werden da dem Pariser in die Seele gerufen! Granada, Sevilla, die Pyrenäen, die Alpen, Venedig, Konstantinopel, der Rhein, die schottischen Seen, die bretonische Küste! Um fünfzig, hundert, höchstens zweihundert Francs sind alle diese Punkte bequem zu erreichen. Verlockende Karten bringen die fremden Länder vor das geistige Auge; derbe Illustrationen unterstützen die Phantasie, die sich das Bild der Alhambra oder des Montblanc ausmalt; die Strecken liegen deutlich vor uns; da glänzen die Kirchthürme und Kuppeln großer Städte, dort hebt sich das leuchtende Haupt eines Gletschers empor; von der Ferne tönt zu uns das Brausen der Brandung des Oceans. Die Einbildungskraft reist auf diesen bunten

Plakaten wie Faust auf dem Zaubermantel Mephisto's. Und die Eisenbahnverwaltungen haben so väterlich für Alles gesorgt! Nichts ist ihrer Weisheit entgangen, nichts haben sie dem reiselustigen Publikum zu denken, zu erwägen, zu fragen übrig gelassen. Die Route ist vorgezeichnet. Man muß auf diesem Wege hin, auf jenem anderen zurück. Die Reise hat so und so viele Tage zu dauern. In dieser Stadt hat man so lange, in jener so lange zu bleiben. Hier wird man dies, dort jenes zu bewundern oder zu genießen haben. Das Alles ist nicht umständlicher, nicht schwieriger, fast nicht viel theurer als eine Omnibusfahrt von der Madeleine nach der Bastille. Und diese Versuchung tritt dem Pariser an allen Straßenecken in allen Farben und Formaten entgegen, in einer Jahreszeit, in der der natürliche Wanderinstinct sich im Menschenherzen regt und ein vager Expansionstrieb die Seele mit einer verworrenen Sehnsucht nach der blauen Ferne füllt. Ah, wer doch diesem lockenden Sirenengesang der Eisenbahn-Directionen folgen, wer doch, eine solche Rundreisekarte in der Westentasche und die orthodoxen fünfundzwanzig Kilo Freigewicht in einem leichten Reisesacke, auf dreißig Tage das Trottoir der Boulevards mit den Schneefeldern der Alpen oder der verbrannten Ebene Andalusiens vertauschen könnte! Aber nein, der gewöhnliche Pariser kann sich diesen Luxus nicht gestatten. Sein Leben bedeutet ununterbrochene Arbeit bis zu dem Augenblicke, wo er die Rente beisammen hat, deren Erwerbung ihm als Lebensziel seit der frühesten Jugend vorschwebt. Er kann seinen Gewürzladen, sein Bureau, seine Werkstätte nicht

verlassen. Die Wandersehnsucht, welche die Ankündigungen der Rundreiseplakate in ihm erwecken, muß unterdrückt werden und es bleibt ihm als einzige, schwache Entschädigung der resignirte Trostgedanke, daß die Fremde zu ihm kommt, wenn er nicht in die Fremde gehen kann.

Er braucht nur eine Promenade auf den Boulevards zu machen, um ganz Europa an sich vorbeidefiliren zu sehen. Das Erscheinen der Fremdenkarawanen ist das sicherste Zeichen der Sommernähe; der legendäre Engländer im unmöglichen Touristenaufzuge ist die eigentliche Schwalbe des Parisers. Die Stadt wimmelt zwar das ganze Jahr hindurch von Fremden, aber zwischen dem étranger der Saison und dem étranger um die Pfingstzeit besteht so wenig Gemeinschaft, als wenn die Beiden ganz verschiedenen zoologischen Species angehören würden. Der Fremde, der den Winter in Paris zubringt, zählt in der Regel zur vornehmen Welt und macht hier Haus. Er sucht sich so viel als möglich den eigentlichen Parisern zu assimiliren und setzt seinen Ehrgeiz darein, von ihnen nicht unterschieden werden zu können. Der Fremde aber, der um die Frühlingszeit nach den Ufern der Seine wallfahrtet, gefällt sich in einer wunderlichen Sonderart. Er kehrt demonstrativ den Touristen heraus. Er will, daß man ihm auf hundert Ellen Entfernung den Ausländer anmerke. Er stolzirt auf dem Boulevard in einer Art bizarrer Reiseuniform umher und nimmt nicht mehr Rücksicht auf Tracht und Sitte und Lebensgewohnheiten der Leute, unter denen er augenblicklich lebt, als wenn er Stanley hieße und auf einer Entdeckungsreise

im Lande des Königs Mtesa begriffen wäre. Daher der Nimbus von Lächerlichkeit, der die Frühjahrstouristen in Paris umgibt, daher das halb mitleidige, halb höhnische Schmunzeln, womit der Pariser den Fremden nachblickt, wenn sie truppweise, in unverstandenen Zungen plappernd, die Augen drollig weit aufgerissen, von einem öffentlichen Monument zum andern ziehen oder auf eine halbe Stunde über einen Zuckerbäckerladen den Belagerungszustand verhängen.

Der Pariser, der während des Winters zu einer häuslichen Existenz verdammt war, schickt sich nun an, seine Abende unter dem lächelnden Himmel der Belle France zu verbringen. Die öffentlichen Parks bereiten sich in ihrer Weise für die Invasion der Fanatiker der frischen Luft vor. Die Orangenbäume, die den Winter in den Treibhäusern der Stadt verträumten, werden an ihre Sommerstandplätze im Tuileriengarten und in den Rasenparterres vor dem Louvre gerückt; die Kiesgänge und Umfassungsgitter der Gärten garniren sich mit Strohsesseln und Eisenbänken; im Jardin des Plantes erscheinen die Raubthiere und großen Dickhäuter in ihren Sommerquartieren, wo sie von munteren Kriegern, hochbusigen Ammen und koketten Bébés, dem Stammpublikum dieser instructiven Gegend, ohne den pedantischen Zwang unentgeltlicher Eintrittskarten bewundert werden können. In den Champs Elysées sind die Sommer-Cafés und der Cirque d'Eté, der Jardin Mabille und die großen Café-Concerts geöffnet und das Publikum, obwol noch im Ueberrock und von einem Cache-Nez geschützt, drängt

sich um diese populären Bühnen und beklatscht unter dem Einfluß der nervenstärkenden, gemüthserregenden frischen Abendluft mit Begeisterung Refrains und Wortspiele, die es in der stickigen Atmosphäre der geschlossenen Winter-Cafés-chantants bereits kläglich langweilig und einschläfernd gefunden hatte. Im Palais Royal, im Tuileriengarten, im Luxembourg beginnen die Militärmusiken und Privat-Orpheons ihre gewohnten Nachmittags-Productionen. Ah, diese Orpheons! Ich halte sie für die größte Calamität des Pariser Lebens. Man denke sich eine Gruppe von zwanzig, dreißig oder vierzig jungen Leuten, je mehr, desto schlechter, die sich um vier Uhr mit Blechinstrumenten und gutem Willen in einem öffentlichen Park einfinden und da bis sieben oder acht Uhr die Luft mit den unmöglichsten Toncombinationen erfüllen, denen sie willkürlich den Namen bekannter Compositionen beilegen. Mit Instrumenten und gutem Willen kann man vielerlei zu Wege bringen, aber Musik nicht. Dazu gehört auch etwas musikalische Bildung und die ist bei den Orpheons nicht zu finden. In einem Lande, das von der Geisel des Alkoholismus so schwer leidet, sind freiwillige Vereine, in denen die Tonkunst gepflegt wird, sehr löblich, vorausgesetzt, daß Trompetenblasen das Absinthschlürfen wirklich ausschließt; allein weshalb haben diese, alle moralische Unterstützung und Aufmunterung verdienenden Jünglinge die Ambition, das Publikum zum Zeugen ihres instrumentalen Kampfes gegen das Laster der Trunksucht zu nehmen? Es muß übrigens als eine merkwürdige Erscheinung constatirt werden, daß man hier noch

nicht gegen das Eindringen der Orpheons in die öffentlichen Parks protestirt hat. Im Gegentheil. Der Pariser liebt das verworrene Geräusch, das diese Dilettanten machen. Er hält es für eine wahre Maienseligkeit, sich Nachmittags im Tuileriengarten zwischen Marmorstatuen und blühenden Roßkastanienbäumen gegen Entrichtung von 10 Centimes auf einen Strohsessel zu setzen, sein Journal zu lesen, abwechselnd die hin- und herwogende Menge der Spaziergänger zu betrachten, dabei wolwollend auf das Quieken, Kreischen und Schnaufen des Orpheons zu horchen und den oft vergeblichen Versuch zu machen, zu errathen, was das Dilettanten-Orchester gerade spielt.

Der Pariser, so schwierig in der Oper, so kritisch im Salon, so spöttisch in der Komödie, ist in andern Dingen so leicht zufrieden zu stellen! Er ist ein großes Kind, das ein Nichts glücklich macht. Frau v. Staël, doch eine der geistreichsten Frauen, die Frankreich hervorgebracht hat, sagt irgendwo, daß sie alle Naturschönheiten Europa's um die Gossen der Rue du Bac hingäbe, und wenn der richtige Pariser dem Fremden die ganze Herrlichkeit des Pariser Lebens vorrühmt, so vergißt er gewiß nicht, die Nachmittagsmusik der Orpheons im Tuileriengarten an erster Stelle unter seinen Sommergenüssen zu erwähnen.

Wie anspruchslos ist er auch in seinen Sonntagsausflügen! Er wird nicht ungeduldig, wenn er eine Stunde lang auf einen Omnibus, einen Tramwaywaggon oder einen kleinen Seine-Dampfer warten muß, der ihn aus dem staubigen Stadtbezirke in die ländlichere Umgebung hinausführt.

Er läßt sich willig in einen Eisenbahnwagen pferchen, der weit mehr als die reglementäre Anzahl von Reisenden enthält, und murrt nicht, wenn er sein Fahrbillet blos um den Preis anhaltenden heftigen Gedränges, Stoßens und Schiebens erhält. Hat er die düstere Ringmauer der Stadt hinter sich, so ist er für jeden Baum und Grashalm dankbar; ein Bächlein macht ihn jubeln; ein Hügel entreißt ihm einen Freudenschrei; eine Wiese mit wilden Blumen versetzt ihn in Extase. Er will übrigens die Naturromantik nur mit Maßen genießen. Am liebsten bewundert er die Landschaft vom Blechtische eines Cafés oder von der Terrasse eines dörflichen Restaurants aus. Nestor Roqueplan sagte einmal, sein Ideal sei ein schöner Garten mit Asphaltstegen und Gasbeleuchtung. Wenn die Natur sich nicht in Begleitung städtischer Raffinements präsentirt, kann der Pariser sie nicht völlig genießen. So muß auch sein Sonntagsausflug im Mai irgend einen Vorwand haben. Er verläßt nicht die Stadt, um Blumen zu pflücken und reizende Lämmer Gras fressen zu sehen. Einmal geht er nach Versailles, um die „großen Wässer“ zu bewundern, ein andermal nach St. Cloud, um neben der großen Cascade zu frühstücken. In der Regel ist die Krönung einer Rosière der Vorwand für den Ausflug. Das ist ein specifisch pariserisches Fest, trotzdem es ein Dorf zum Schauplatz hat. Vor hundert Jahren, zur Zeit des allmächtigen Sentimentalismus, als Watteau seine rosenfarbenen Schäfer und seine Schafe mit blauen Halsbändern malte und der Idyllen-Geßner für einen Classiker galt, fand ein galanter Abbé es reizend, die Tugend einer sittigen Bergère unter

Geigenklang und munteren Gesängen öffentlich zu belohnen, und er erfand die Krönung der Rosière. Der Gedanke wurde nicht mehr fallen gelassen. Napoleon, der Alles für seine Zwecke zu benutzen verstand, machte aus den officiell diplomirten Dorfvestalinen eine Belohnung für seine verdienten Krieger, denen die Hand einer Rosière als Preis für ihre Tapferkeit zuerkannt wurde. Später verfiel die Institution dem Spotte einer sceptischer gewordenen Welt und die Rosenjungfrauen inspirirten dem subversiven Geiste unehrerbietiger Librettisten die drolligen Gestalten der Boulotte im Offenbach'schen „Blaubart" und der Lecoq'schen Marjolaine. Allein trotzdem hat die Krönung einer Rosière noch heute eine große Anziehung für die Pariser, die bei einer solchen Gelegenheit Alles reizend finden: den Aufzug der Dorfbewohner mit dem gravitätischen Maire und der martialischen Feuerwehr und den weißen Jungfrauen mit großen rothen Händen; die Tanzmusik einer altersschwachen Fiedel; die Illumination eines unternehmenden Wirths, der in seinem Garten etliche rothe Papierlämpchen aushängt und einen rauhen Rasenplatz in einen Tanzboden umwandelt; den sauren Wein und den stereotypen anguille en matelotte, für den sie willig Brébant'sche Preise bezahlen, endlich alle die grotesken Details, von denen der Zeichner Léonce Petit im „Journal amusant" seit Menschendenken lebt.

Und wer am Sonntag nicht die Stadt verlassen mag, der lustwandelt mindestens unter den grünen Bäumen der Boulevards oder setzt sich neben die blühenden Fliederbüsche des Luxembourggartens und gelangt so zu seinem Antheil

an den Frühlingsfreuden. Denn selbst die Ringmauern und Gräben können den Lenz nicht ganz aus der Stadt ausschließen und der Panzer des Asphaltpflasters ist nicht stark genug, um die überquellende Keimkraft der Erde am Durchbruch zu verhindern. Laubgrün und Blumenduft stehlen sich selbst zwischen die grämlich-grauen Häuser der großen Stadt herein und der Mai pflanzt einige seiner Blüthen selbst in die Steinwüste von Paris.

Kindererziehung und Jugendleben.

In der ersten Octoberwoche gehört Paris den Collegiens. Ihr massenhaftes Auftauchen auf den Boulevards ist sogar mit dem Fallen des Laubes, dem Erscheinen der Kastanienröster an den Straßenecken, der Rückkehr der vornehmen Welt aus den Bädern und Schlössern, der Wiedereröffnung der großen Theater und der Ausstellung der ersten Herbsttoiletten im Bois eines der officiellen Anzeichen, daß die Pariser Saison begonnen habe. Der Collegien ist für den Fremden einer der auffallendsten Straßentypen von Paris. Er trägt eine Art militärischer Uniform, die ihn kenntlich macht: weite Hosen mit rothen Streifchen an den Nähten, knappen, dunkeln Rock mit einer Reihe gelbmetallener Knöpfe auf der Brust und stehendem Kragen, an dessen Ecken beiderseits das Abzeichen der Lehranstalt, welcher der betreffende Knabe angehört, — eine Biene, ein Palmenzweig, ein Lorbeerkanz oder etwas Aehnliches — in Goldstickerei angebracht ist, einen schwarzlackirten Ledergürtel um die Mitte und ein officiermützenartiges Käppi mit Goldborten auf dem Kopfe. Der kleine Junge, der eben erst ins Collége eintritt,

fühlt sich in diesem Aufzuge beengt und behindert wie in einem Sacke und trägt seinen Waffenrock so linkisch wie ein Pflugknecht Frack und Handschuhe; der halbwüchsige Bursche dagegen, der vor seinem Baccalaureatsexamen steht und auf der Straße eine Cigarre dampfend bereits den Mädchen dreist unter den Hut guckt, sucht der kindischen Tracht, deren er sich im Geheimen schämt, durch kleine phantasievolle Modificationen, wie Weglassung des steifen Gürtels, nachlässiges Aufknöpfen des Rockes und keckes Schiefschieben des Käppi, einen koketten und unternehmenden Anstrich zu geben. Gewöhnlich begegnet man den Collegiens höchstens an Sonntagen in größerer Anzahl auf der Straße. Allein Anfangs October, zu Beginn des Schuljahres, beherrschen sie das Trottoir. Man findet sie überall: in den Parks, Kaffeehäusern, Concerten und Theatern; sie besetzen die Omnibus und die billigen Restaurants. Es scheint, als wäre eine Armee von Collegiens in die Stadt eingefallen und ergösse sich gleich einer Erobererschaar über sie. Die Eltern und Verwandten lassen sie acht Tage lang Paris genießen; eine Woche verfliegt wie im Traume mit Ausflügen, Spazierfahrten und Vergnügungen aller Art; sind aber alle öffentlichen Monumente besichtigt, Thürme und Denksäulen erstiegen, Museen und Theater durchlaufen und die Freuden des Zirkus und Café chantant bis zur Neige ausgeschlürft, dann heißt es Abschied nehmen von Papa und Mama und sich für ein ewig langes Jahr ins Collége einsperren lassen.

Einsperren. Das ist das rechte Wort. Die Colléges und Lyceen von Paris sind ausnahmslos große, unfreund=

liche Gebäude mit ausdruckslosen Façaden, die zugleich an Klöster und Casernen erinnern. Die Thore sind immer geschlossen und öffnen sich nur auf Befehl des Directors. Im Innern dehnen sich weite Höfe, zwischen deren Pflastersteinen Gras wächst, pedantisch gepflegte Gärten, deren Rasen Niemand betreten darf, sandbestreute Spielplätze, die trotz ihres fröhlichen Namens nie vom heitern Lärm jugendlicher Kehlen erfüllt sind. Die Wohnräume sind in Anordnung und Einrichtung von erkältender Nüchternheit. Große Schlafsäle, hallende Corridore, ein schmuckloses Refectorium und Lehrsäle mit Bänken und Pulten; das ist die Welt, in der die Jugend der französischen Nation ihre sechs schönsten Lebensjahre verbringt; denn Knaben aus den bessern Familien werden in Frankreich ganz allgemein als Pensionäre in die Lyceen gesteckt; es ist eine verhältnißmäßig seltene Ausnahme, daß sie als Externisten zur Schule gesendet werden und während ihrer Studienzeit im Elternhause leben. Es gibt nicht viele Mittelschulen, die Externisten zulassen, und nur außerordentlich wenige, die blos für diese Classe von Studirenden eingerichtet sind. Dagegen sind weitaus die meisten dieser Anstalten reine Internate.

Die Lebensweise in den Collèges ist natürlich streng geregelt und von der starrsten Einförmigkeit. Jeder Knabe bringt vom Hause eine „Ausstattung" mit; dieselbe besteht aus einer vorgeschriebenen Anzahl von Bekleidungsartikeln und Servietten, die in Frankreich bekanntlich auch als Handtücher dienen, einem metallenen Trinkbecher, einem Kämmzeug, einem Schwamm und einer Schale für die Seife. Ist

der Knabe der Anstalt übergeben, so weist man ihm seinen Platz im Schlafsaale und Speisezimmer an. Im Schlafsaale hat er ein wenig luxuriöses Bett, ein Nachtkästchen und eine Spinde für sich. In einem Schlafsaale stehen vier bis vierundzwanzig Betten. Ein Aufseher theilt denselben mit den seiner Obhut anvertrauten Knaben. Sie werden zur reglementarisch bestimmten Stunde geweckt und haben sich unter den Augen des Aufsehers im Toilettenzimmer, das an den Schlafsaal stößt, zu waschen und anzukleiden. Sie erhalten dann eine Brodsuppe oder auch Brod und Confitüren und begeben sich in den Lehrsaal. Mittags und Abends wird gemeinschaftlich gespeist, immer unter den Augen der Aufseher, zu bestimmter Stunde wird auswendig gelernt, geschrieben, gelesen, zu bestimmter Stunde im Hofe oder Garten Luft geschöpft, zweimal wöchentlich processionell ein Spaziergang durch die Straßen gemacht, zu bestimmter Stunde wird zu Bette gegangen und dreht der Aufseher die Gasflammen des Schlafsaals ab.

Der Knabe kann nie ohne Erlaubniß und allein die Anstalt verlassen. Sonntag Nachmittags ist er jedoch frei und darf seine Verwandten besuchen, wenn sie in derselben Stadt wohnen. Ist er vom Lande und seine Eltern wohnen anderwärts, so muß man bei seinem Eintritt ins Collége einen „Correspondenten“ für ihn angeben, das heißt einen in der Stadt ansässigen Bürger, der die Verpflichtung übernimmt, sich um den Knaben zu kümmern, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen, ihn Sonntags spazieren zu führen u. s. w. Erkrankt der Knabe, macht er sich eines Vergehens schuldig

und zieht er sich eine Disciplinarstrafe zu, gibt er zu Klage und Tadel Anlaß, so macht man hievon dem „Correspondenten" offizielle Mittheilung. Die Schüler aus der Provinz, für die kein Correspondent angemeldet wurde, dürfen unter keiner Bedingung allein ausgehen. Sie müssen auch die Feiertage unter der Obhut des Aufsehers verbringen.

Die Ernährung der Collegiens ist — wie die der Franzosen im Allgemeinen — eine ebenso unzweckmäßige als unzureichende. Sehr wenig Fleisch und dieses meist durch Auskochen des größten Theils seines Nährwerthes beraubt, verhältnißmäßig colossale Mengen Brodes, täglich Hülsenfrüchte, wenig oder gar kein Obst, dagegen bei jeder Mahlzeit Rothwein — das ist die Diät, bei welcher die in der frischesten Entwicklung begriffenen Knaben wachsen und gedeihen, aus welcher sie Saft und Kraft fürs Leben gewinnen sollen. Dazu werden Leibesübungen selbst jetzt noch arg vernachlässigt, obwol seit dem Kriege mindestens in Paris einige Fortschritte in dieser Richtung zu bemerken sind. Doch ist man in Frankreich und namentlich außerhalb der Hauptstadt noch weit entfernt, die ganze Bedeutung des Turnens für die körperliche Tüchtigkeit der Nation begriffen zu haben. Kränklichkeit ist unter solchen Verhältnissen natürlich unter der kasernirten Jugend viel häufiger, als es bei Knaben im Alter von zehn bis achtzehn Jahren sein sollte. Jedes Collége hat seinen Arzt und wahrlich, die Stellung desselben ist keine Sinecure.

Man sehe aber auch einen solchen Collegien auf der Straße an! Die blühenden rothen Wangen, die er aus dem

Elternhause mitgebracht, haben der neuen Lebensweise nicht lange widerstanden. Er ist bleichsüchtig, blutarm, schwächlich; in seinen matten Augen, die ein blauer Ring umgibt, suchen wir vergebens den blitzenden Uebermuth des Wildfangsalters. Seine Haltung ist schlaff, die Brust eingesunken, der Kopf hängend, über die ganze Erscheinung ist eine merkwürdige Müdigkeit verbreitet. Welch' ein Gegensatz zwischen diesen anämischen frühwelken Zärtlingen und den robusten, ausgelassenen, muthwilligen Jungen, die mit ihrem überlauten Geschrei die Spielplätze Englands und die Turnhallen Deutschlands erfüllen! Wer nur ein einziges Mal Gelegenheit hatte, diesen Vergleich anzustellen, dessen Urtheil über das französische Erziehungssystem muß für alle Zeiten fixirt sein.

Die einzigen erwachsenen Personen, mit denen der Collegien während seiner Studienzeit in fortgesetzte Berührung kömmt, sind seine Professoren und sein Aufseher. Den letztern hat er immer vor Augen: im Schlafsaale, im Toilettencabinet, im Speise- und Lehrsaal, auf den Spaziergängen und Spielplätzen; in Anwesenheit des Aufsehers hat er seine Lection zu lernen, seine Aufgaben zu schreiben, seine Unterhaltungsbücher zu lesen. Entstehen darum herzliche Beziehungen zwischen den beiden? Keineswegs. Der Pion — so nennt man den Aufseher mit einem populären Spottnamen — wird vom Collegien als Feind behandelt. Er fürchtet und verachtet, verabscheut und verspottet ihn. „Das Knabenalter ist ohne Mitleid", („cet âge sans pitié") sagt ein französischer Dichter, und der Pion ist eine zugleich tief bemitleidenswerthe und groteske Illustration dieses Aus-

spruchs. Er ist ein wahrer Märtyrer des Mittelschulunterrichts in Frankreich. Der Pion ist irgend ein verunglückter Professurcandidat, ein armer Student, der eine Nebenbeschäftigung haben muß, um das tägliche Brod zu erwerben, ein mißrathener Arzt, Advocat oder Ingenieur, mit einem Worte ein Declassirter, ein Schiffbrüchiger irgend einer der liberalen Professionen. Seine Stellung im Collége ist eine beschämend abhängige und demüthigende. Er erhält ein Bett im gemeinsamen Schlafsaal, einen Platz am gemeinsamen Speisetische und eine lächerlich geringe Baarbezahlung. Dafür hat er sich den ganzen Tag mit den Jungen theils zu langweilen, theils zu rackern. Er ist abwechselnd ihr Lehrer und ihr Hausknecht; hat jetzt darauf zu achten, daß sie sich ordentlich kämmen, und jetzt, daß sie ihre Aufgabe richtig schreiben. Er hat einmal als Packesel hinter ihnen einherzutraben und ein andermal ihnen den Vortrag des Professors zu wiederholen. Er hat nicht das Recht, ihnen irgend etwas zu befehlen oder sie zu bestrafen, allein er hat das Recht, sie beim Professor und Director zu denunciren. Director und Professor machen sich ein Vergnügen daraus, ihn in Gegenwart der höhnisch und schadenfroh grinsenden Jungen anzuschnauzen, zu schuhriegeln und zu maltraitiren. Er muß schweigen und den feigen Angriff unerwidert lassen, denn seine Stellung ist eine rechtlose und man kann ihn ohne jedes Federlesen auf der Stelle wegjagen wie einen unanstelligen Taglöhner.

Sein Anblick schon genügt, um die Collegiens mit Hohn und Verachtung für ihn zu erfüllen. Er ist immer ärmlich

gekleidet, manchmal direct zerlumpt. Seine Wäsche ist stets von verdächtiger Reinlichkeit, sein Hut ein ganzes Gedicht, seine Beschuhung ein Räthsel. Die Knaben finden diese Schwächen natürlich bald heraus und verwenden sie erbarmungslos als Waffe gegen den Wehrlosen. Sie sind selig, wenn sie ihm den ohnehin schon fabelhaften Hut durchlöchern oder plattschlagen, das einzige Beinkleid wie aus Versehen mit Tinte übergießen, den armen nähtlösigen Rock zerreißen können. Sie schreiben ihm Nachts unbemerkt das Datum auf den Hemdkragen und jubeln, wenn der Pion, der den Schabernack nicht wahrgenommen hat, acht Tage lang mit diesem datirten Wäschestücke herumgeht. Was nur eine unerbittliche, auf Schelmenstücke abgerichtete Phantasie an Bosheiten ersinnen kann, das wird dem armen, melancholischen Pion angethan. Er sucht sich seine Quälgeister so gut er kann vom Leibe zu halten. Manchmal indem er sie mit Denunciationen verfolgt und ihnen durch übertriebene Strenge die Hölle heiß zu machen sucht, häufiger indem er sich bemüht, sich durch unerlaubte Gefälligkeiten ihre Freundschaft zu erschmeicheln. Er drückt beide Augen zu, wenn sie rauchen, verschafft ihnen selbst Cigarretten und verbotene Bücher, erzählt ihnen Geschichten, die nichts mit den Gymnasialstudien gemein haben oder zu ihnen höchstens als Randglossen der Ovidschen Ars amandi in Beziehung stehen, ja die Annalen der französischen Lyceen verzeichnen sogar Fälle, in welchen der Pion die ihm anvertrauten Jünglinge als ein gewissenloser Maître de plaisir in die letzten Geheimnisse raffinirten Lebensgenusses eingeweiht hat.

Freundlos und in einer Einförmigkeit, die selbst die robusteste Phantasie schwächen wenn nicht ertödten muß, vergeht dem Collegien das Schuljahr, dessen Ende ihn allerdings seiner Familie wiedergibt, aber nur für einige Wochen. Dem Elternhause entwöhnt, in die Kasernenordnung seines Lycée eingelebt, ist er ein Fremder im Elternhause, wie er ein Fremder im Lycée ist. Ein Jahr lang wünscht er die Vacanzen herbei, um schließlich sich in den Vacanzen unbehaglich und unbefriedigt zu finden. Seine Gefühlswelt, dem Einflusse des Mutterauges und Muttermundes entzogen, ist verödet wie ein Erdstrich, über dem die Sonne nicht scheint. Eine ganze, wichtige Seite seines Wesens bleibt in der Entwickelung gehemmt, bleibt rudimentär.

Der Einfluß des Kasernirungssystems auf die physische und moralische Entwicklung der französischen Nation ist ein ungeheurer und im höchsten Grade charakteristischer. Von der unbefriedigenden Körperausbildung, die eine Folge der ungesunden und ärmlichen Nahrung ist, habe ich schon gesprochen; auf die abscheulichen Laster hinzuweisen, welche die französische Jugend in Lyceen lernt, ist hier nicht der Ort; unnöthig dagegen ist es, erst lange zu argumentiren, um den Zusammenhang zwischen einigen der auffälligsten Charaktereigenschaften der Nation und ihrem Jugendleben klarzulegen. Der Knabe, der in ein Collége geschickt wird, gelangt aus einem Kreise von liebevollen, warmen Angehörigen plötzlich und ohne Uebergang in eine völlig gleichgiltige und gefühllose, wenn nicht feindselige Umgebung. Die Wirkung auf das junge Menschenwesen ist dieselbe wie die Wirkung des

kalten Wassers auf die flüssige Glasmasse, die in dasselbe geträufelt wird. Wie der Glastropfen augenblicklich erstarrt und sich mit einer diamantharten Rinde umgibt, hinter der sich die Molecule ohne Zusammenhang lose aneinanderlagern, so umgibt sich das Herz des Knaben mit einem Panzer von Gefühllosigkeit, hinter den er alle Wärme und alle seinem Alter natürlichen Expansions-Bedürfnisse zurückdrängt. Der Collegien, der sich von Fremden, von Concurrenten, vielleicht von Neidern, Zwischenträgern und Intriganten umgeben weiß — die kleine Welt der Schule kennt ihren Neid und ihre Intriguen genau so wie die große Welt — lernt sehr bald, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Er wird vorsichtig, verschlossen, mißtrauisch, argwöhnisch; er lernt beobachten, sich verstellen, seiner Mittheilungslust Fesseln anlegen. Mit seiner Selbstbeherrschung entwickelt sich sein Egoismus und gleichzeitig erlöschen die Lichter seiner Phantasie und seines Gefühles wie Lampen, in die kein Oel nachgegossen wird. Man wirft den Franzosen allgemein Mangel an Gemüth vor; man constatirt die Abwesenheit dieser schönsten aller menschlichen Eigenschaften in ihrer Poesie wie in ihrer Kunst und Geschichte. Die Ursache dieses Mangels ist meiner Ansicht nach in der Collége-Erziehung zu suchen. Diejenigen Franzosen, die ihre Jugend in der Familie verleben konnten, haben meiner Erfahrung nach so viel Gemüth wie irgend ein Deutscher, Angelsachse oder Skandinavier.

Die gegenwärtig übliche Jugenderziehungsmethode raubt den Franzosen einen der größten Schätze des Lebens: die Poesie einer blühenden und leuchtenden Jugenderinnerung.

Wenn der Franzose auf sein Knabenalter zurückblickt, so sieht er kahle Schlafsäle, düstere Corridore, pedantische Schultyrannen und groteske oder boshafte Pions. Diese Erinnerung muß ihn eher ankälten als erwärmen. Er sucht diese Periode seines Lebens, die in ihm nur ein unbestimmtes Unbehagen zurückgelassen hat, zu vergessen, statt in ihr Freude und Erholung zu finden.

Einige der größen Geister der französischen Nation, wie Renan in seiner „Réforme morale", Jules Simon in der „Réforme de l'enseignement secondaire", Girardin u. s. w. haben sich mit dieser Frage befaßt. Alle sind zu dem Ergebnisse gekommen, daß das herrschende System verabscheuenswerth sei; dennoch aber denkt vorläufig Niemand daran, es zu ändern, denn in Frankreich hält man trotz Revolution und Demokratie an alteingelebten Institutionen und herkömmlichem Schlendrian hartnäckiger fest als irgendwo in der Welt. Und so werden wir wol noch manch' ein Jahrzehnt lang den Processionen stiller, blasser, uniformirter, von einem niedergeschlagenen Pion geführter Collegiens, kleiner Exilirter aus dem Elternhause, unschuldiger Häftlinge der Lyceen, in den Straßen von Paris begegnen.

„Väterchen Staat.“

Die großen mit Statuen, Bildern, Vergoldungen, Tapisserien und Bronzen überladenen Prunksäle der altehrwürdigen Lyceen und Colléges, in denen die Blüthe der französischen Nation seit zwei bis vier Jahrhunderten die im vorigen Kapitel geschilderte Erziehung erhält, sind alljährlich im Juli die Schauplätze feierlicher Zeremonien, die dem Fremden gespreizt, theatralisch, ja sogar leicht komisch erscheinen, auf den Einheimischen aber einen starken Eindruck machen. Es findet dann nämlich die Vertheilung der Preise an die verdienstvollsten Schüler statt und dieser Vorgang wird hier nicht wie etwa bei uns und auch anderwärts in Europa als ein blos engere Kreise von unmittelbar interessirten Eltern und Anverwandten berührendes Schulfest betrachtet, sondern beschäftigt alle Welt, vom Minister angefangen bis zum Concierge, dessen Haus ein Bruchtheil der schulpflichtigen Jugend beherbergt.

Eine solche Preisvertheilung ist eine große Angelegenheit und wird mit außerordentlichem Pompe und dem allen Franzosen eigenen Talente für effectvolles und eclatantes

Arrangement in Scene gesetzt. Auf einer Estrade des großen Saales steht ein schwerer geschnitzter Eichentisch, über den ein grünes, in den Ecken gesticktes Tuch gebreitet ist und um den sämmtliche Professoren der Anstalt in feierlicher Robe und mit dem eckigen Universitätsbarette auf dem Haupte sitzen. Städtische Soldaten in großer Uniform halten an den Enden der Estrade Wacht und in einem Winkel des Saales hat ein kleines Orchester Posto gefaßt. An der Wand hinter dem Provisor oder Director der Anstalt ist eine aus den Farben und Fahnen des Landes gebildete Trophäe angebracht. Schon das Kind soll sich daran gewöhnen, bei jeder feierlichen Gelegenheit den Gedanken des Vaterlandes in einem alles Andere beherrschenden Bilde verkörpert vor Augen zu haben. Die Tiefe des Saales nimmt ein großes Publikum in Galakleidern ein, das aus Schülern in ihrer oben beschriebenen Uniform, ihren Angehörigen und gänzlich unbetheiligten Neugierigen besteht. Die Feier eröffnet eine mehr oder minder langweilige konventionelle Rede, bis zum Jahre 1880 in lateinischer Sprache, die ein Professor hält; dann werden die Schüler, die sich einer Auszeichnung würdig gemacht haben, der Reihe nach aufgerufen. Ein Schweizer oder Huissier, der wie ein Hofherr aus der Zeit Ludwig's XV. gekleidet ist, geht den Knaben, dessen Name proklamirt wird, von seinem Platze abholen und geleitet ihn zur Estrade. Hier umarmt ihn der Director und küßt ihn auf die Wange, gibt ihm den Preis, meist einige Bücher, in die Hände und setzt ihm einen papierenen Lorbeerkranz aufs Haupt. Zugleich bläst das Orchester eine minutenlange Fanfare, das Publikum

erhebt sich und bricht in enthusiastisches Händeklatschen aus und der so geräuschvoll ausgezeichnete Knabe begibt sich mitten in dem schmeichelhaften und herzbewegenden Geschmetter und Getöse, wieder unter Vorantritt des gravitätischen Huissiers, mit hochglühenden Wangen und oft genug feuchten Augen auf seinen Platz zurück. Diese Scene wiederholt sich so lange, bis alle papierenen Lorbeerkränze und alle Prämienbücher ihrer Bestimmung zugeführt worden sind. Aber damit ist die Reihe der Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen, deren Gegenstand der preisgekrönte Schüler ist, noch nicht zu Ende. Tags darauf theilen sämmtliche Blätter seinen Namen mit und am Abend veranstaltet der Unterrichtsminister ein großes Bankett, bei welchem die Laureaten des großen Konkurses aller Lyceen den Ehrenplatz einnehmen.

Jedes einzelne Detail der eben beschriebenen Zeremonie ist geschickt darauf berechnet, die lebhafte Phantasie eines Kindes mächtig anzuregen und seine Ambition zu entwickeln. Hat ein Knabe ein einziges Mal einer feierlichen Preisvertheilung angewohnt, so muß er geradezu ein Idiot sein, wenn er nicht von da ab wachend und schlafend davon träumen soll, der Mittelpunkt und Held eines solchen Festes zu sein, bei welchem all die großartige Entfaltung von Schweizern und Professoren in schwarzer Robe und küssenden Directoren und Lorbeerkränzen und Blechfanfaren und applaudirenden Zuschauern und Ministerbanketten ihm zu Ehren stattfindet. So sichert sich der Staat mit einem ganz geringen Aufwand, der sich auf einige Trompetenstöße, einen papierenen Kranz und ein Couvert an der Tafel eines

Ministers reduzirt, einen unermüdlichen Studieneifer und glühenden Wettstreit in der ganzen Schuljugend. Und diese theatralische Inscenirung einer einfachen Schulfeier ist nur eine specielle Anwendung eines großartigen Systems, welches das ganze französische Staats- und Gesellschaftsleben souverän beherrscht.

Der Staatsbegriff, wie er sich in Frankreich ein wenig aus der Afterphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts, sehr viel aus dem gallischen Nationalcharakter, besonders aber aus den Anschauungen der großen Revolutionszeit und aus den Regierungsprincipien Napoleons I. entwickelt hat, ist wesentlich verschieden vom Staatsbegriff der germanischen und slavischen Menschheit. In Frankreich begnügt sich der Staat nicht damit, eine Vereinigung der Kräfte all seiner Individuen zu solchen gemeinnützigen Zwecken zu sein, die das Individuum mit seiner Einzelkraft nicht zu erreichen vermöchte — und der Deutsche, der Engländer, der Amerikaner beschränkt Zweck und Wesen des Staates auf diese Definition — vielmehr nimmt hier der Staat seinen Angehörigen gegenüber die Rolle und Attribute einer wahren Vorsehung im theologischen Sinne des Wortes für sich in Anspruch. Der Staat formt, leitet und bestimmt fortwährend die Geschicke jedes einzelnen Bürgers und mischt sich in all seine Lebenshandlungen. Dem Staate gegenüber wird der Bürger nie mündig; er steht unter einer ewigen Vormundschaft wie das Kind im Hause des Vaters. Der Staat begnügt sich nicht damit, Gesetze zu geben und ihre Uebertreter zu bestrafen, vielmehr sucht er — getreu seiner

Vater-Rolle — auch ihre eifrigen Befolger zu belohnen und der Bürger fühlt immer die Hand des Staates auf sich, entweder zur Faust geballt oder wangenstreichelnd und schulterklopfend. Daher eine eigenthümliche Unfertigkeit und Unselbstständigkeit im Charakter des modernen Franzosen, der von Kindheit auf gewöhnt ist, für jede gute Handlung, ja für jede bloße Pflichterfüllung vom Papa Staat eine Belohnung zu erhalten, und darum nicht leicht etwas Wesentliches unternimmt, ohne zuvor um sich zu blicken und sich zu überzeugen, ob er auch von den officiellen Augen des Staates beobachtet wird. Das Leben eines jeden, selbst des obscursten Franzosen ist voll von Beispielen hiefür.

Das Kind tritt in eine Elementarschule. Wenn es seine Pflicht zur Zufriedenheit des Lehrers erfüllt, so erhält es einen Orden, den es eine Woche oder einen Monat lang auf der Brust tragen darf, einen wirklichen Orden, ein Kreuz oder einen Stern aus Blech, meist an rothem, in manchen Anstalten auch an blauem oder violettem Seidenbande und auf den der kleine Decorirte genau so stolz ist wie ein deutscher General auf sein eisernes Kreuz, ein österreichischer auf seinen Maria Theresienorden oder ein russischer auf seinen St. Georg. Wer mit offenen Augen durch die Straßen von Paris gegangen ist, muß hundertmal solchen Knirpsen mit ordengeschmückter Brust begegnet sein; er hat vielleicht an eine spielende Aeußerung mütterlicher Eitelkeit gedacht und den Stern am rothen Bande den galonnirten Militäruniformen gleichgestellt, in die man ab und zu in Deutschland — ganz besonders aber in Berlin — Kinder zu stecken

pflegt! Das ist aber eine sehr irrige Auffassung. Der blecherne Stern auf der Brust eines Kindes, das noch kaum ohne Gangstühlchen laufen kann, ist bereits eine mit staatlicher Autorität verliehene Auszeichnung und wenn ein Junge ihn unberechtigt tragen wollte, so würde er sich genau so einer Disciplinarstrafe von Seiten seiner Schulobrigkeit aussetzen wie ein Erwachsener von Seiten der Polizei, wenn er sich die Feuerstahl- und Flammenkette des goldenen Vließes um den Hals hängen würde!

Hat man die Elementarschule mit einer höheren Lehranstalt vertauscht, so erwartet man statt der Blechorden Lorbeeren und Einladungen zum Unterrichtsminister. Dem angehenden Künstler schwebt der prix de Rome, dem jungen Mediciner die Gold-, Silber- und Bronzemedaille des Spitalsdienstes vor. Der Lehrer, der einige Jahre lang seine Pflicht erfüllt hat, beansprucht den — meinem Ohr sehr lächerlich klingenden — Ehrentitel eines „Officiers der Akademie" oder „des öffentlichen Unterrichtes" mit den damit verbundenen silbernen oder goldenen Palmen an violettem Bande. Der Dienstbote, der längere Zeit in demselben Hause die Fußböden gefegt und die Suppe gekocht hat, bewirbt sich um den Montyon'schen Tugendpreis der Akademie. Die Dorfschöne, die ihr Kränzchen erfolgreich gegen mehr oder minder lebhafte galante Angriffe und Hinterhälte vertheidigt hat, ist auch nicht mit dem edlen Bewußtsein ihrer Tugendhaftigkeit zufrieden, sondern fordert öffentliche Anerkennung und obrigkeitliche Belohnung in der Form einer Rosière-Krönung. Der muthige Menschenfreund, der seinen Nachbar aus dem

Wasser fischt oder aus einem brennenden Hause herausträgt, vergißt nicht, die Zuschauer höflichst um ihre Adresse zu bitten, damit er in seinem Gesuche um die staatliche Lebensrettungsmedaille die nöthige Anzahl von Zeugen anführen könne. Ein Sohn bezahlt nach dreißigjähriger, aufopferungsvoller Arbeit die Schulden seines falliten Vaters und rehabilitirt dessen kaufmännische Ehre — der Staat sorgt dafür, daß der Fall mit entsprechenden Lobsprüchen im Amtsblatt veröffentlicht wird. Der Schriftsteller, der Erfinder, der Gelehrte, der Künstler erwartet außer seinen Erfolgen beim Publikum eine Bestätigung seiner Verdienste durch die Akademie, die alljährlich eine große Reihe von Preisen im Betrage von 1000 bis 3000 und alle zwei Jahre einen großen Preis von 20,000 Francs vertheilt. Und über all diesen speciellen Anerkennungen und Auszeichnungen steht die große, die höchste Auszeichnung: die Ehrenlegion, deren fünfstrahliger emaillirter Stern und rothes Band jedem Franzosen dieselben Gefühle von Ehrfurcht und demüthiger Selbsterniedrigung einflößen wie das Kruzifix dem strenggläubigen Katholiken. Die Orden aller übrigen Länder haben mit diesem nationalen Orden nur unwesentliche Aeußerlichkeiten gemein; sie sind in der Regel blos Zeichen höfischer Gunst und nur selten der Lohn anderer als in Hofquadrillen erworbener Verdienste. Ein vornehmer Engländer war cynisch oder aufrichtig genug, dies zuzugestehen, indem er sagte: „Der Hosenbandorden ist für mich der erste Orden der Welt, weil er mit einem solchen Unsinn wie Verdienst gar nichts zu schaffen hat.“ Die Ehrenlegion dagegen ist ein Zeichen,

das sich an jeden Franzosen heftet, dem es gelungen ist, sich irgendwie und irgendwo aus der Obscurität der absoluten Mittelmäßigkeit emporzuarbeiten. Wolverstanden, nicht jeder Franzose, der die Ehrenlegion hat, ist darum bedeutend, verdienstvoll oder hervorragend, aber jeder bedeutende, verdienstvolle oder hervorragende Franzose hat unbedingt die Ehrenlegion. Die Monarchien, das Kaiserreich haben allerdings auch aus diesem Stern einen Hofcotillonorden gemacht. Napoleon verlieh ihn allen Mouchards, allen Sergents, allen Dorfagitatoren, die ihm beim Staatsstreich behilflich waren und später bei den Stimmenzählungen das allgemeine Stimmrecht „korrigirten"; allein selbst dies konnte einen Orden nicht discreditiren, der gleichzeitig auch auf der Brust aller echten Verdienste glänzte. Das macht, die Ehrenlegion wird eben nicht vom Staatsoberhaupte allein, sondern auch von der öffentlichen Meinung verliehen und wenn die allgemeine Stimme der Nation am Morgen nach einem Bühnentriumphe, angesichts einer bedeutenden Erfindung, eines hervorragenden Kunstwerkes, einer muthigen That einen Namen jauchzend wiederholt, so gibt es den französischen Minister nicht, der diesen Namen nicht augenblicklich von den Lippen der Nation auflesen und in ein Ernennungsdecret der Ehrenlegion setzen würde. So kommt es, daß in Frankreich jeder Beamte, jeder Richter, jeder Officier, jeder Arzt, Geistliche, Advocat, Professor, Schriftsteller und Künstler, jeder hervorragende Kaufmann, Fabrikant, Viehzüchter und Landwirth, mit einem Worte jeder Mensch, der seine Bürgerpflichten auf welchem Gebiete immer eifrig und erfolgreich

erfüllt hat, früher oder später unfehlbar in den Besitz des rothen Bändchens gelangt, das nach einem neulichen amtlichen Ausweise von nicht weniger als 75,000 Franzosen getragen wird. Der französische Staat hat für den schlechten Bürger das Gefängniß und für den guten die Ehrenlegion; er hält in der einen Hand die Ruthe, in der anderen das emaillirte Kreuz und der Franzose heftet auf seinem Lebenswege seine Augen unverwandt auf diesen Stern, von dem Byron singt:

„Star of the Brave, whose beam hath shed
Such glory o'er the quick and dead —
Thou radiant and adored deceit,
Which millions rush'd in arms to greet . . .“

„Stern der Tapfern, dessen Strahlen solche Glorie über die Lebenden und Todten ausgegossen haben, du leuchtender und angebeteter Betrug, den zu grüßen Millionen sich in Waffen stürzten . . . .“

Den directesten, den frappantesten Gegensatz zu diesem französischen System der staatlichen Belohnung aller Pflichterfüllung und der bürgerlichen Pflichterfüllung um der staatlichen Belohnung willen bildet die morose und düstere Lehre Kant's vom kategorischen Imperativ, diese Lehre, auf welcher sich das preußische Staatswesen wie auf dem „rocher de bronze“, von dem Friedrich Wilhelm I. spricht, aufgebaut hat. Der kategorische Imperativ lehrt die Pflichterfüllung um der Pflichterfüllung willen, bis zur Selbstaufopferung, ohne Zeugen, ohne Aussicht auf Lohn und Anerkennung. Der Mensch und der Bürger muß nach dieser eisernen Lehre

seine Pflichten unter allen Umständen thun und er darf davon keinerlei Vortheile, keinerlei Eitelkeitskitzel, keinerlei Auszeichnung erwarten, höchstens das Gefühl einer herben Selbstbefriedigung. Der Bürger muß dem Staate nöthigenfalls Alles opfern und der Staat schuldet dafür nichts, nicht einmal die Bestätigung des Opfers. Das ist eine Lehre für Sclaven oder Götter, für Heloten oder Heroen, aber nicht für gewöhnliche, schwache Menschen. Kant hat den kategorischen Imperativ in seiner Studirstube, fern von Welt und Menschen, Napoleon die Ehrenlegion mitten im Gewühle des Lebens erfunden. Kant hat reine und vollkommene Geister, Napoleon unreine, kleinliche Leidenschaften, Ambition, Egoismus, Neid, Eitelkeit vor Augen gehabt. Kant's System wendet sich an die Elite, Napoleons System an die Menge.

Welchem Staate soll man den Vorzug geben? Dem väterlichen, der die schlimmen Kinder vom Tische ausschließt und den guten zur Belohnung Gerstenzucker schenkt, oder dem strengen Staate des kategorischen Imperativs, der sich seinen Bürgern nur in der Gestalt des Steuereinnehmers und Drillmeisters zeigt? An der Geschichte ist es, eine Antwort auf diese Frage zu geben, aber sie wird dies erst nach einer längeren Epoche der vergleichenden Beobachtung mit Bestimmtheit thun können. Die bisherigen Urtheile der Geschichte sind undeutlich, verworren und widerspruchsvoll. Sie nennt in einem Athem solche Gegensätze wie Jena und Sedan; sie zeigt in Frankreich eine blühende Industrie, Kunst und Wissenschaft, aber auch Revolutionen und

Communegreuel; sie zeigt in Preußen Rückgang des Wohlstandes, weitverbreitete Unzufriedenheit, Reaktion auf manchen Gebieten, aber doch auch nahezu vollkommene Abwesenheit von großen politischen Umwälzungen und eine gesundere politische Moral. Angesichts solcher Unklarheiten und Widersprüche muß es der Zukunft vorbehalten bleiben, endgiltig zu entscheiden, wer Welt und Menschen besser gekannt und richtiger beurtheilt hat: der Erfinder des väterlichen Staates oder der Schmied des ehernen kategorischen Imperativs, der größte Krieger oder der größte Denker aller Zeiten — Napoleon oder Kant.

Die officiellen Carrièren in Frankreich.

Ein so starr centralisirtes, den Bürger in jedem Momente seines Daseins bevormundendes Staatswesen wie dasjenige, das die Revolution und Napoleon geschaffen haben, drückt natürlich mit einer ungeheuern Wucht auf alle Entschließungen, ja auf die ganze Denkungsweise und Weltanschauung des einzelnen Individuums. Es hat sich in Frankreich unter dem Einfluße des herrschenden Regierungssystems, das über der jeweiligen Regierungs*form* steht und deren Wechsel unberührt überdauert, ein eigenthümlicher Byzantinismus herausgebildet, der Byzantinismus gegen den Staat. Im Byzanz der letzten oströmischen Kaiser, im Frankreich Ludwigs XIV. kreisten alle Bestrebungen, alle Ambitionen, alle Hoffnungen der Unterthanen um einen einzigen Mittelpunkt: den Monarchen. Er war der alleinige Quell, nicht nur aller Gnaden, sondern auch aller Ehren, aller Anerkennung, aller Gerechtigkeit. Jegliches Trachten hatte nur einen Zweck: seine Aufmerksamkeit zu erregen. Auf wen sein Blick fiel, der war in's Licht gezogen; wen er nicht sah, der blieb im Dunkel. Von ihm gelobt sein,

das war der Erfolg, von ihm nicht beachtet werden, das war die Verkennung, seinen Tadel erfahren, das war der Untergang. Seine Meinung war die öffentliche; es gab keine außer ihr. Die Millionen Stimmen der Nation bildeten zusammen nur ein verworrenes Gemurmel, das von der Stimme des Einen wie von einem Posaunengeschmetter unhörbar gemacht wurde. Ganz dasselbe Verhältniß nun, das zwischen dem loyalen Unterthan und dem Monarchen im absolutistischen Staate bestand, existirt heute im Frankreich der Republik und des allgemeinen Stimmrechts zwischen dem einzelnen Bürger und dem officiellen Staate, das heißt den konstituirten Gewalten, und diese Unterwürfigkeit und Idolatrie, deren Gegenstand der officielle Staat ist, erklärt allein die außerordentliche Vorliebe, welche jeder Franzose für den Staatsdienst empfindet. In einem Collége von Paris wurde vor Jahren ein interessantes Experiment veranstaltet. Man ließ die Schüler schriftlich die Frage beantworten, was sie am liebsten werden möchten, und wenn ich mich recht erinnere, antworteten von vierhundertzwanzig Knaben im Alter von zehn bis sechzehn Jahren dreihundertsechzig: „Beamter." Auf dem Beamten, von der höchsten bis zur tiefsten Rangstufe, vom Minister bis zum Flurschützen, ruht eben ein Abglanz des hellen Lichtes, das von der Staatsgewalt ausstrahlt, und jeder Beamte fühlt sich als ein Priester dieses unsichtbaren Götzen erhaben und bevorrechtet gegen die anbetende Masse der Gläubigen.

Aber die officiellen Carrièren sind in Frankreich besonders schwierig. Mit Ausnahme derjenigen Stellen, welche

die Politik allein vergibt, also der Minister-, Präfekten-, Unterpräfektenposten u. s. w., werden alle übrigen vom Staate besoldeten Aemter im Wege des Konkurses und nach einer Reihe von Prüfungen erworben, die weniger um ihrer Strenge als um ihrer Pedanterie willen zu fürchten sind. Es ist sonderbar, wie sehr in diesem Punkte das Land der westlichen Civilisation mit dem Lande der östlichen Civilisation, wie Frankreich mit — China übereinstimmt. Man kennt die Laufbahn eines chinesischen Mandarins; sie besteht aus einer endlosen Reihe von Prüfungen, die mit jedem höheren Grade peinlicher, ausgedehnter, förmlicher und unüberwindlicher werden. Der französische Mandarin hat ganz dieselben Hindernisse zu bekämpfen wie sein Standesgenosse an den Ufern des gelben Stromes, mit dem rein äußerlichen Unterschiede, daß das sichtbare Zeichen glücklich bestandener Prüfungen bei ihm nicht ein anderer Steinknopf auf der Mütze, sondern eine andere Form des Ehrenlegionskreuzes ist. Dieses System der Konkurse und Prüfungen ist ein sehr demokratisches. Es macht die Gleichberechtigung aller Bürger erst zur Thatsache. Es wahrt jedem Individuum die Möglichkeit, zu allen Vortheilen zu gelangen, die der Staat zu bieten hat, und widersetzt sich dem, daß diese Vortheile zu Gunsten einer privilegirten Klasse konfiszirt werden. Nicht als ob das Konkurswesen Gunst und Empfehlung vollkommen ausschlöße; der Einfluß des Salons und Boudoirs, Clique- oder Parteiprotektion weiß die Prüfer oft genug zum Vortheil dieses oder jenes Konkurrenten günstig zu stimmen. Allein es kann doch nicht vorkommen, daß eine vollkommene Unfähig-

keit, und wäre sie noch so hoch geboren und noch so kräftig protegirt, einer entschiedenen Begabung, und hätte sie auch nicht die geringste Empfehlung, den Weg verstelle, es wäre denn, was sich allerdings schon ereignet hat, daß die Prüfer ihren Protégés ganz direkt im Vorhinein die Fragen mittheilten, die ihnen vorgelegt werden sollen, und ihnen dadurch die Möglichkeit böten, fleißigere und tüchtigere, aber nicht begünstigte Konkurrenten unter scheinbarer Beobachtung der Gerechtigkeit zu besiegen.

Allein wenn das Konkurssystem eine Bürgschaft der Gleichheit und wenigstens in der Theorie ein Schutz gegen das Aufkommen privilegirter Klassen ist, so hat es andererseits auch schwere Nachtheile. Es erzeugt eine übertriebene Achtung vor dem Bestehenden, es macht eine wahre Religion aus dem Kultus der heiligen Routine; es verewigt die Zärtlichkeit für den „Schimmel" und tödtet den Geist der Initiative bei den Personen in Amt und Würde. Wie könnte dem auch anders sein? Die Zulassung neuer Elemente ruht in der Hand derjenigen, die selbst auf dem regelmäßigen Gänsemarsche zum Ziele gelangt sind. Was sie von Novizen verlangen, ist zunächst genaue Kenntniß all dessen, womit sie selbst sich ihr lebelang beschäftigt haben und was ihnen richtig und daseinsberechtigt erscheint; von allen Prüflingen wird also derjenige die meiste Aussicht auf Erfolg haben, der sich am innigsten mit der Tradition durchtränkt hat, welche seine Prüfer personifiziren. Ist der Kandidat seinerseits „angelangt", so ist es nicht wahrscheinlich, daß er all das vergesse und sich gegen all das auflehne, was er zu er=

lernen sich jahrelang bemüht hat, was er besser gewußt hat als seine minder glücklichen Konkurrenten und dessen Kenntniß allein ihm seine Stellung verschafft hat. Um so seine Vergangenheit zu verleugnen, um zu erklären, daß all die Theorien und Auffassungen unrichtig waren, zu denen man in einer Reihe von Prüfungen sich mit Eifer, wol auch mit Geschick und einem bestimmten Grade von Beredsamkeit bekannt hat, müßte man von dem Stoffe jenes Papstes sein, der jahrzehntelang als Priester und Cardinal gebückt umhergegangen war und Demuth geheuchelt hatte und sich plötzlich stolz aufrichtete, als er die Tiara auf seinem gesenkten Haupte fühlte. So kommt es, daß das officielle Frankreich auf allen Gebieten nicht blos den Konservatismus, sondern die Stagnation, die Verknöcherung, die Feindschaft gegen jede Neuerung bedeutet und daß jeder, auch der geringste Fortschritt nur durch einen heftigen Anstoß von Außen erzwungen werden kann. Diesen Anstoß geben starke Strömungen der nationalen Meinung, deren heftigste Form Revolutionen sind. Der Fortschritt kann unter solchen Bedingungen nicht anders als sprunghaft, unzusammenhängend, episodisch sein. Lange Perioden des Stillstandes müssen nothwendigerweise von Momenten fieberhaften Bewegungsdranges unterbrochen werden, in welchen die widerstrebende Administration von unaufhaltsamen, blinden Gewalten köpflings vorwärts getrieben wird. Dazu kommt, daß Umgestaltungen, die einem festgefügten Organismus von Außenstehenden aufgenöthigt werden, sich oft an die unrechte Stelle wenden und daß überhaupt Eifer und guter Wille neuerungslustiger Laien

allein in der Regel nicht ausreicht, wirklich Gutes zu schaffen.

Umsturz oder Stagnation, das ist also die böse Alternative, zu der das Chinesertthum der officiellen Carrièren Frankreich verdammt. Angesichts dieses großen Uebels für die Allgemeinheit kommt es kaum in Betracht, daß das herrschende System auch kleine Uebel für die Einzelnen im Gefolge hat. Der junge Mann, der eine öffentliche Laufbahn anstrebt, arbeitet von vorneherein für eine bestimmte Prüfung; er lernt nichts als was er für diese Prüfung nöthig haben wird und gibt seinen Studien eine woldefinirte Richtung, welche den in der Regel genau bekannten Anschauungen der Prüfer konform ist. Nehmen wir nun an, der Kandidat habe Unglück; er vermag die Prüfung nicht zu bestehen. Das ist manchmal gar nicht seine Schuld. Zu den vielen Umständen wie günstiger oder ungünstiger Zufall bei der Fragestellung, größere oder geringere Befangenheit des Prüflings u. s. w., die zusammenwirken, um ein Examen zu einem im Ganzen recht unsichern Maßstab absoluten Wissens zu machen und dessen Resultate zu fälschen, treten bei einem Konkurse noch andere störende Momente. Ein minder tüchtiger Kandidat, der aber die Gabe leichter und gefälliger Rede hat, schlägt einen fleißigeren und besser vorbereiteten, der aber minder hübsch und geläufig spricht. Außerdem ist die Zahl der bei einem Konkurse zu besetzenden Stellen immer eine beschränkte; ein Kandidat muß also nur das Unglück haben, in eine Serie von zufällig besonders tüchtigen Konkurrenten zu gerathen, und er wird im Wett=

kampf unterliegen. Dasselbe Wissen, das ihm in einem Jahre einen genügend hohen Rang in der Reihe der Konkurrenten sichern würde, ist in einem andern Jahre ungenügend, weil er stärkere Mitbewerber hat. Der Konkurs hat ihm also die angestrebte Stelle nicht gebracht. Er kann sich im nächsten Jahre wieder melden, aber der ungünstige Zufall kann sich wiederholen. Was fängt er dann an? Für alle mit einem Konkurs verbundenen Carrièren ist eine Altersgrenze festgesetzt. Hat der Kandidat sie überschritten, so wird er zu einer Prüfung nicht mehr zugelassen und ist von der Laufbahn, für die er sich bestimmt hat, definitiv ausgeschlossen. Die Altersgrenze ist aber für die meisten Carrièren dieselbe und wenn ein Jüngling in der einen nicht durchgedrungen ist, so ist es für ihn zu spät, sich noch für eine andere vorzubereiten. Alle seine bisherigen Arbeiten und Mühen werden für ihn werthlos, er hat Jahre und Geld vergeudet und muß sich zuletzt entschließen, Commis oder Handwerker zu werden, wenn er kein Rentier ist. So entstehen die Deklassirten, die in Frankreich so häufig sind und bei manchen der wichtigsten Ereignisse seiner Geschichte eine gewisse Rolle gespielt haben. Alles Studium zur Vorbereitung für die Prüfung von St. Cyr, der Ecole Polytechnique, der Ecole centrale, der Ecole des Ponts et chaussées u. s. w. hilft dem jungen Manne zu nichts, wenn es ihm nicht den Eintritt in diese Anstalten verschafft hat, und die Bitterkeit getäuschter Ambition macht ihn zum Todfeinde derselben Staatsordnung, von der zu profitiren ein Zufall oder seine Schuld ihn verhindert hat.

Ich habe nicht die Absicht, hier im Detail zu untersuchen, welchen Schaden das herrschende System auf jedem einzelnen Gebiete der französischen Nationalcultur zugefügt hat. Es hat Frankreich unzweifelhaft gute Staatsingenieure und Brückenbauer gegeben, möglicherweise hat es auch der Entwickelung seiner Kunst nicht geschadet, obwol es Thatsache ist, daß die officiellen Meister der Ecole des beaux Arts unter Anderen Géricault, einem der größten Maler des Jahrhunderts, jegliches Talent für die Malerei absprachen und Etex, den berühmten Bildhauer, von der Theilnahme am Konkurs für den prix de Rome ausschlossen, weil er gegen die Tradition der Schule arbeitete; ich will eben annehmen, daß wirklich bedeutende Talente, die zur Selbstständigkeit angelegt sind, ohne Schaden durch die Tradition hindurchgehen und den Schulzwang später verwinden, nachdem er ihnen zu den angestrebten Vortheilen wie Preise, Medaillen u. s. w. verholfen hat. Allein auf allen Gebieten, welche mit den Naturwissenschaften zusammenhängen und auf welchen blos die freie Forschung Fortschritte ermöglicht, hat das Konkurssystem Frankreich ernsten und tiefgehenden Schaden verursacht. Ich kann als Beispiel mein eigenes Fach, die Medizin, anführen, das mir natürlich genauer bekannt ist als alle übrigen. Der Mediziner, der in Paris das Lehramt anstrebt, hat durch vier oder fünf Konkurse zu gehen. Zunächst besteht er den leichten Kampf um die Stelle eines „Externen“ der Spitäler; ein oder zwei Jahre später konkurrirt er um das Internat; im Laufe der vier Jahre, während welcher er „Interner“ bleibt, ist er nochmals

verpflichtet, um die goldene Medaille, den für den tüchtigsten Internen ausgesetzten Preis, zu konkurriren. Diese Konkurse fallen noch in die Zeit seiner Universitätsstudien. Hat er diese vollendet, so muß er um die Stelle eines Hospitalarztes konkurriren und zwar meist wiederholt, weil der Stellen wenige und der Bewerber erschrecklich viele sind. Schließlich folgt der letzte und bedeutendste Konkurs: der um die Aggregation. Einmal „Agrégé“ (Hilfsprofessor), bezieht er ein Gehalt, das ihm zu warten gestattet, und es bleibt ihm nichts mehr zu thun übrig, als die Gunst der Fakultät und des Unterrichtsministers zu erwerben, da seine Ernennung zum Professor nunmehr nicht von einer neuen Prüfung, sondern von diesen Faktoren abhängt.

Bis zum Augenblicke, wo er Agrégé ist, darf er nicht daran denken, eigene Bahnen zu wandeln und sich in selbstständige Forschungen zu vertiefen; er muß sich darauf beschränken, sein Gedächtniß zu üben und rhetorische Fertigkeit zu erlangen. Bei jeder Prüfung muß er die ganze Encyklopädie der Medizin in ihrer vollen, ungeheuern, von einem Menschengeiste heute kaum mehr zu bewältigenden Ausdehnung im Kopfe gegenwärtig haben. Er kann es sich nicht gestatten, in einer Partie speciellere Kenntnisse zu erwerben und sich's dafür in einer andern mit dem unerläßlichen Durchschnittswissen genug sein zu lassen. Denn die Prüfer berühren die eine und die andere Partie und der einseitigere, aber tiefere Kandidat zieht unbedingt den kürzeren gegen den seichteren, aber umfassender vorbereiteten. Erst wenn er Agrégé ist, das heißt in einem Alter, in welchem man

gewöhnlich nicht mehr die volle, frische Freudigkeit der Arbeit hat, kann der Mediziner anfangen, sich ein specielles Gebiet der Forschung zu wählen, womit immer und fatalerweise eine verhältnißmäßige Vernachlässigung der übrigen Gebiete verbunden ist.

Diese Verhältnisse erklären es, daß Frankreich so wenig wirklich tüchtige Spezialisten besitzt. Die Zeit des Encyklopädismus ist aber heute vorüber und der wissenschaftliche Fortschritt setzt sich aus den Detailarbeiten einseitiger Forscher zusammen, die nur eine ganz kleine Parzelle des unübersehbar riesigen Gebietes der Naturwissenschaften bearbeiten. Solche einseitige Forscher nun läßt das System der Konkurse nicht oder nur so spät aufkommen, daß sie in dem Reste arbeitstüchtiger Zeit, der ihnen noch bleibt, kaum mehr Großes und Epochales hervorbringen können. Die freie Ernennung führt ohne Frage mit verhängnißvoller Leichtigkeit zu Nepotismus und Protektionswirthschaft, allein soweit wissenschaftliche Carrièren in Betracht kommen, ist sie dem Konkurs vorzuziehen. Auf diesem Gebiete — und auf diesem allein — ist die Demokratie dem Fortschritte nicht förderlich, sondern ein Hinderniß.

Die Bohème.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß gerade in der Nation, bei welcher der allgemein menschliche Wunsch nach Eigenthum sich zur Leidenschaft des Besitzes gesteigert hat, in der das große Lebensziel für den Landbewohner ein Fleck Erde und für den Städter ein Rententitel ist, die den absoluten Pauperismus fast gar nicht kennt und in der nur die eingewanderten Fremden die vollkommene Vermögenslosigkeit repräsentiren, es ist höchst merkwürdig, sage ich, daß gerade in dieser Nation des Erwerbsinstinctes, des Gütercultus und der starr geregelten Carrièren eine eigene, woldefinirte Gesellschaftsklasse bestehen kann, die freiwillig die wirthschaftlichen Verhältnisse der Zigeuner acceptirt, nach welchen man sie benannt hat, die sich von allen regelmäßigen Lebenslaufbahnen ausschließt und die Verachtung des Besitzes als ihr Dogma verkündet. Es gibt auch anderwärts verfehlte Existenzen, Marodeurs, die den Kampf um's Dasein nicht in einem organisirten Bataillon, sondern als Irreguläre und auf eigene Faust ausfechten, allein sie werden von der guten Gesellschaft verachtet und gemieden und der Philister

versperrt ihnen unwillig seine Thüre; hier dagegen ist das Zigeunerthum, die Bohème, stillschweigend als eine Institution anerkannt und geduldet und alle Welt gesteht ihr gewisse Standesrechte zu, wie man im Mittelalter den „truands“ (Spitzbuben), die man individuell viertheilte, wenn man sie erwischte, dennoch als einer Gesammtheit bestimmte corporative Privilegien einräumte. Ist dieses freundliche Interesse der Franzosen für die Declassirten eine Wirkung des Gesetzes der Contraste, welches beispielsweise macht, daß der verweichlichte Sohn der großstädtischen Uebercivilisation das rauhe Leben der Rothhaut oder des Hinterwäldlers besonders anziehend und romantisch findet? Ich stelle diesen Erklärungsversuch hin, ohne zu behaupten, daß er der richtige sei.

Es kömmt manchmal in Paris vor, daß man sich in einem Salon reicher oder vornehmer Leute befindet und plötzlich mitten unter den Gästen von tadellosem Aeußern eine bizarre Gestalt auftauchen sieht, deren lange verworrene Haare, zweifelhafte Wäsche, unbehandschuhte Hände und fadenscheiniges, ölfleckiges Kleid sich gegen alle Regeln der spießbürgerlichen Convenienz auflehnen, die jedoch der Gegensatz zwischen der eigenen Dürftigkeit und der sie umgebenden Eleganz nicht im Geringsten verlegen zu machen scheint und die mit der natürlichsten Miene von der Welt die Hausfrau grüßt, Diesem zulächelt, mit Jenem einen Händedruck austauscht und sich offenbar völlig an ihrem Platze weiß. Fragt man erstaunt, was es mit diesem sonderbaren Gaste für Bewandtniß habe, so erhält man in gutmüthigem, gleichsam entschuldigendem Tone die Antwort: „Das ist ein Bohème,

ein Freund des Hausherrn, ein großes Talent, wie es scheint", und damit ist Alles gesagt, denn nach der Ansicht des Parisers bleibt nach dieser Auskunft nicht der geringste Grund des Erstaunens mehr übrig.

Ein großes Talent! Das ist der stete Vorwand des Bohème, seine Entschuldigung vor den Andern, seine Rechtfertigung in den eigenen Augen. „In magnis velle" oder mindestens „voluisse" ist das klangvolle Motto seiner ungeregelten Existenz und der Rechtstitel seiner Ansprüche an die Gesellschaft. Der Lazzarone ist nur unter dem blauen Himmel und in der milden Luft Neapels, der Bohème nur inmitten der großartigen Lebensverhältnisse von Paris möglich. Hier findet er die Boulevards und die großen öffentlichen Gärten mit Ruhebänken und Rasenplätzen, wo er die Sommertage verschlendern und verruhen kann; im Winter öffnen sich ihm die zahlreichen Bibliotheken und Museen mit ihren wolgeheizten Sälen und luxuriösen Sammtsitzen; die zahllosen Kaffeehäuser gewähren ihm bis um ein Uhr nach Mitternacht ein Asyl und einen herzstärkenden Trank, den er mit einem Lächeln an die Dame bei der Casse oder mit einem Händedrucke an den Kellner bezahlt, und wenn sein Credit an einem Orte erschöpft ist, so braucht er nur einen Schritt weiter zu gehen, um einen neuen eröffnet zu bekommen. Bekanntschaften macht er mit der größten Leichtigkeit und wenn er nur einigermaßen organisatorischen und finanziellen Instinct hat, so kann er sich jeden Tag von einem anderen Freunde vierzig oder hundert Sous borgen, ohne am Ende des Jahres die

Runde seines ganzen Bekanntenkreises gemacht zu haben. Mit der Wohnung hält er es wie mit dem Café, er schlägt sein Heim im erstbesten Garni auf und bleibt so lange, als die Einfalt des Hausherrn mit bloßen Versprechungen genährt werden kann; besteht man zu dringend auf dem Anblick gemünzter Sorten, so wandert er einfach in die Nachbarschaft und muß nicht befürchten, in einem kurzen Menschenleben alle Chancen erschöpfen zu können, die ihm die Leichtgläubigkeit der zehntausend Hoteliers von Paris bietet. Die Kleidung ist schon ein etwas bedenklicherer Stein des Anstoßes, allein die geringen Ansprüche, die er in diesem Punkte an sich selbst und die Welt an ihn stellt, machen es ihm leicht, auch diese Schwierigkeit ohne große Mühe zu überwinden; ganz Paris ist daran gewöhnt, den Bohème im Winter mit einer wahrhaft feenhaften Luftigkeit gekleidet und nur durch ein um den Hals gebundenes Taschentuch der Jahreszeit einen Zoll der Anerkennung erstatten zu sehen und Niemand wundert sich, wenn er im Sommer durch einen großen Radmantel zugleich dem Malerischen Rechnung trägt und die Abwesenheit intimerer Unterkleider verbirgt. Dabei wirft die im Herzen eines jeden richtigen Bohème unausrottbare Hoffnung auf einen undefinirbaren, aber immer unmittelbar bevorstehenden Glücksfall ein mysteriöses Licht auf sein Leben und man muß sagen, daß tausend Geschichten, welche die Tradition andächtig aufbewahrt, dieser Hoffnung einige Berechtigung geben. Alle Welt kennt das legendäre Abenteuer jenes Bohème, der eines Tages in einem Café sitzt und in einer Zeitung liest, daß einer russischen Prinzessin

das einzige Kind gestorben sei; da ein mangelhaftes Frühstück und ein fehlgeschlagener Anlehensversuch ihn ohnehin in eine melancholische Stimmung versetzt haben, rührt ihn die Notiz so tief, daß er augenblicklich eine klägliche Ode dichtet, in der er die hohe Stellung der unglücklichen Mutter und die Unerbittlichkeit des Todes in einen tiefsinnigen Gegensatz bringt und die Prinzessin mit einigen gefühlvollen Worten tröstet. Einer tollen Eingebung folgend, sendet er das Gedicht unfrankirt nach dem Winterpalast zu St. Petersburg und hat eine Stunde später die ganze Sache vergessen. Sechs Monate darauf kündigt ihm sein Wirth an, daß ihn die russische Botschaft seit fünf Monaten mit Hilfe der Polizei in ganz Paris suche, um ihm ein großes Packet übergeben zu können, das nun endlich nach tausend Irrfahrten durch alle die Garnis, die nacheinander den unstäten Dichter beherbergt haben, an seine Bestimmung gelangt sei. Der Dichter öffnet überrascht das große, mit mehreren sehr imposanten Siegeln geschlossene Packet und findet darin ein sehr schmeichelhaftes Dankschreiben der Prinzessin, eine Anweisung auf fünfhundert Rubel, einen Stanislausorden und das dazu gehörige Decret. Der Schluß der Legende ist traurig. Nachdem das Geld verjubelt war, wanderte das Kreuz in eine Ordenhandlung des Palais Royal, ein dunkler Ehrenmann kaufte unter dem Vorwande, ein Documentensammler zu sein, das Decret ab, schließlich wurde auch das Dankschreiben der Prinzessin an einen Autographenliebhaber verhandelt und von der ganzen Herrlichkeit blieb nichts übrig als die großen Siegel, die

der Bohème zur Erinnerung an die romantische Episode an seinen Spiegel klebte, wo sie blieben, als er wieder einmal eine durch die Creditverhältnisse bedingte Umsiedelung vornahm; oder erlitt, wie man will.

Für alle die Nachsicht, den Credit und die Darlehen, welche die Gesellschaft an den Bohème verschwendet, verlangt sie von diesem nur eines: daß er ihr Talent und Streben vorspiegle. Er muß immer das Ende eines Manuscripts aus der Rocktasche hervorgucken lassen oder eine angefangene Leinwand auf der Staffelei haben; er muß von Zeit zu Zeit den näheren Bekannten das Geheimniß des Titels seines ungekannten Meisterwerks preisgeben oder Umfrage halten, ob ihm Niemand einen Verleger empfehlen könne, oder ob man es übernehmen möchte, ihn dem Director der Oper vorzustellen, damit er ihm seine Partitur vorlege, oder ob man für ein wegen seiner großen Dimensionen unverkäufliches Bild einen Liebhaber wisse. Um den Preis dieses unschuldigen Strategems öffnen sich ihm die Börsen unermüdlicher Mäcene, erhält er Einladungen in gute Bürgerhäuser, erlangt er Zutritt in Zeitungsredactionen, Künstlerateliers, Theatercoulissen, ja Garderobezimmer von reizenden Actricen, die Welt der Literatur, der Kunst, der Theater nimmt ihn als Vollberechtigten in ihren Kreis auf, er kann es sogar so weit bringen, daß man ihn als Autorität behandelt, daß sein Urtheil maßgebend wird, daß alle Blätter ihn unter den interessanten Persönlichkeiten der Premièren, Saloneröffnungen u. s. w. erwähnen, mit einem Worte, daß er sich zu einem unvermeidlichen Bestandtheil des „tout Paris" entwickelt.

Wie man sieht, entbehrt die Bohème nicht völlig der Glanzseiten, allein diese blinken nur dem jungen Bohème; wenn er altert, so erfahren die Dinge einen fatalen Wechsel. Es ist die ewige Geschichte vom Heimchen und der Ameise. Hat das Heimchen den ganzen Sommer, so lange die Sonne warm geschienen, sorglos gesungen, so möge es dann zur Zeit des Frostes nur nicht auf die Gastlichkeit der Ameise rechnen; die spießbürgerliche Arbeiterin und Sparerin wird ihm höhnisch entgegnen: „Im Sommer hast du gesungen? Gut, so tanze nun!“ Der Lebensabend des Bohème — und er dunkelt ihm früh — ist überaus düster. Es kömmt ein Moment, wo die Bekannten sich über das Manuscript, dessen Ende stets sichtbar ist, das aber nie im Ganzen aus der Rocktasche hervorkommen will, lustig zu machen beginnen; der geheimnißvoll angekündigte Titel des Werks wirkt schließlich auch nicht mehr, wenn ihm zehn, fünfzehn Jahre lang das Werk nicht folgt; die Cassierin, die dem Lächeln eines frischen Jünglingsgesichtes nicht zu widerstehen vermocht hat, wird rebellisch gegen die Gewohnheitsgrimasse eines welken, gealterten Antlitzes; der geschwächte Magen verträgt nicht mehr die unregelmäßigen Alternativen von strengem Fasten und zufälligen Schmausereien; die Nächte im Freien „à la belle étoile“, wie man hier sagt, die erträglich sind, wenn man sich mit seinen zwanzig Jahren zudecken kann, werden eine Folter für die fröstelnden Glieder des Vierzigers; die Vernachlässigung und Armuth, welche die starken Schultern des auf die Zukunft vertrauenden Jünglings mit einer Art tapfern Stolzes tragen konnten, werden widerwärtig be'm

resignirten grauhaarigen Manne. Der Bohème hat nicht mehr die Kraft und den Muth, gegen die Gesellschaftsordnung anzukämpfen und sich ihr in einer übermüthigen Empörung zu entziehen; er würde gern seine fröhliche Ungebundenheit aufgeben und sich demüthig dem plattesten Philisterthum unterwerfen, aber es ist in der Regel zu spät. Manchmal verschaffen mitleidige Bekannte dem Bohème im Niedergange ein Aemtchen und es ist sonderbar zu beobachten, welch ein knöcherner Pedant er dann in der Regel wird; häufig sucht er sich irgend ein unmögliches Gewerbe, da ihm die möglichen verschlossen sind, und man hat schon manchen Bohème, der seine Laufbahn als Himmelsstürmer begonnen hat, als Pauker und Trompeter einer Menagerie oder als Dirigent einer Theaterclaque enden sehen; die meisten aber verlassen auf ihre alten Tage den sceptischen Boulevard und wandern ins Quartier latin hinüber, wo das mit Spott gemischte Mitleid der leichtlebigen und warmherzigen Jugend ihnen doch in der Regel ein Plätzchen am Gasthaustische und einen Absinth im Café sichert, bis sie zuletzt irgendwo in einem Hospital am Säuferwahnsinn zu Grunde gehen.

Es hat in Paris zu allen Zeiten eine Bohème gegeben, aber ihre Blüthezeit fällt mit der Periode der Romantik zusammen. Damals hatte sie eine hohe Poesie und eine Art Berechtigung. Die Romantik war der Kampf der Revolution gegen das Ancien régime, des Temperaments gegen die Regel, des selbstständigen Talents gegen die angelernte Routine, mit einem Worte der frischblühenden Jugend gegen das stagnirende Alter. Die Reaction war im Besitze der

Staatsgewalt und versperrte der Romantik alle Wege, auf welchen im centralisirten Frankreich das Talent zu einer anerkannten und gesicherten bürgerlichen Stellung gelangt. Die Professoren der École des beaux arts ließen die Maler und Bildhauer der neuen Richtung nicht zu einem Prix de Rome gelangen und gestatteten ihren Werken nicht den Eintritt in den officiellen Salon. Die Compositeure sahen ihre Opern von den staatlich subventionirten Gesangsbühnen, die Dramatiker ihre Stücke von den großen Theatern zurückgewiesen. Die Dichter konnten keinen Verleger finden, den Forschern verschloß sich die Universität und die Academie. Alle die jungen Talente befanden sich also im Zustande des Kampfes gegen die gesetzlichen Autoritäten und hatten sich in die Folge der Rebellion zu fügen, welche das Exil ist. Die Armuth der Verbannten ist ehrwürdig und ihr schäbiges Kleid wird zu einer Ehrentracht in den Augen eines jeden Menschen von Herz. Wenn also in jener Epoche ein junger Künstler, Musiker oder Schriftsteller recht viele Schulden hatte und recht zerlumpt und verhungert aussah, so empfand der Spießbürger für ihn keine Verachtung, sondern die einen gewissen Respect nicht ausschließende Feindseligkeit, welche ein starker und muthiger Gegner einflößt, und der Freisinnige bewunderte ihn als den heroischen Märtyrer einer großen Idee. Das war die pathetische Bohême, aus welcher die „jeune France“ hervorging und die mit Recht von sich sagen konnte, daß die Welt sie noch nicht verstehe und erst die Zukunft ihr die verdienten Standbilder erheben werde. Natürlich mischten sich unter die wirklichen Talente auch

ganze Rotten von liederlichen Nullen, allein die stillschweigende Voraussetzung, daß jeder Bohème ein von den herrschenden Pedanten unterdrückter Romantiker sei, kam auch ihnen in weitem Maße zu Gute.

Heute hat sich das Alles völlig geändert. Wenn ein Streber unverstanden bleibt, so liegt das nur an seiner Unfähigkeit, sich verständlich zu machen. In diesem großen Paris, das stets auf der Suche nach neuen Sensationen ist, findet jedes Talent nach kurzem Kampfe Lohn und Anerkennung. Tadelt der lederne Nisard die Realisten in der Belletristik, so setzt Zola in sechs Monaten 100,000 Exemplare vom „Assommoir" ab; weist der Salon die excentrischen Impressionisten zurück, so kaufen originalitätssüchtige Liebhaber sie theurer als die correcten Leinwanden der Academiker; ignorirt die Academie ein Jahrzehnt lang die Arbeiten Littrés, so beeilt sich das große Publikum, sein Wörterbuch anzuschaffen und das der Academie beim Buchhändler verstauben zu lassen. Mit einem Worte: es gibt kein verkanntes Genie mehr. Allein so stark ist die Nachwirkung einer großen Zeit, daß die Bohème noch heute unter dem Vorwande, eine officiell bekämpfte neue Richtung zu repräsentiren, in Paris schmarotzen kann, wie man noch manchmal Schwindler antrifft, die als angebliche Opfer der polnischen Insurrection von 1830 weiche Gemüther mit Erfolg anbetteln.

Die französische Literatur wimmelt übrigens in allen Epochen von wirklich großen, wirklich berühmten Bohèmes. Schon ihr erstes Morgengrauen beleuchtet die außerordentliche Gestalt François Villons, der um 1430 lebte (sein „Grand

Testament“ erschien 1431), von dem man nur weiß, daß er ein Straßenräuber und Einbrecher war und gehängt worden wäre, wenn ihn der König nicht begnadigt hätte, dessen „großes und kleines Testament“ aber die ersten Sammlungen wirklich poetischer volksthümlicher Gedichte in nordfranzösischer Sprache sind. Im achtzehnten Jahrhundert war Thomas Dhèle, der tagelang im Bette bleiben mußte, weil er keine Beinkleider hatte, einer der geistreichsten Plauderer des „Café du Caveau“ und Verfasser trefflicher Operntexte, die Grétry in Musik setzte. In unserer Zeit haben wir den genialen Gérard de Nerval gekannt, von dem sich Heine eines Tages beklagte, daß er sich seine Manuscripte in die Hosentasche stopfe, worauf man ihm antwortete: „Wie wollen Sie, daß er ein Portefeuille habe, da er keine Wohnung hat?“ und der sich zuletzt, müde seines Elends, in einem Freudenhause erhenkte (was übrigens neuestens von Monselet geleugnet wird, der behauptet, Gérard sei ermordet worden). Henri Murger, der das Leben der Bohème in einer Reihe so reizender und poetischer Bücher verherrlicht hat, wußte jahrelang am Morgen nie, ob er am Abend diniren werde, und im Jahre 1877 wurden bei einer Autographenversteigerung im Hotel Drouot einige Briefe von ihm verkauft, die er aus dem Hospitale schrieb und in denen er einen Redacteur um einige Sous für ein Manuscript anflehte. Polyrène Royat, der zuletzt Beamter wurde, nachdem er bis in sein reifes Alter abwechselnd die Cafés und Bänke der Boulevards bewohnt hatte, hinterläßt einen Band schöner Gedichte und Victor Noir, den ein unglücklicher

Pistolenschuß Pierre Bonapartes anderweitig berühmt machte, war ein wirkliches Talent von bedeutender Zukunft.

Andere Tausende von Bohèmes sind freilich nie etwas Anderes gewesen als begabte Absinthtrinker und Großsprecher, die hinter ungekämmten langen Haaren einen leeren Schädel verbargen; aber diese wenigen Geister der Elite, deren Unglück eine falsche Auffassung des Lebens war, genügen, um die ganze Classe mit einem interessanten Colorit zu beleuchten, und sie erklären die Gloriole der Romantik, welche noch heute die Bohèmes in den Augen der Pariser umgibt.

Die Journalistik der Bohème.

Eine der Lieblingsbeschäftigungen der Pariser Bohème ist die Herausgabe von Blättern, die entweder dem Humor und der Satire oder der Literatur und Kunst gewidmet sind. Es gehört eben zu Unternehmungen dieses Schlags so überaus wenig! Zwei oder drei junge Leute, welche die großen Hoffnungen, das ungeheure Selbstbewußtsein, die pfennig-losen Taschen und langen Haare miteinander gemein haben, sitzen zusammen in einem Kaffeehause und verkürzen sich die langen Stunden ihres anspruchsvollen Müssigganges mit wunderlichen Discussionen und tollen Einfällen aller Art. Mitten zwischen einer Blague, einer Prahlerei und einer kecken Verunglimpfung anerkannter Größen kömmt einer der Bohèmes auf den Gedanken, ein Journal zu gründen. Die Idee wird mit Begeisterung acclamirt. Es gilt, einen Titel zu finden. Dieser Punkt ist von der größten Wichtigkeit, von ihm hängt das Gelingen oder Mißlingen des Plans ab. Der Titel muß neu, außerordentlich und verblüffend sein. Er muß die Gabe haben, selbst den verstocktesten Philister, wenn sein Auge demselben auf einem Mauer=

anschlage oder an der Spitze eines bedruckten Bogens begegnet, so zu überraschen, daß er mit aufgesperrtem Munde und starrenden Augen auf seinem Verdauungsspaziergange stehen bleibt und den unwiderstehlichen Wunsch empfindet, ein Exemplar des neuen Blattes sein Eigen zu nennen. Ist ein Titel gefunden, der der Compagnie genügend bizarr scheint, so wird zwischen zwei Absinths gleich auf den Marmortischen des Cafés auf dem Briefpapier, das der unzufriedene Garçon unter Grimassen liefert, die erste Nummer redigirt. Jetzt präsentirt sich eine kleine Schwierigkeit: das Manuscript muß zum Drucke befördert werden; aber sie wird mit Leichtigkeit überwunden. Nicht als ob die improvisirten Journalisten die fünfzig oder sechzig Francs besäßen, die zur Bezahlung der ersten Druckkosten erforderlich sind; sie könnten alle ihre Taschen umwenden, ohne zu riskiren, daß etwas auf den Boden fiele, und ihr Credit hat sich nie weiter erstreckt als bis zu einer Summe, die noch bequem in Sous ausgedrückt werden kann. Allein es gibt überall unternehmende Buchdrucker, die sich mit einiger Ueberredung bestimmen lassen, ohne pedantisches Bestehen auf Vorausbezahlung eine erste Nummer in tausend Exemplaren herzustellen, wenn ihnen der Titel des neuen Blattes hinreichend erstaunlich erscheint, um für dieselbe einigen Erfolg muthmaßen zu lassen.

Und dieser Erfolg bleibt in der Regel nicht aus. Es ist so leicht, in dem ungeheuren Paris tausend Personen zu finden, denen nichts daran liegt, drei oder vier Sous ohne Zweck hinauszuwerfen! Da ist vor Allem die überaus zahl=

reiche Classe der Sammler, die nirgends in der Welt eine so bedeutende Rolle spielt wie in Paris. Hier ist jeder zweite Mensch ein Collectionneur. Der Reiche sammelt Gemälde, mittelalterliche Waffen oder Faiencen, der Aermere Briefmarken, Kupferscheidemünze oder vielleicht nur Uniformknöpfe, aber ohne Sammelpassion ist das Leben keines Parisers vollständig, wie kein Pariser Appartement ohne irgend eine kleine Collection complet ist. Besonderer Beliebtheit erfreut sich das Sammeln der Pariser Journale und der politischen Placate, zweier Objecte, die sich zu solchem Zwecke gleichsam von selbst darbieten, da sie ohne besondere Schwierigkeiten und Opfer zugänglich sind, große Vollständigkeit gestatten und dennoch für die dem Sammler so theuern Aufregungen des Suchens und Entdeckens genügenden Raum lassen. Die Collectionneurs stürzen sich also mit Begeisterung auf die erste Nummer eines jeden Journals und speculative Bric-à-brac-Händler legen sich sogar einen kleinen Vorrath von derselben zum Gebrauche einer spätern Sammlergeneration an. Außerdem gibt es immer eine gewisse Anzahl von Neugierigen, die in den Zeitungskiosks keinen unbekannten Titel sehen können, ohne wissen zu wollen, was dahinter steckt, und endlich kann man auch auf das Quartier latin rechnen, das stets auf der Jagd nach „Cocasserie" ist und hinter jedem extravaganten Titel einen guten Spaß wittert.

Die erste Nummer ist also flott abgesetzt worden. Der Drucker, dem man seine Rechnung bezahlt hat, macht keine Schwierigkeit, eine zweite herzustellen. Allein nun fallen einige der Ursachen weg, welche hauptsächlich beim Verkaufe

der vorigen Nummer gewirkt haben. Die Sammler haben keine Veranlassung, ein zweites Exemplar desselben Blattes in ihre Collection einzulegen; die Neugierigen sind befriedigt und das lateinische Viertel hat schon herausgefunden, daß das neue Journal einfältig ist. Die zweite Nummer verstaubt also muthmaßlich in den Kiosks und bleibt definitiv die letzte ihres Geschlechts. Die Eintags-Redacteure aber sind bereit, bei nächster Gelegenheit von vorne anzufangen und das mühelose Spiel so oft zu wiederholen, als ihnen ein phantastischer Titel durch den Kopf fährt.

Unnöthig zu sagen, daß die Journale dieses Schlags erbärmlich sind. Ihr Inhalt ist dem Kreise der Ideen und Beschäftigungen entnommen, denen sich der Bohème in der Regel bei seinem Herumlungern in den Cafés und Brasserien hingibt. Alberne Anekdoten, wie sie beim „Bock" oder „Bitter" beliebt sind, haarsträubende Wortwitze, zu denen sich die französische Sprache mit einer so beängstigenden Leichtigkeit herleiht, hirnverbrannte Theorien über Kunst, Literatur, Gesellschaft und Nationalöconomie und ergötzlich freimüthige Kritik der Autoritäten auf allen Gebieten füllen in der Regel ihre Spalten, wenn die Herausgeber es nicht vorgezogen haben, sich einfach einem mühelosen und wenig anmuthenden Eiertanze auf dem Gebiete der Schlüpfrigkeit hinzugeben, in welchem Falle sie allerdings auf eine etwas dauerndere Gunst des Publicums rechnen können, sich jedoch einer andern Gefahr aussetzen: der, daß ihnen der Staatsanwalt das Handwerk legt. In revolutionären Momenten treten dann noch zu den Journalen der Blague und

der Zote die politischen Blätter desselben Genres. Nach den „trois glorieuses“ wurde die Ordnung zu rasch wiederhergestellt, als daß viele dieser journalistischen Pilze hätten aufschießen können. Allein nach der Februarrevolution erlebte Paris eine unerhörte Invasion von politischen Bohème-Blättern. Die Schriftsteller, welche die anekdotische Geschichte jener Zeit geschrieben haben, versäumen nicht, eine mehr oder minder vollständige Liste dieser curiosen Literatur für die Nachwelt zusammenzustellen, und ich lasse hier eine Anzahl der niedlichsten Titel folgen, die sich in den langen Verzeichnissen finden:

Der revolutionäre Ankläger, Arbeiterjournal. — Die rothe Mütze, Fahne der Ohnehosen. — Die rothen Kugeln. — Die Carmagnole. — Die sociale Commune. — Die Pulververschwörung, Organ für das Indieluftsprengen. — Der Gleichheitsdemokrat. — Der Blitz. — Die Guillotine. — Das Journal der Jacobiner. — Das Elend. — Die Revolution. — Der Robespierre, Journal der Gesellschaftsreform. — Der Blutdürstige (erschien auf rothem Papier). — Das Revolutionstribunal. — Der alte Schuster. — Der liebenswürdige Vorstädter. — Der Volksapostel. — Der demokratische Harlekin. — Die libertistische Vereinigung oder moralische Einbrigadirung der Gesellschaft. — Der Knebel. — Die Dummheiten der Woche. — Der Blagueur. — Der Buckelige. — Die Lärmkanonen. — Die Mütze des Père-Duchêne. — Der Alpdruck der politischen Wähler. — Die Cholera. — Der republikanische Christus. — Der Zorn eines alten Republikaners gegen alle Welt. — Der Todten-

gräber der Presse. — Diogenes Ohnehose. — Das Echo der Kneipwirthe. — Der republikanische Fächer. — Der republikanische Leuchtthurm. — Der Pariser Straßenjunge. — Das Sandkorn, mikroskopische Rundschau. — Der Unerbittliche. — Das Journal des Teufels. — Die Vipernzunge. — Lucifer. — Die Brille des Père Duchêne. — Die Mutter Michel, Journal der alten Thürhüterinen. — Herr Pipelet. — Die Frauenmeinung. — Der Blitzableiter. — Der kleine rothe Mann. — Der Stammgast der Tribunale. — Pipelet Lustucru. — Kein Henker mehr! — Das Rosentöpfchen. — Der Schwanz von Robespierre. — Die republikanische Hexe. — Spartacus der Volksbefreier. — Der Vulkan, von der Bürgerin Ohnefurcht. — „La vraie Raie publique". (Ein blödes Wortspiel mit „république".) — Der Zephir u. s. w. u. s. w.

Mit dem Anbruch des Kaiserreichs hatte natürlich dieses üppige Wuchern der politischen Zigeunerpresse ein Ende; die Herausgabe eines Blattes, auch des harmlosesten und unbedeutendsten, wurde eine große Angelegenheit und war mit endlosen Umständlichkeiten verbunden; die Bohèmes, die einen verschlagenen Journalistenberuf in sich verspürten, mußten sich also damit zufrieden geben, ihrem literarischen Drang handschriftlich zu genügen. Allein die Commune holte in ihren dreiundsechzig Tagen alle Versäumnisse der neunzehn Jahre des Empire nach und die Zahl der Blätter wurde wieder Legion. Im Café de Madrid allein wurden fünf oder sechs Journale redigirt; jede Brasserie hatte ihr Organ, jeder Concierge war Mitarbeiter einiger Blätter; es war eine

Brockennacht von Tollhäusler-Ideen, welcher der Donner der Versailler Kanonen ein jähes Ende bereitete, wie ein Hahnenschrei unholdem Geisterspuk ein Ende macht.

Von da ab hat die Bohème-Journalistik wieder vollkommen auf die Politik verzichtet und pflegt ausschließlich den Calembour und das obscöne Genre, letzteres besonders seit 1879. Die Jahre 1879 und 1880 haben eine widerwärtige Flut von Schmutzblättern ärgster Sorte sich über die Boulevards ergießen sehen; es war eine förmliche Kothüberschwemmung, als wäre der Inhalt einer überfüllten und vernachläßigten Kloake ausgetreten. Man rief die Polizei an, die auch mit kräftigem Besen und dem sicherwirkenden Desinfektionsmittel schwerer Kerkerstrafen und Geldbußen dreinfuhr. Allein auch die Polizei konnte die sogenannte „pornographische“ Presse nicht ganz ausrotten, nur ihr üppiges Wuchern durch emsiges Jäten einschränken.

Seit dem Jahre 1876 habe ich mindestens fünf Dutzend solcher obscuren Blätter erscheinen sehen, von denen manche es bis zu einer einjährigen Existenz brachten, während die meisten nach zwei oder drei Nummern wieder eingingen. Einige von ihnen waren charakteristisch genug, um zu verdienen, daß man ein Wort über sie sage.

Das „Journal des Abrutis“ (Journal der Verthierten), das im Juli 1876 zu erscheinen begann und wie ich glaube erst im Herbste 1879 einging, wenn es nicht etwa noch besteht, verdankte seinem Titel einen wirklichen Erfolg. Die Idee, welche in dem verrückten Namen des Blattes ausgedrückt war, fand sich im Texte consequent durchgeführt.

Unter dem Titel stand: „Herausgegeben von einer Gesellschaft Gehirnerweichter.“ Rechts und links von dieser Zeile waren folgende Erklärungen zu lesen: „Wer ein von drei Aerzten unterzeichnetes und legalisirtes Zeugniß bringt, das bestätigt, daß er vollkommen verthiert ist, hat Anrecht auf ein ganzjähriges Abonnement.“ „Die zu geistreichen oder zu politischen Artikel werden den andern Blättern übersendet. Einzige Succursalen: in Charenton (wo sich eine bekannte Irrenanstalt befindet) und in der Akademie.“ Der Text hielt nur zu sehr, was diese Legenden versprachen; er war von einer fabelhaften Dummheit; man mußte sich, wenn man ihn las, manchmal verwundert fragen, wie ein Geist beschaffen sein mag, der solches Zeug absichtlich und nach Belieben erfindet. Aber gerade diese Albernheit unterhielt die Pariser und sie kauften jahrelang dieses unwahrscheinliche Blatt, bis sie eines Tages schließlich doch von Ekel erfaßt wurden und es nicht mehr in die Hand nahmen. Zwei oder drei Wochen nach diesem Erwachen des besseren Geschmacks hatte das „Journal des Abrutis“ zu existiren aufgehört.

Ein Concurrent dieses Blattes war zu Beginn seiner kurzen, aber glänzenden Laufbahn „L'Iroquois“ (Der Irokese), der sich sogar den Luxus colorirter Illustrationen gestatten konnte. Der Irokese definirte sich als „wildes Journal“, sein Redakteur zeichnete „die rothe Zeder“, seine Mitarbeiter nannten sich „der stattliche Hengst“, „der heitere Bär“ und was dergleichen parodistische Reminiszenzen an Fenimore Cooper mehr sind und den Titel machten einige zwischen

seine Buchstaben eingeflochtene Gestalten phantastischer Indianerkrieger noch eindrucksvoller. Vom Tone, der in diesem Blatte herrschte, läßt sich kaum eine Andeutung geben; er war ebenso cynisch wie derjenige des „Journal des Abrutis“ einfältig war. Man konnte den „Irokesen“ einen Boccaccio der Gosse nennen. Das lateinische Viertel nahm ihn mit Begeisterung auf. Er soll von zweien oder dreien seiner Nummern über fünftausend Exemplare verkauft haben. Unter Anderem begann er auch eine Novelle zu veröffentlichen, deren Titel „Les amours de Blanche“ (Die Liebesabenteuer Blankas), eine Muthmaßung ihres Inhalts gestattet. Die Polizei nahm an dem zu irokesischen Tone dieser Erzählung Anstoß, confiscirte das Blatt und verfolgte den Herausgeber vor den Gerichten, die ihn zu einer starken Geldbuße verurtheilten. Diese konnte natürlich nicht bezahlt werden und der Irokese mußte in die Jagdgründe des großen Geistes eingehen.

Allein es scheint, daß ein Blatt vom Genre des Irokesen einem vorhandenen Bedürfnisse entspricht und von einem gewissen Theile des Pariser Publicums gewünscht wird, denn kurz nach dem Verschwinden des indianischen Schweinigels erschien ein neues Journal, das sich kurz und keck „Le cocu“ (Der Hahnrei) nannte. Die Polizei war wieder rasch hinterher und entfernte das Blatt gewaltsam aus den Kiosks. Die moralischen Anstrengungen der Behörde nützten aber nicht lange und wenige Tage nach der Unterdrückung des „Cocu“ wurden die Pariser durch eine Publication scandalisirt, die auf grasgrünem Papier gedruckt

und „La cocotte“ betitelt war. Dieses Blatt hatte entschieden den Muth seiner Ueberzeugung, denn es bezeichnete sich als „Journal des grues“, „Organ der Schnepfen.“ Die Titelvignette stellte ein hochgeschürztes Dämlein dar, das auf einem jener, aus einem Stück Papier zusammengefalteten Spielpferdchen, die man in Frankreich „Cocotte“ nennt, wie auf einem Sopha ruht und ein gefülltes Champagnerglas hochhält. Zwischen den einzelnen Artikeln waren kleine Holzschnitte angebracht, die theils Mädchen in Badecostüm, theils kokett beschuhte Füße und Beine, theils Kämpfe zwischen strengen Polizisten und flotten Cancan-Tänzerinen, theils unnennbare Gegenstände des allerintimsten Gebrauchs abbildeten. An der Spitze der ersten Nummer stand folgende „sehr wichtige Anzeige“: „Wir beginnen in unserer nächsten Nummer eine Reihe von Artikeln über die berühmten Buhlerinen des Alterthums. Wir sind überzeugt, daß diese Artikel einen dröhnenden Erfolg erlangen werden.“ Hierauf folgte eine Art Programm unter der Ueberschrift „Die Cocotte“, woraus ich einige Stellen, natürlich in der Ausdrucksweise vielfach gemildert, anführen will:

„Die Cocotte! Organ der Schnepfen!

„Und warum nicht?

„Haben nicht die Velocipedisten, die Canotiers, die Schuster, die Schneider, die Luftschiffer, die Zahnärzte, die Aerzte und Chirurgen ihr Organ?

„Existirt nicht der Figaro?

„Ja? Nun denn, warum sollte nicht ein kleines Wochenblatt die Vertheidigung dieser Unglücklichen übernehmen,

denen man ohne Grund (!) die Verwünschung ins Gesicht speit, dieser Weiber, die das Laster nur durch euch kennen gelernt haben, die ihr hätschelt, so lange sie jung sind, deren Geld ihr vergeudet, ja, deren Geld ihr vergeudet, um sie von euch zu stoßen, wenn sie einige Runzeln bekommen oder wenn ihre Börse auf dem Trockenen ist! Und wir sprechen nicht von den Alphons' der Barrièren, Leuten ohne Erziehung, geboren und genährt vom Laster, sondern von einem Theile der jungen Leute, die das Bois und die Premièren frequentiren und zur goldenen Jugend gehören.

„Aber dieses Blatt wird auch ohne Erbarmen die Courtisanen mit dem steinernen Herzen, die „Marmormädchen" geißeln, die kein Elend rührt, die von ihrem Coupé herab die Armuth zu Fuße mit Koth überspritzen und verunglimpfen.

„Und ihr, junge Thörinen, trunken von euren zwanzig Jahren, die ihr so herzlich lacht in der Sonne eures Frühlings, die ihr nur Rosen auf eurem Wege seht, Abkömmlinge der Schönen von Korinth, Milet und Lesbos, würdige Nachahmerinen der Kreaturen Ludwigs XIV., der Gefallenen Ludwigs XV., der Phrynen des Directoriums, der Loretten Ludwig Philipps, der „Biches", „Cocottes" und „Crevettes" des Kaiserreichs, der „Gommeuses" von gestern, hört den Dichter und folgt seinem Rathe:

„Utendum est aetate: cito pede labitur aetas!

„Das heißt: Benützt das frohe Alter! Es zieht so rasch von dannen!" (Wie man sieht, versagte sich der dunkle

Ehrenmann, der die „Cocotte" redigirte, nicht einmal den Luxus eines lateinischen Citates.)

Der Inhalt der ersten Nummer war vollkommen sachgemäß. Dieselbe brachte eine Abhandlung über „die Kunst des Schminkens", eine andere „über die Schnepfen und die Polizei", „über die Coulissen" u. s. w. Ihr Erfolg beim weiblichen Theil der flottanten Bevölkerung des lateinischen Viertels war ein wunderbarer. Im Bullier wurde ernstlich der Gedanke angeregt, den Herausgebern des Organs eine Ovation darzubringen, und einige gewissenlose Besucher des Etablissements wußten sich zum Gegenstande stürmischer Zärtlichkeiten zu machen, indem sie sich fälschlich für Redacteure der „Cocotte" ausgaben. Allein gerade in dem großen Erfolge lag der Keim raschen Niederganges. Die zweite Nummer konnte die erste nicht nur nicht überbieten, sie mußte sogar hinter ihr zurückbleiben. Sie schien insipid nach dem „starken Tobak", an den die erste Nummer gewöhnt hatte. Man fand sie farblos und langweilig und die nächste Nummer hatte keine Käufer mehr. Zu einer vierten brachte es dieses Blatt nicht, das so hoffnungsvoll begonnen hatte.

Die Idee des farbigen Papiers allein überlebte es. Das nächste Journal, das von Bohèmes herausgegeben wurde, hieß „Le journal jaune" (Das gelbe Blatt), war auf schwefelgelbem Papier gedruckt und von einer anstößigen Albernheit. Es erlebte keine zweite Nummer. Origineller war „L'autre monde" (Die andere Welt), „Organ der Dahingeschiedenen", das mit weißer Farbe auf schwarzem Papiere gedruckt, „aus dem Schattenreiche" datirt war und Charon

zum Chefredacteur hatte. Sein Inhalt bestand aus Zwiegesprächen Verstorbener und Correspondenzen aus dem Elysium und verrieth nicht das geringste Talent. Die fremdartige Ausstättung blieb das einzige Bemerkenswerthe an diesem Blatte. Die zweite Nummer hatte ziegelrothen Druck auf olivengrünem Papiere, die dritte war schwefelgelb auf schwarzblau, die vierte wieder weiß auf schwarz. Das Publicum, welches von Anfang an gesehen hatte, daß der Text von exemplarischer Einfältigkeit sei, merkte, daß die Redaction ihre Farbencombinationen erschöpft habe und den Cyclus von Neuem beginne, und es ignorirte die ferneren Nummern. „Die andere Welt" lebte im Ganzen vier Wochen.

Neben diesen Blättern erschien sporadisch ein kleiner Octavbogen, „Le père Duchêne" betitelt; er war wie sein berüchtigtes Vorbild aus den Revolutionstagen mit einer Vignette geschmückt, die einen Todtenschädel und zwei gekreuzte Todtenbeine darstellte, und nannte sich „Organ der ehrlichen Leute". Der „Père Duchêne" suchte den Ton des Blattes nachzuahmen, dessen Namen es usurpirte; alle seine Artikel waren „Der große Zorn des Père Duchêne" überschrieben und mit rohen Flüchen und Assommoir-Ausdrücken durchflochten. Allein über welche nichtigen Gegenstände verbreitete sich „der große Zorn" dieses falschen „Père Duchêne"! Eine mir vorliegende Nummer handelt „vom großen Zorn des Père Duchêne über die Jean F . . .'s, die aufs Land gehen, um sich zu verdummen, statt ruhig in Paris zu bleiben und ihr Schöpplein mit ihren guten Hundsf . . von Gevattern zu saufen." An solche Reminiszenzen anzuknüpfen,

um über die sommerlichen Landpartien der Pariser zu schreiben, das ist gerade, als ob man sich bis an die Zähne mit Messern, Pistolen und Gewehren bewaffnen würde, um Fliegen zu jagen. Der „Père Duchêne" scheint übrigens Liebhaber zu finden, denn nachdem er eine Weile unsichtbar gewesen ist, sehe ich ihn immer wieder in den Kiosks auftauchen.

Das älteste und verbreitetste Erzeugniß dieser Untergrund-Literatur ist die „Lanterne de Boquillon", die schon seit sieben Jahren besteht. Die „Laterne" ist ein wöchentlich erscheinendes Heftchen in Klein-Octav, in Cursivschrift lithographirt und illustrirt mit Randzeichnungen im Kunststile der Krieger, welche Schulkinder in ihre Schreibhefte zu malen pflegen. Die Stärke dieses Blättchens besteht darin, daß es unorthographisch geschrieben ist. Sein Witz reducirt sich darauf, daß es „aquecident" für „accident" und „les omme" statt „les hommes" schreibt. Dieses Maß von Witz genügt aber vollkommen den Ansprüchen einer großen Anzahl von Böotiern, die sich allwöchentlich an dem Attizismus Boquillon's ergötzen. Solcher Erfolg zeugt natürlich Neid und Nachahmungslust. Es hat sich denn auch ein trister Cumpan gefunden, der Boquillon imitirt. Das macht träumen, nicht wahr? Es ist gerade, als ob Jemand blecherne Eßlöffel oder unschlittene Butter ich weiß nicht aus welchem noch schlechtern Stoffe fälschen wollte. Die „Laterne von Piton", die Nachahmung der Laterne von Boquillon, bringt es zu Wege, noch bemitleidenswerther zu sein als das Ori-

ginal. Ihre Schrift ist unleserlicher, ihre Illustrationen sind ungeschickter, ihre Orthographie macht noch entschiedenere Purzelbäume. Und nun erst ihr Inhalt! Doch von diesem will ich nicht sprechen. Man muß aber diese Productionen vollkommen unfähiger Bohèmes gesehen haben, um zu begreifen, bis zu welcher bodenlosen Tiefe öder, brutaler Vulgarität die vornehme und feine Sprache Bossuets, Voltaire's und Victor Hugo's hinabzusinken vermag. Immerhin sind aber selbst die echte und die nachgeahmte „Lanterne de Boquillon“ noch hochanständige Blätter im Vergleich zur spezifisch pornographischen Bohème-Journalistik, welche die Traditionen des „Cocu“, des „Iroquois“ und der „Cocotte“ fortsetzen. Die Blätter, welche seit 1879 so dicht wie Schmeißfliegenschwärme in der Nähe eines Aases erschienen, nahmen gewöhnlich den Namen irgend eines besonders schlüpfrigen Schriftstellers zum Titel. „Piron“ nannte sich das eine, „Casanova“ das andere, „Faublas“ das dritte. Es gab ein solches Blatt, welches seine Zoten mit Bildern verdeutlichte, deren jedes einzelne etliche Dragonerkasernen zum Einsturz bringen konnte, und ein anderes brachte es sogar zur Entwickelung einer täglich erscheinenden großen Zeitung, die statt des Leitartikels eine cynische Bordellgeschichte, statt der Tagesneuigkeiten Sauglockengeläute, statt der Telegramme priapische Witze enthält. Es war eine förmliche Epidemie der Unzucht und des widerwärtigsten, raffinirtesten Lasters. Die Reputation des französischen Geistes wäre über diesen Orgien verkommener Bohèmes

fast in die Brüche gegangen. Zum Glück scheint die Krankheit in der Abnahme begriffen, die pornographischen Blätter werden seltener und die Journalistik der Bohème nimmt wieder jenen Charakter harmloser Dummheit an, der sie in normalen Zeiten auszuzeichnen pflegte.

Das Weib und seine Stellung in Paris.

Die französische Kunst und die französische Literatur, das französische Theater und die französische Philosophie, sie sind Alle gewiß hochinteressant und eingehendster Betrachtung werth; aber das allermerkwürdigste, allerinteressanteste Produkt der französischen Nationalcultur bleibt doch — die Pariserin. Die Gartenkünstler der Rococozeit haben sich darin gefallen, aus Bäumen Wände, Statuen und Architekturformen herauszuzüchten; allein sie haben damit das von der Natur gelieferte Material noch lange nicht so vollkommen seinen eigentlichen Wachsthumszielen entfremdet, als das Pariser Leben das Weib von seinen natürlichen Entwickelungsidealen entfernt. Victor Hugo erzählt in seinem „Homme qui rit“ von den Comprachicos, die gesunde kleine Kinder kaufen oder stehlen und sie so lange in Formen pressen, bis sie aus ihnen monströse Menschenkarikaturen gemacht, man dürfte fast sagen gegossen haben. Paris ist ausschließlich von solchen Comprachicos bewohnt, die sich noch dazu nicht einmal damit begnügen, den Körper der Kleinen umzuwandeln, sondern auch deren Geist ihren grausamen Künsten

unterwerfen. Das Resultat dieser Thätigkeit ist eben die Pariserin. Nichts an ihr ist natürlich, nicht ihr Körper und nicht ihr Geist, nicht ihr Blick und nicht ihre Sprache, nicht ihr Gang und nicht ihre Anschauungsweise, nichts an ihr ist, wie es von der Natur beabsichtigt und angelegt worden ist, überall hat man nachgeknetet, ciselirt, gepreßt oder gezerrt, überall ist gemeißelt, polirt, abgedreht, zugefügt worden, bis die Gestalt dem künstlichen Ideal nahegekommen ist, welches die Pariser Cultur vom Weibe geschaffen hat.

Die Pariserin wird so zu sagen unmittelbar nach ihrer Geburt in einen Schnürleib gesteckt, den sie krank oder gesund, schlafend oder wachend nicht mehr ablegt. Sowie sie auf eigenen Füßen gehen lernt, werden ihr Stiefelchen mit Stelzabsätzen angeschnallt, die sie zwingen, auf den Zehen zu trippeln und sich halb hüpfend, halb hinkend vorwärts zu bewegen. Wenn sie das schulpflichtige Alter erreicht hat, werden ihr Augenbrauen angemalt und die Wangen mit Reispulver bemehlt. Das Rothfärben der Lippen und Ohren stellt ein späteres Entwickelungsstadium dar und erfolgt schon aus eigenem Antrieb, ohne zärtliche Intervention der Mutter. Ihre erste Nahrung war im allergünstigsten Falle die Milch einer fremden Lohnamme, wahrscheinlicher der Inhalt der Saugflasche, fast nie das ernährende Naß, das aus dem Busen der Mutter quillt. Später ist sie zur Bonbonsschachtel und zum Backwerk, zum Liqueur und zum süßen Dessertweine gelangt und von ihrem zehnten oder zwölften Jahre an nährt sie sich vielleicht mehr von Eisen

und Chinawein, Kalkphosphat und Leberthranöl als von Fleisch und Brod. Ihr erster Unterricht hatte die Toilette zum Gegenstande und schon zu vier Jahren war sie mit allen Details des Boudoirs vertraut, das für den Mann ewig ein Museum von tausend bizarren Geräthen, von Schachteln und Flaschen und Töpfen aus Silber und Schildpatt, aus Glas und Porzellan bleibt, deren Zweck ebenso geheimnißvoll wie ihre Form unverstanden und fremdartig ist, Zu sechs Jahren sind ihr alle Mysterien der weiblichen Verjüngungsproceduren ein offenes Buch, in dem sie geläufig liest, und zu zehn weiß sie die complicirteste Toilette bis auf zehn Sous abzuschätzen und kennt alle Bestimmungen des schwierigen Codex, der das Verhältniß der verschiedenen Edelsteine zu den verschiedenen Robenformen regelt.

Die absolute Naivetät, das heißt jenes Entwickelungsstadium, das ich die moralische Geschlechtslosigkeit nennen möchte und in der das kleine Mädchen ganz dieselbe Ideenwelt und Anschauungsweise hat wie der Knabe, ist bei der Pariserin nie zu beobachten. Sowie ihr Bewußtsein leise aufzudämmern beginnt, hört sie auf, ein geschlechtlich undifferenziirtes Kind zu sein, und wird ein kleines Weib, das ganz bestimmt seine Sonderstellung und den Antagonismus zum andern Geschlechte empfindet. Sie tyrannisirt den Bruder und läßt selbst den Papa mitunter ihre Ueberlegenheit fühlen. Gegen männliche Besucher ist sie von einer putzig würdevollen Zurückhaltung und die kleinen Knaben, die manchmal zu ihr spielen kommen, behandelt sie mit

einer hochmüthigen Herablassung, die jede Intimität ausschließt. Die frühesten Ueberzeugungen, die ihr Mutter und Großmutter, Gouvernante und Stubenmädchen beibringen, sind, daß dem Weibe die Welt gehört, daß der Mann dazu bestimmt ist, ihm als willenloser Sklave zu dienen, daß die Pariserin die herrlichste Blüthe ihres Geschlechtes und sie selbst die vollkommenste, reizendste und anmuthigste aller Pariserinen ist. Diese Grundanschauungen bilden das Fundament, auf welchem sich ihre fernere Erziehung aufbaut.

Zu zehn oder zwölf Jahren wird sie ebenso wie der Pariser Knabe in eine Pension gethan und dem Einflusse der Mutter entzogen. Einer der geistreichsten Schriftsteller Frankreichs, Taine, hat in einigen charmanten Seiten geschildert, was die Pension aus dem jungen Mädchen macht. Nonnen, die selbst von der tiefsten Unwissenheit sind, leiten den gesammten Unterricht, der jeder Tiefe und jedes praktischen Werthes entbehrt. Das Wissen, das die Pariserin erwirbt, ist im höchsten Grade hohl und äußerlich. Sie lernt die Fabeln Lafontaines und große Stücke aus den Reden Bossuet's auswendig, treibt jahrelang Grammatik, Orthographie und Rhetorik, hat täglich Stilaufgaben zu machen und pathetische Briefe zu schreiben, bekommt jedoch nur höchst unzureichende Begriffe von Geschichte und Geographie und gar keine von Arithmetik und Naturwissenschaften. Fremde Sprachen werden in den vornehmsten Pensionaten der Form nach wol gelehrt, aber mit solchem Erfolge, daß eine Pariserin, die ein englisches oder deutsches

Buch zu lesen versteht oder gar in diesen Sprachen eine leidliche Conversation führen kann, zu den größten Seltenheiten gehört. Zeichnen und Musik bilden ebenfalls Bestandtheile des Erziehungsprogrammes, allein auch in diesen Künsten begnügt man sich mit der flachsten Aeußerlichkeit, so daß es beispielsweise kaum einen Pariser Salon gibt, wo man andere als die leichteste moderne Musik, etwa Metra'sche Tanzstücke oder Lecocq'sche Operettenarien, zu hören bekäme. Dagegen wenden die guten Schwestern, welche die Pensionate leiten, der religiösen Erziehung ihrer Schutzbefohlenen die größte Sorgfalt zu. Andachtsübungen, strenges Katechismusochsen, häufige Messen und fast ebenso häufiges Beichten wirken zusammen, um den Geist des jungen Mädchens mit der abergläubischesten, finstersten Bigotterie zu füllen, deren Herrschaft um so mächtiger ist, als ihr weder ein aufgeklärter Umgang noch aufklärendes Wissen entgegenarbeiten.

Zu achtzehn Jahren verläßt das junge Mädchen die Pension und die frommen Schwestern, stolz auf ihr Werk und zufrieden mit sich selbst, übergeben es der dankbaren Familie. In diesem Augenblicke ist die Pariserin das merkwürdigste Object, das die Beobachtung sich wählen kann. Selten schön, gewöhnlich nicht einmal hübsch, hat sie immer sehr viel Haltung und große Eleganz der Formen. Unwissend bis zur Anstößigkeit, hat ihr doch die bloße Gewohnheit des Lebens in Paris eine außerordentlich große Menge von Thatsachen nahe gebracht, die man hier mühelos auf Straßenwanderungen, in Museen und öffentlichen Gärten

kennen lernt, während man sie anderwärts nur durch Studium und Lectüre erfahren kann. Sie ist von einer krankhaften Eitelkeit und einer unbezähmbaren Herrschsucht, die sich selbst der mütterlichen Autorität nur widerstrebend und mit Reserve unterwirft. Bleichsüchtig, blutarm, von delikater Gesundheit, ist sie stets einem wunderlichen Wechsel von Stimmungen unterworfen und schwankt von einer Minute zur andern zwischen gegensätzlichen Impulsen umher. Ihre Launen sind unberechenbar und sie ist gewöhnt, sich von allen widerstandslos fortreißen zu lassen. Unter einer trügerischen Oberfläche von kühler Selbstbeherrschung und ruhiger, leicht ironischer Nüchternheit verbirgt der Charakter der Pariserin einen Vulkan lodernder Capricen, die bei der unvermuthetsten Gelegenheit hervorbrechen. Da sie gewöhnt ist, mit offenem Auge über die Boulevards und durch das Bois de Boulogne zu wandern und im Theater und Concertsaale das Publicum sorgsam zu mustern, so wird sie früh auf die schlüpfrigen Seiten des Pariser Lebens aufmerksam und die eigenen Beobachtungen sowie die Lektüre der modernen Romane erwecken in ihr eine ganze Welt korrupter Instinkte, die oft das ganze Leben hindurch rudimentär bleiben, manchmal aber auch nur einer einzigen günstigen Situation bedürfen, um sich zu fressenden Begierden und verderblichen Leidenschaften zu entwickeln.

Dieses junge Geschöpf, ganz aus Nerven bestehend, gewöhnt an den Donner und die steten Aufregungen der Weltstadt, blasirt für die großen Eindrücke und krankhaft empfindlich für die kleinsten, mittelalterlich abergläubisch in

religiösen und modernst skeptisch in weltlichen Dingen, nüchtern, verständig und ohne Illusionen im Umgang mit den Menschen und zugleich voll unausgesprochener Sehnsucht und vager Wünsche, Alles ahnend, Alles erwartend, Nichts kennend, Eva, zu der die Schlange gesprochen, die aber vom Apfel noch nicht gekostet hat, wird nun von der Mutter an einen Mann verheiratet, den das Mädchen in der Regel nur wenige Wochen vor der Hochzeit kennen gelernt hat und den es nur selten liebt. Die Pariserin tritt in die Ehe ohne eine Ahnung von Wirthschaft und Hauswesen, aber mit der Gabe ausgezeichneter Repräsentation und dem festen Entschlusse, in ihrem Salon wie in ihrem Schlafzimmer eine unbeschränkte Herrschaft auszuüben.

Diese Herrschaft wird ihr gewöhnlich nicht einen Augenblick streitig gemacht. Der Mann acceptirt seine untergeordnete Situation als selbstverständlich. In der kleinbürgerlichen Welt sitzt die Frau im Comptoir, führt das Buch, bedient die Kunden, kauft und verkauft, dirigirt die Geschäfte, macht Pläne, ersinnt Combinationen und erwartet vom Manne nichts anderes als die gehorsame Ausführung ihrer Anordnungen. Man kann nicht sagen, daß sie die Mitarbeiterin ihres Gatten sei; sie ist mehr als das; der Gatte ist ihr erster Commis und sie ist sehr zufrieden, wenn er ihr nur ein genug intelligenter Commis ist. Das französische Gesetz trägt diesem Verhältnisse Rechnung; die Frau hat hier Anspruch auf die volle Hälfte des Vermögens ihres Mannes, wenn der Ehevertrag ihr nicht etwa einen größern Antheil sichert; denn die stillschweigende Voraus-

setzung des Kodifikators war, daß die Frau bei der Erwerbung dieses Vermögens mindestens ebenso thätig ist wie der Mann. Mutterfreuden haben für sie keine besondere Anziehung und sie würde sich schämen, von einer großen Anzahl Kinder umgeben zu sein. Wenn ich hier für meine ärztlichen Fachgenossen schriebe, so könnte ich gewisse Punkte eingehender behandeln; da dieses Buch jedoch für das Laienpublikum bestimmt ist, so muß ich mich auf die allgemeine Andeutung beschränken, daß es einen Sieg des Willens der Frau über den Willen des Mannes bedeutet, wenn Pariser Ehen selten mit mehr als zwei Kindern gesegnet sind. Die Autorität, welche den Gatten beherrscht, erstreckt sich auch auf die Kinder, besonders auf die männlichen. Diese stehen in einem eigenthümlich förmlichen Verhältnisse zum Vater, haben jedoch die größte Anhänglichkeit für die Mutter, die ihnen nicht blos Renten erwirbt, sondern auch die Carrièren für sie wählt, sie verheiratet und ihnen, so viel an ihr liegt, alle Wege des Lebens ebnet.

In den vornehmen Kreisen hat die Frau natürlich mit der geänderten Lebensaufgabe eine geänderte Stellung. Ihr Gatte läßt ihr die größte Freiheit und Unabhängigkeit und unter dem Einflusse dieser gefährlichen Selbstständigkeit, in der schwülen Atmosphäre eines üppigen Müßigganges und übermäßigen Luxus entfalten sich alle ihre Begehrlichkeiten, denen nur die Rücksicht auf die gesellschaftliche Convenienz eine Schranke setzt. Fast jede vornehme Pariserin hat etwas vom Charakter der Semiramis oder ihrer Nachahmerin Katharina II. an sich. Das einzige Laster, das sie fürchtet,

ist der Skandal, die einzige Tugend, die sie achtet, die Befriedigung all ihrer Launen. Sie weiß, daß sie die Herrin der Welt ist, aber sie benützt ihren großen Einfluß nur zu kleinen Intriguen. Sie verachtet die Männer, die ihr zu Füßen liegen, und beugt ihr Haupt nur vor einem Manne: dem Beichtvater. Ihre Jugend füllt die Galanterie aus und sie sucht diese Jugend so viel als möglich zu verlängern.

Die vornehme Pariserin will sich nicht entschließen, alt zu werden. Es gibt hier keine eingestandene Matrone, die mit heiterer Würde ihr graues Haar trägt. Börne schließt seinen 28. Pariser Brief mit folgenden Worten: „Auch erinnere ich mich, nie auf deutschen Bällen so viele alte, häßliche, ja mißgestaltete Weiber gesehen zu haben, die sich so unverschämt jung und schön gekleidet hätten, als ich hier sah". Die Pariserin gesteht sich nie ein, daß sie „passée" sei, und man kann es ihr fast nicht begreiflich machen. Der Taufschein sagt ihr nichts, denn sie ignorirt ihn einfach. Der Spiegel könnte ihr wol die Wahrheit sagen, aber sie gibt sich große und erfolgreiche Mühe, diesen unbequemen Zeugen zu betrügen. Wozu hätte man das Eau des Fées und das Eau des Perles? Die Pâte Pompadour und das Poudre d' Iris? Gefärbt und gefirnißt tritt sie vor ihren Spiegel und hat die Genugthuung, zu sehen, daß er ihr entgegenlächelt und mit dem Spiegel im „Schneewittchen" sagt: „Du bist die Schönste im ganzen Land". Die erwachsene Tochter, die ihr eine Mahnung sein könnte, steckt in der Pension und wird ohne Uebergang aus der Pension in die Ehe geschoben. Selbst daß ihr die Männer, die jahrelang

um sie geflattert und als demüthige Sklaven ihre Capricen ertragen haben, nicht mehr oder nur noch in kaltgemessener Erfüllung einer Höflichkeitspflicht den Hof machen, öffnet ihr noch immer nicht die Augen. Erst wenn ihr ganz junge Leute, die sie in dieser kritischen Periode ihres Lebens mit Vorliebe um sich sieht, erst wenn ihr selbst Collegiens, denen sie im verschwiegenen Alcoven mit den Fingern durch die Haare fährt, nur mehr respectvoll die Hand küssen und auch durch die schmachtendsten Blicke, durch die kunstvollste Unordnung der Toilette, durch die sprechendsten Seufzer nicht bestimmt werden können, die ihr schuldige Achtung einen Augenblick lang zu vergessen, erst dann gelangt die vornehme Pariserin zur Ueberzeugung, daß es mit den galanten Spielen ein Ende habe, und sie nimmt zögernd und widerstrebend ihren Abschied aus dem Regimente Amors, um in den Dienst der politischen Intrigue überzutreten.

Ernstes Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, aufrichtiger Patriotismus haben mit dieser neuen Geistesrichtung gar nichts zu thun. Selbst die leidenschaftlichste Politikerin hat für die bedeutenden und wesentlichen Seiten der politischen Fragen nicht das geringste Verständniß. Ihr Politisiren ist ebenso frivol, wie es ihre Galanterie war. Es handelt sich ihr nur um eine neue Sorte von Aufregungen, um ein neues Mittel der Befriedigung ihrer Eitelkeit, um die Fortsetzung ihrer Herrschaft und ihres Einflusses, um die Erhaltung des dienenden Männerkreises, den sie bisher um sich gehabt und mit dem sie sorglos und ohne Rücksicht gespielt hat wie eine übermüthige Katze mit einem Knäuel

Wolle. Was sie nun diesen Ergebenen zu bieten hat, das ist — Protektion. Wer das Leben und die Organisation der französischen Gesellschaft kennt, der weiß, welche bedeutende Rolle weibliche Protektion in derselben spielt. Der Beamte, der Arzt, der Advokat, der Ingenieur macht seinen Weg durch Fraueneinfluß. Professoren und Officiere, Diplomaten und Minister schulden ihre Grade den Bemühungen wolwollender Gönnerinen und man muß nur im Kreise seiner Bekannten Umschau halten, um da einen Akademiker zu finden, der seinen Fauteuil, dort einen Präfekten, der seinen Posten und sein rothes Bändchen einer wolangebrachten Empfehlung einer oder mehrerer Freundinen zu verdanken hat.

Die Pariserin kennt kein Hinderniß, wenn es sich ihr darum handelt, einem Freunde, den sie protegirt, irgend einen angestrebten Vortheil zuzuwenden. Morgens dringt sie ins Arbeitszimmer des Ministers, Mittags macht sie ihrer Freundin, der Frau des Sektionschefs, den Hof, Abends hat sie den Bischof bei sich zu Tische und gegen Mitternacht nimmt sie im Salon den alten Senator in die Ecke und redet ihm stählerne Keile in die Seele. Von Jugend auf gewöhnt, die Frau überall die erste Rolle spielen zu sehen, ist der Franzose dieser Art von Beeinflussung sehr zugänglich und es kommt kaum vor, daß er einer Bekannten eine Bitte abschlägt, umsoweniger, als er sehr wol weiß, wie eine Hand die andere wäscht, und als er vollkommen bereit ist, die Protektion vorkommenden Falls ebenso unskrupulös für sich in Anspruch zu nehmen, als er sich vor ihr beugt.

Während die Pariserin der Mittelklasse die gesellschaftliche Stabilität, den bürgerlichen Fleiß und einen großen Theil der nationalen Arbeit repräsentirt, vertritt die Pariserin der oberen Zehntausend die sittliche Zersetzung und den socialen Verfall und das mit denselben Eigenschaften, welche im andern Falle zu den rühmenswerthen Resultaten führen. Die natürliche Lebhaftigkeit des Geistes und nervöse Energie, welche dort den kommerciellen und industriellen Kombinationen zu Gute kommt, dient hier zur Ersinnung neuer Moden, zur Erfindung extravaganter Bedürfnisse und noch extravaganterer Befriedigung derselben; die absolute Herrschaft über den Mann berührt dort nur kleine Interessen, die noch dazu in den meisten Fällen sowol für den Gatten wie für die Gattin identisch sind, während sie hier den großen Interessen der Nation eine fatale Richtung geben. Der Einfluß der großen Damen auf die Geschicke Frankreichs war immer verhängnißvoll, ob er nun illegitim von den Maitressen Ludwigs XV. oder legitim von Marie Antoinette geübt wurde. Die neueste Zeit weist hiefür dieselben Beispiele auf wie das vorige Jahrhundert. Frankreich erlitt Sedan, weil die Kaiserin Eugenie „ihren kleinen Krieg“ haben wollte, und die letzte französische Krise von 1877 war hauptsächlich das Werk der frommen Herzogin von Magenta und ihrer vornehmen Freundinen.

Die französische Gesellschaft gewinnt nichts von dem großen und souveränen Platze, den die Frau in ihr einnimmt; abgesehen davon, daß der Einfluß der Frau den Einfluß des Priesters verewigt und jede freisinnige Reform

erschwert, wenn nicht verhindert, gibt die Erkenntniß, daß man den Beifall des Weibes erlangen müsse, um zu Erfolgen zu gelangen, der Thätigkeit des Mannes eine entnervende Tendenz von Galanterie, die wahrhaft großen, wahrhaft markigen, wahrhaft männlichen Werken nicht günstig ist. Die Ideale einer Gesellschaft, die vom Weibe beherrscht wird, erleiden nothwendigerweise eine Verkleinerung und Erniedrigung. Die Abdikation des Mannes führt schließlich zur völligen Zersetzung der Gesellschaft. In einem übrigens unnöthig mystischen und sehr schwülstigen Buche, das vor einiger Zeit erschienen ist, „La femme et la fin du monde“, tritt ein anonymer Verfasser dafür ein, daß das französische Weib sich wieder in seinen natürlichen Wirkungskreis zurückziehe, wieder Gattin und Mutter werde. Das ist der Wunsch vieler der besten und aufgeklärtesten Franzosen und während in andern Ländern die Emancipation des Weibes ein Traum der socialen Reformatoren ist, sehnen hier die Einsichtigsten eine Emancipation des Mannes herbei.

Die Frömmigkeits-Mode.

Als ich vor Jahr und Tag zum ersten Male nach Paris kam, da hatte ich das Gefühl, in einer gothischen Kirche zu wandeln, die durch alterthümliche Glasmalereien in den Fenstern tief verdunkelt wird. Ich roch nichts als Weihrauch und hörte nichts als Litaneien. Die Nation, so schien es, war über Nacht fromm geworden und that Buße für vergangene Leichtfertigkeiten. Voltaire wurde zum Fenster hinausgeworfen und Thomas a Kempis an seine Stelle gesetzt. Der „Figaro" machte dem „Univers" Concurrenz und Herr v. Villemessant überfrömmelte den alten heulenden Weihwasserschlürfer Veuillot. Das Blatt der Cocotten constituirte sich gleichzeitig als Organ der Bischöfe, die Theaterrubrik trat demüthig hinter Kirchennachrichten und Meßanzeigen zurück und die Augen, die bis dahin blos faunisch-lüstern zu blinzeln verstanden, überraschten durch virtuose Verdrehung und ausdauerndes Himmelan-Starren. Wenn Leute von Welt sich Sonntags begegneten, so fragten sie einander, in welcher Kirche sie die Messe gehört, und nahm man eine Wohnung auf, so versäumte der Hausherr

nicht, mit salbungsvoller Stimme unter den verschiedenen Vorzügen des Appartements auch den herauszustreichen, daß eine Kirche ganz nahe sei. Das war die Zeit der Wundergeschichten und Wallfahrten. Alle Landstraßen waren von unendlichen Pilgerzügen bedeckt, die irgend einem zu plötzlichem Rufe emporgeblühten Heiligthume zustrebten. Die Eisenbahnen führten eine neue Art von Trains, die „Wallfahrt-Trains“ ein. Der Telegraph verzeichnete die Bewegungen und Fortschritte der andächtigen Schaaren und theilte dem Publicum Auszüge aus Predigten mit. In Schäfern und Gänsemädchen entwickelte sich eine bis dahin ganz unbekannt gewesene Fähigkeit, die heilige Jungfrau auf Bäumen, in Storchnestern, auf Hausdächern, in Steinlöchern und an sonstigen Orten zu erblicken, die von alleinstehenden Damen gewöhnlich nicht frequentirt werden. Der Luxus von Verzückungen und überirdischen Visionen verbreitete sich bis in die bescheidensten Bauernhütten, in denen man sonst viel zu viel Klöße verzehrte, um der Hysterie zugänglich zu sein. Unternehmende Bischöfe beeilten sich, jede transscendentale Erscheinung als ein authentisches Wunder zu bestätigen, und manche von ihnen erwarben durch Uebung und Fleiß eine solche Sachkenntniß, daß sie aus den leichtesten Andeutungen und unzusammenhängendsten Fabeln schalkhafter Schulkinder ganz genau die Anwesenheit und kaprizíösesten Wanderungen der heiligen Jungfrau zu constatiren vermochten. Der Clerus verwandelte sich in ein förmliches Gendarmeriecorps, das nichts that, als den Kreuz- und Querzügen der Himmelskönigin durch das Land nachspüren. Die

französische Pharmakopöe bereicherte sich um neue Mittel; das Wasser von Lourdes und die Luft von Paray le Monial wurden als specifische Heilmittel gegen alle Krankheiten anerkannt und die altmodischen Heilgebräue der lateinischen Küche drohten außer Gebrauch zu kommen. Die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans wurde als Landesangelegenheit betrieben und officiellerseits bahnte man diplomatische Unterhandlungen mit dem Himmel an, um ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und dem sacré coeur, dem geheiligten Herzen Jesu, herbeizuführen.

Die Freunde des Fortschrittes, die Bewunderer des französischen Nationalgenies verzogen das Angesicht zu schwer betrübter Miene und seufzten gramvoll über den tiefen Geistesverfall des Vaterlandes der Aufklärung. Ich aber betrachtete den ganzen Frömmigkeits-Veitstanz nur als einen Mummenschanz; ich konnte mich nicht entschließen, ihn ernst zu nehmen; denn der auffallenden Widersprüche und unerklärlichen Halbheiten gab es zu viele. Die Kirchen waren wol voll; aber waren darum die Zotentheater der Boulevards und des Palais Royal leer? Die Herren nahmen wol die rührende Gewohnheit an, vor jedem Abbé auf der Straße ehrerbietig den Hut zu ziehen; aber stiefelten sie darum minder eifrig hinter den gemalten Trottoirfegerinen einher? Die Damen trugen reizende kleine Bibeln an einem Stahlgürtel und große Kreuze um den Hals; aber wurden der Ehescheidungsprocesse und illegitimen Geburten weniger? Die Gebetbücher erlebten neue Auflagen und klerikale Verlagsbuchhandlungen, die seit Jahrzehnten hinsiechten, machten

jetzt ihre Eigenthümer zu Millionären; wurden aber die Romane von Adolphe Belot darum weniger massenhaft gekauft, weniger eifrig gelesen? Kein Beobachter, der Augen für den Gesammtcomplex der Erscheinungen hat, konnte daran zweifeln, daß die plötzliche Frömmigkeit eine Mode war, die allerdings die oberen Schichten der Nation einen Moment lang zur Sclavin machte, jedoch alsbald vorübergehen mußte. Die Frage konnte nur sein, wie lange sie wol herrschen werde. Ich gestehe, daß ich ihr eine längere Dauer zutraute. Die Krinoline hatte sechs Jahre lang grassirt, der Chignon hat sein erstes Decennialfest feiern können, so dachte ich, daß die religiöse Schwärmerei in Frankreich mindestens fünf Saisons lang vorhalten werde.

Ich hatte mich getäuscht; der gallische Geist war seiner jüngsten Caprice rascher überdrüssig geworden, als ich angenommen hatte, und nachdem der Ultramontanismus in einer letzten Eruption während des Sommers 1877 ganz Frankreich mit seiner grauen Asche bedeckt hatte, scheint seine Kraft erschöpft zu sein und heute ist von ihm nicht mehr die Rede. Wolverstanden: in jenen Kreisen, in denen man dem Wechsel der Mode augenblicklich und aufmerksam folgt. Denn es gibt immer Individuen und Gruppen, die eine Strecke weit hinter der Mode zurückbleiben und sich ihrem Wechsel nur allmälig anbequemen. Man sieht noch heute drollige Damen aus der Provinz, die in breiten Krinolinen einhergehen oder vielmehr einherrollen und erst in zehn Jahren beim Kürașmieder angelangt sein werden, wenn sie darüber nicht sterben. Von diesen Nachzüglern spreche ich natürlich nicht; ich habe

blos den Hauptkörper des Heeres im Auge. Dieser Haupt=körper aber hat die Processionsbanner mit Heiligenbildern in die Luft geworfen und die Pilgermuschel sich vom Hute gerissen. Die Kirche hat ihre Popularität verloren und der Skating Rink hat sie gewonnen. Man wandert wieder nach Trouville und nicht nach Lourdes, man liest wieder die sündige, aber amüsante „Vie parisienne“ und nicht das erbauliche, aber leider etwas langweilige Pariser Diöcesanblatt und Herr Veuillot sieht mit Schmerz, daß die Fluth der Auflage seines Blattes, die ihre Ufer verlassen und sich über das ganze Land verbreitet hatte, wieder in ihr altes Bett zurückgekehrt sei und dünn zwischen Pfarrhöfen und Epis=kopalpalästen hinschleiche. Frankreich hat wieder die Mönchs=kutte und Kapuzinermaske von sich geworfen, in welche es sich unmittelbar nach dem Kriege gehüllt hatte, und zeigt von Neuem das schalkhafte Angesicht mit dem übermüthigen Lächeln, das der belle France natürlich ist. 1877 wurde in Paris eine neue Markthalle eröffnet und der Maire des Arrondissements glaubte sich verpflichtet, das zu den welt=lichen Zwecken des Gemüsehandels bestimmte Gebäude durch den Clerus einweihen zu lassen. An der Stelle, wo vier=undzwanzig Stunden später fette Hammelkeulen und heurige Kartoffeln appetitlich ausgelegt wurden, ward eine Capelle aus Brettern und Laubgewinden improvisirt und der Pfarrer des Sprengels las mit zahlreicher Assistenz eine Messe. Ganz Paris fand dies höchst komisch und im betreffenden Quartier wurde bald darauf ein tolles Chanson gesungen, worin dem Maire der Rath ertheilt wurde, doch lieber seinem

Rothwein recht viel Weihwasser zuzusetzen, eine boshafte Anspielung auf eine vielverbreitete Anschauung, die dem frommen Würdenträger etwas unmäßige Gewohnheiten zuschrieb. In Lourdes finden alljährlich große Feste zu Ehren der heiligen Jungfrau statt. Diese Feste beginnen am 2. und währen bis zum 7. Juli. Von 1871 bis 1876 pilgerten aus diesem Anlasse mindestens hunderttausend Wallfahrer nach der Wundergrotte und das ganze Land hallte eine Woche lang von den Klängen der ultramontanen Marseillaise, des wolbekannten: „Sauvez, sauvez la France — Au nom du sacré coeur!“ wider. In den letzten Jahren haben sich nach einstimmigen Berichten aller Zeitungen höchstens 8000 bis 9000 Personen nach Lourdes begeben und von diesen Getreuen waren mindestens 2500 Geistliche! Die Regierung raffte sich 1880 zur Großthat auf, die Mönche auszutreiben, und das Land klatschte dazu mit beiden Händen Beifall, trotzdem einige schöne Herrchen aus sogenannten guten Familien im Verein mit Richtern, Senatoren und Deputirten von echtfärbigem Schwarz sich der Maßregel gewaltsam widersetzen wollten. Die dem heiligen Herzen Jesu gewidmete Kirche auf dem Gipfel des Montmartre-Hügels, deren Bau die unselige Nationalversammlung von 1871 als eine Sühne für die nationale Sünde der Revolution beschlossen hatte, wird vielleicht nie ihre Vollendung erleben, und die Konstruktion, deren Grundsteinlegung als offizielles Landesfest gefeiert worden war, stockt seit Jahr und Tag wegen Mangels an amtlicher wie nichtamtlicher Unterstützung. Das Paul Bert'sche Unterrichtsgesetz entreißt dem Klerus die

Schule, die ganz in seiner Gewalt war, und die Kommunen verweltlichen allenthalben ihre bisher von Geistlichen geleiteten Unterrichtsanstalten. Man kann also nicht zweifeln, daß die klerikale Mode vollkommen vorüber ist.

Und das ist ganz natürlich; die Anlässe, aus denen sie entstand, sind schon bis auf die Erinnerung verschwunden. Die furchtbaren Ereignisse des deutschen Krieges und der Commune konnten leicht den heitern Geist Frankreichs verdüstern und in ihm einen abergläubischen Hang erwecken. Die besitzende Classe hatte den abscheulichen Petroleumgeruch in der Nase und um ihn los zu werden, athmete sie mit angstvoller Hast so viel Weihrauch ein, daß sie davon ganz betäubt wurde. Heute aber hat man schon vergessen, daß das Petroleum auch zu etwas minder Legitimem als zur Beleuchtung einer bürgerlichen Küche dienen könne, die Communards, die nicht gerade Geiseln gemordet haben, wurden zuerst ratenweise und am 14. Juli 1880 in Bausch und Bogen begnadigt und konnten in ihr Vaterland zurückkehren, wenn sie nur die vernünftige Ausdauer gehabt hatten, nicht gleich im Mai 1871 erschossen zu werden, oder auf der Ueberfahrt nach Numea am Typhus zu sterben, oder bei einem Fluchtversuche aus Neu-Caledonien sich von Haifischen fressen zu lassen; das Hôtel de Ville ist im Wiederaufbau begriffen, der Justizpalast steht neu und glänzend wieder da und die Ruine der Tuilerien beginnt auch schon mit vielversprechenden Gerüsten übersponnen zu werden. Die Gesellschaft kommt von ihrem Schrecken zurück und lächelt über die Angst, mit der sie einen Augenblick lang nach dem

Reliquiarium gegriffen hatte. Frankreich ist wieder das Land Voltaire's und der Encyklopädisten; den „freien Universitäten", die man vor einigen Jahren in einem Moment unverzeihlicher Schwäche den Ultramontanen zugestanden hatte, wurde der Maulkorb der Staatsprüfungen angelegt, der sie zum großen Theile unschädlich macht. Die Jugend bekennt sich offen zu den Lehren der Naturwissenschaft und es ist wieder wie in normalen Zeiten der weibliche Theil der Nation allein, der die Beichtstühle frequentirt und sich willig den Einflüssen des Clerus beugt. Das Weib allerdings ist ultramontan und wird es immer bleiben, so lange seine Erziehung so ist, wie ich sie im vorigen Capitel geschildert habe.

Eine jede Mode zeugt neue Industrien und gibt bestehenden eine andere Richtung. Das hat auch die Wunder- und Wallfahrtsmode in Frankreich gethan. Man etablirte mit bedeutendem Capital Rosenkranz-Fabriken und Reliquien-Großhandlungen. Kunsthändler bestellten bei Malern und Bildhauern nur mehr Heiligenbilder und Statuen; Verleger steckten große Summen in Legenden-Bücher; die Bronze-Industrie behandelte mit Vorliebe die Insignien des Martyriums; die Tischler bauten Betstühle und die Clavierhändler legten mächtige Vorräthe von kleinen Hausorgeln an. Alle diese Unternehmer müssen heute in Verlegenheit sein, denn ihre Artikel sind in Frankreich unverkäuflich. Man entschließt sich wieder, ein Schlafzimmer ohne Betstuhl einzurichten, und eine Hauscapelle wird nicht mehr als unerläßlicher Bestandtheil eines anständigen

Appartements betrachtet. In Folge dessen ist der Consum an Heiligenbildern, Orgeln und Altären zurückgegangen, die Rosenkränze finden auch nur mehr beschränkten Absatz und Legenden-Bücher muß man rein als Prämien an Schulkinder verschenken, wenn man sich ihrer entledigen will. Aber das verschlägt nichts. Das commerzielle Prestige Frankreichs ist so mächtig, seine Handelsverbindungen sind so mannigfach und ausgedehnt, daß die Fabrikanten ihre gottgefälligen Waaren gewiß irgendwie oder irgendwo an den Mann bringen werden. Man wird den Engländerinen oder Russinen weismachen, daß Rosenkränze die neueste Pariser Mode seien, und die willfährigen Kunden werden die symbolischen Kügelchen mit Gold aufwiegen. Unternehmende Commis voyageurs werden das vorräthige auf Flaschen gezogene Lourdes-Wasser nach Brasilien ausführen und den Kreolinen als ein unfehlbares Mittel gegen Sommersprossen anhängen — mit Einem Worte: der Schade wird auf die ganze gebildete Welt vertheilt, die unter der Herrschaft der Pariser Mode steht, und die Industrien wenden sich wieder unheiligen, weltlichen Tendenzen zu. Ich habe etwas Aehnliches hier schon einmal erlebt. Zugleich mit dem Pietismus war nach dem Kriege auch Legitimismus Mode. Man brachte überall, an Schmuckgegenständen, an Tafelgeschirr, an Uhren und Leuchtern blauen Email und Goldlilien an und wer für fashionable gelten wollte, der mußte an seinem Körper und in seiner Wohnung das Wappen Henry's V. einige Male in Gestalt von Hemdknöpfen, Brustnadeln, Stuhllehnen-Medaillons

u. s. w. haben. Diese heraldische Manie währte etwa bis 1873 und ging dann den Weg aller Moden. Der Graf von Chambord wurde obsolet und der Vorrath an liliengeschmückten Hemdgarnituren und Medaillons unverkäuflich. Man sah dieselben monatelang als Ladenhüter in den Schaufenstern der eleganten Läden auf demselben Platze liegen und kein Kunde hatte ein Auge für sie. Da verschwanden sie plötzlich eines Tages aus den Auslagen. Wo waren sie hingerathen? Man hatte sie sammt und sonders nach Spanien geschickt. Alfonso XII. war auf den Thron gesetzt worden und die Pariser Fabrikanten hatten in ihrer umsichtigen Weise sofort auf die in den Flitterwochen eines neuen Königthums stets vorhandene Loyalität speculirt, um ihre mit dem bourbonischen Wappen gezeichneten Waaren an den Mann zu bringen.

Es ist eine bekannte Erscheinung in der Culturgeschichte, daß große Institutionen noch lange, nachdem sie zu gelten aufgehört haben, eine niedrige, bescheidene Existenz in verzerrten und parodirten Formen weiterführen. Aus den Gladiatoren des classischen Alterthums werden in späten Jahrhunderten halbverhungerte Schaufechter der Dorfjahrmärkte, aus dem germanischen Götterdienste wird ein barocker Aberglaube, die alten Rechtsformeln der Völker werden von Kindern in ihren Spielen ohne Sinn und Verständniß nachgelallt und ebenfalls in Kinderspielen leben ernste und geheiligte Gebräuche fort, wenn sie von den Erwachsenen längst nicht mehr geübt werden. Das fromme Delirium, das sich der vornehmen Gesellschaft Frankreichs

nach 1871 bemächtigte, ist denselben Weg, nur viel rascher, gewandelt. Es ist schon in Form eines Spielzeugs in die Kinderstube gelangt und das ist jedenfalls ein letztes Stadium. An der Ecke der Rue de Rivoli und Rue du Louvre existirt ein Spielwaarenmagazin, das den bezeichnenden Titel: „Zum Kinderparadiese" führt. Hier konnte man vor Kurzem zwischen hübschen Puppen mit natürlichem Haar und wolligen Schäfchen, zwischen Miniaturküchen und Puppensalons eine — Puppenkirche sehen, ein Spielzeug, welches das Innere einer Kirche darstellte, mit Altar, Crucifix, Evangelienbuch, Monstranz und Kerzen; ein Priester in vollem Ornat las vor dem Altar Messe, zwei Knaben ministrirten, im Schiffe knieten etliche Püppchen männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechtes. Seither ist dieses ungewöhnliche Spielzeug wieder verschwunden. Vielleicht hat es ein Gläubiger gekauft, um ein Aergerniß zu unterdrücken. Das wäre schade. Ich hätte gewünscht, daß die französische Regierung das kostbare Stück für ein Museum erworben hätte, denn es war ein hochinteressantes Ueberlebsel einer kurzen, aber wichtigen Episode in der Culturgeschichte Frankreichs.

Das Junggesellenthum.

Seit drei Jahrhunderten kennt das Lustspiel der europäischen Culturvölker blos ein Thema: den Kampf des Mannes um den Besitz des Weibes. Die Handlung aller Bühnenwerke, die den Vorsatz haben, uns zu erheitern, dreht sich darum, ob „Er" „Sie" bekommen wird oder nicht. Die galanten Fechtgänge beharrlicher Minnewerber mit kühl abwehrenden, spröden Schönen, das bittersüße Spiel schalkhafter Liebeständelei, das anmuthige Hin und Her mißverstandner und sich schließlich errathender Neigungen haben allein die Phantasie aller modernen Komödiendichter genährt. Die Lustspiele Shakespeare's, der älteren Franzosen und der Deutschen, angefangen von Lessing's „Minna von Barnhelm" bis herab zu Moser's „Veilchenfresser", dem letzten Stücke, das ich in deutschen Landen gesehen, sind alle dasselbe Kirchthurm-Rennen verliebter Männer um den Preis einer Frauenhand, in welchem die Renner allein oder zusammen mit drängenden Rivalen mehr oder minder leicht und glücklich über die verschiedenartigen Hindernisse der Bahn

hinwegsetzen. Frankreich war es vorbehalten, auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen, die altersgeheiligte Tradition durch eine kühne Revolution über den Haufen zu werfen. Während die deutschen und englischen Bühnen-Autoren schläfrige Variationen des wolbekannten Liedes dudeln, brechen die Franzosen in einen neuen Chanson aus; während Jene stumpfzahnig an ihrer alten Kruste knubbern, bereiten sich Diese mit frischen Stoffen ein frisches Gericht. Sie fühlen, daß die herkömmliche These nicht mehr dem wirklichen Leben entspricht, und da der Franzose von seinem Theater unausgesetzt Aktualität fordert, da er auf der Bühne nur die Diskussionen und Verhältnisse der Straße, des Forums und des Familien-Innern wiederfinden will, so halten seine Lustspiel-Dichter ihm statt der verblichenen alten Schablone ein neues, lebenswahres, aber ziemlich überraschendes Bild vor die Augen.

Mit einem kecken Handstreich stellen die Franzosen die uns vertraute These auf den Kopf. Es ist bei ihnen nicht mehr der Mann, der um die Frau wirbt, sondern umgekehrt, die Frau, die um den Besitz des Mannes ringt. Die Frage ist nicht länger die, ob Er Sie bekommt, sondern lautet im Gegentheile: „Wird Sie so glücklich sein, Ihn zu bekommen?" Aus dem Jäger ist das Wild geworden. Im Turnier der Liebe ist nicht mehr das Weib, sondern der Mann der Preis. In einem gewissen Augenblicke des Winters 1876—77 spielten nicht weniger als drei verschiedene Pariser Theater Stücke, in denen dieses neue, verblüffende Thema verschiedenartig diskutirt wurde, und seither hat jede Saison mindestens

ein Stück derselben Richtung hervorgebracht. „L'ami Fritz“, die sensationelle Idylle (ein eigenthümlich unpassendes Beiwort für dieses Hauptwort!) von Erckmann-Chatrian, die beinahe einen unziemlichen Skandal in den vornehmen Saal des Théâtre Français getragen hätte, ist ganz auf diesem Gedanken aufgebaut. Reb David Sichel bemüht sich von der ersten bis zur letzten Scene, den Cölibatsfanatiker Fritz mit der reizenden Susel zu verheiraten; Fritz macht die phantastischesten Seitensprünge, um dem Ehestandnetze zu entwischen, das der sympathische Rabbi ihm über den Kopf werfen will, und er fängt sich in den matrimonialen Maschen erst, nachdem er sich im verzweifelten Widerstande ganz flügellahm gezappelt hat. „Les mariages riches“ von Dreyfous, ein Succès des Vaudeville-Theaters, ging nicht ganz so direkt auf die Frage los, streifte sie aber doch sehr hart in der Intrigue, die den Zweck hat, einigen Männern Gattinen an den Kopf zu werfen. Endlich trillerte und hüpfte man in den Bouffes Parisiens einen einaktigen Lever de rideau, „Pierrette et Jacquot“, Musik von Offenbach, worin eine reizende junge Dame alle möglichen Künste und Schlauheiten anwendet, um einen ältlichen Herrn zu bewegen, ihr seinen Namen zu geben, was ihr schließlich zur wahren Erleichterung der Zuschauer auch gelingt.

Wenn die Bühnen Molière's, Sardou's und Offenbach's sich, wol zum ersten Male seit ihrem Bestehen, in so auffallender Weise auf einem und demselben Gebiete begegnen, so ist man, glaube ich, berechtigt, hierin mehr als einen Zufall zu sehen. Wir haben es offenbar mit einer neuen

dramatischen Schule zu thun, die sich anschickt, die Bühne für die Demonstration einer auf dem Theater noch nicht beschriebenen Krankheit der modernen Gesellschaft in Anspruch zu nehmen. Diese Schule ist von einem brutalen Realismus, aber der Erfolg ist ihr darum nur noch sicherer. Das galante Lustspiel, worin die Frau noch das Vorrecht besitzt, Körbe auszutheilen, gehört von nun ab dem theatralischen Mittelalter an und wird sich alsbald den Schwert- und Mantel-Schauspielen und den Ritter- und Räuberstücken in den Winkeln der Vergessenheit zugesellen. In Paris lächelt das Publikum schon heute, wenn es auf der Bühne einen Mann von der blinden Begierde besessen sieht, sich köpflings in die Ehe zu stürzen; noch einige Jahre und das Lustspiel alten Stils wird selbst in der entlegensten Provinzstadt mit jener halb theilnahmsvollen, halb mitleidigen Neugierde aufgenommen werden, mit der wir etwa heute in der Culturgeschichte lesen, daß unsere Vorfahren im Zustande der Uncivilisirtheit die Gewohnheit hatten, sich ihre Frauen aus den Zelten eines Nachbarstammes zu rauben.

Es ist übrigens zu konstatiren, daß das französische Theater nicht ohne Uebergang, nicht mit einem jähen Sprunge auf seinen neuesten Standpunkt gelangt ist. Schon seit einem Jahrzehnt theilt es nicht die altväterische Naivetät der ausländischen Literaturen. Wenn wir alle Pariser Sensationsstücke oder Bühnenerfolge des letzten Decenniums durchgehen, so finden wir, daß es sich kaum in einem von ihnen um eine Eheschließung, wol aber in vielen um eine Ehelösung handelt. Die deutschen Lustspiele beginnen vor der Ehe und

enden beim Traualtar; die französischen beginnen im Gegentheil frühestens auf dem Heimwege von der Kirche und endigen, Gott weiß wo: die einen im Gerichtshofe, die andern in der Morgue, die dritten im Maskengewühle eines Ballsaales u. s. w. u. s. w. Man hat dieses Genre „das Ehebruchsdrama“ genannt, aber diese Bezeichnung scheint mir zu engherzig. Es ist hier nicht blos von Ehebruch, sondern im Allgemeinen von allen bösen Folgen der Eheschließung die Rede. Die Dramen von Dumas, Sardou, Octave Feuillet und ihren kleinwüchsigeren Nachahmern zeigen einfach abschreckende Beispiele der üblen Lagen, in die man sich begibt, wenn man so thöricht ist, ein Weib zu nehmen. „Die Frau ist eitel“, predigen sie, „die Frau ist schwach, die Frau ist sinnlich, die Frau ist unstät und wankelmüthig. Sie wird Dir früher oder später das Leben vergiften, wenn Du Dich an sie bindest.“ Die Moral all' dieser Dramen läßt sich in einen Satz zusammenfassen: „Jedermann wird vor der Ehe gewarnt.“

Die neueste dramatische Schule, deren Erscheinen ich eben signalisirt habe, knüpft dort an, wo die Ehebruchsdramen aufgehört haben. Sie zieht muthig die Konsequenzen aus den Prämissen der letzteren. Erckmann-Chatrian, Dreyfous und Offenbachs Textbuch-Verfasser sagen das B zu dem A, das Dumas, Sardou und Feuillet ausgesprochen haben. Unser Freund Fritz im gleichnamigen Stücke und der Rentier in „Pierrette und Jacquot“ sind keine unmündigen Hänschen aus der Kinderstube; sie sind Männer von Welt, haben Gerichtsverhandlungen in den Zeitungen gelesen, bei der

„Frau des Claudius“ von Dumas im Theater Beifall geklascht und die pikanten Geschichten aus dem Alkoven von Gevatter Peter und Nachbar Paul ohrenspitzend angehört und schmunzelnd weiter getragen. Was Wunder, daß sie es vorziehen, ihren Lebensweg in der fröhlichen Einsamkeit des Junggesellenthums zurückzulegen, und sich so lange und so heftig als möglich gegen die Galeerensträflingskette der Ehe sträuben, die man ihnen an den Fuß schmieden will! Sie sind gewarnt, sie kennen die Gefahr und begeben sich in dieselbe nur nach einem wolbegreiflichen Zögern und unter dem Zwange einer unwiderstehlichen Argumentation.

Manches zärtelnde Gemüth wird sich über diese neue dramatische Richtung entsetzen; ich begrüße sie als einen muthigen und aufrichtigen Versuch, das wirkliche Leben und die wirklichen Verhältnisse dramatisch zu formuliren. In der That, die moderne Pariser Gesellschaft ist bekümmerte Zeugin einer epidemischen Invasion des Junggesellenthums. Die Familie wird obsolet, die Ehe eine Legende. Das legitime Weib spielt hier keine Rolle mehr in den Träumen des Jünglings. Die Zeit, da ein junger Mann mit Ernst und Eifer danach rang, sich einen häuslichen Herd zu gründen, und die Poesie des Lebens darin bestand, sich an der eigenen Feuerstätte an der Seite eines Weibes und umgeben von lockigen Kinderköpfen zu sehen, wird zur poetischen, fast möchte ich sagen sentimentalen Mythe, über welche starke Geister lächeln wie über das goldene Zeitalter Ovid's und über die süßlichen Schäfer-Idyllen Watteau's. Man frage tausend Pariser, die an der Schwelle des Lebens, am

Beginne einer Carrière stehen, man frage sie, was ihre Seele erfüllt, und neunhundertneunundneunzig werden antworten: „Wir wollen Reichthum, wir wollen Rang und Stellung, wir wollen Macht und Einfluß, wir wollen Ruhm und Ehren und wir wollen Genuß!" Man erwartet unruhig und gespannt noch ein Wort, noch einen Wunsch zu diesen Wünschen, aber dieses Wort wird nicht gesprochen und dieser Wunsch wird nicht geäußert; denn er wird nicht gehegt, der Wunsch nach einem Weibe. Wozu denn auch das Weib? Diese ewige Unruhe in der Lebensuhr, dieses Hinderniß auf allen Wegen, diese Last auf Haupt und Herz, dieses Damoklesschwert über unserer Ehre, dieses Ablaufrohr an unserem Geldsack. . . . Unter einer Bedingung allerdings entschließt man sich, in den sauren Apfel der Ehe zu beißen: wenn die Ziele der Ambition dadurch gefördert werden. Man heiratet dann mit einer Grimasse den Einfluß, die Familienverbindungen, das Geld, und nimmt das Weib als eine unvermeidliche Zugabe in den Kauf. Für den Fehler, Weib zu sein, muß das Mädchen sich mit schwerem Gelde Verzeihung erkaufen.

Die Zahl der alten Mädchen ist denn auch eine ungeheure in Paris und das Mädchen, das nicht mehr oder minder Millionärin ist, hat keine Chance, den väterlichen Namen gegen einen anderen zu vertauschen. Das ganze Leben richtet sich allgemach dieser modernen Strömung entsprechend ein. Die Restaurants, die doch hauptsächlich für Fahnenflüchtige des Familienlebens ein Asyl sind, vermehren sich in's Ungemessene, ganze Straßen oder vielleicht gar

Stadtviertel bestehen aus Häusern, in denen es blos Junggesellenwohnungen gibt; der Stand der „femmes de ménage“ oder ambulatorischen Wirthschafterinen (in Süddeutschland sagt man „Zugeherinen“), bestimmt, einem hauptsächlich von Junggesellen empfundenen Bedürfnisse zu genügen, rekrutirt sich auf immer breitere Basis und die Klubs und Cercles, trockene, egoistische, prosaische Surrogate für die süße Behaglichkeit des Familien-Interieur, haben sich seit einer Generation verfünffacht. Es führt sich durch diesen Zustand der Dinge ein Element von Obscönität in die Gesellschaft ein, vor dem die sociale Moral, das heißt die sociale Heuchelei, die Augen zukneift. In der That, ist nicht jeder einzelne alte Junggeselle von einer Atmosphäre von Zweideutigkeit umgeben? Das Cölibat des Priesters hat ehrbare Alluren; nach dem Buchstaben, an den zu glauben mir ja unbenommen ist, bedeutet dieses Cölibat zugleich die vollkommene Abstinenz. Allein die freiwillige Ehelosigkeit eines Mannes der Welt wird nicht von einer so anständigen Entschuldigerin an der Hand geführt und mit einem bescheidenen Mäntelchen bekleidet. Sie ist vielmehr ein langer schlüpfriger Roman, dessen zahllose Kapitel unerlaubte Verhältnisse, von der bestehenden Moral in den Bann gethane Genüsse und von allen Kanzeln und Schulkathedern herab verdonnerte Annäherungen erzählen. Ein alter Junggeselle ist nothwendigerweise ein alter Libertin. Die Gesellschaft aber, die noch immer auf der Fiktion beruht, daß die Erfüllung der natürlichen Bestimmung des Individuums blos unter Gutheißung des Priesters und Staates zulässig sei, thut gewaltsam, als merkte sie nichts, und setzt

solche schwarze Schafe an Stellen, wo Beispiele der guten Sitte und Muster des geltenden Anstandes gesucht oder mindestens theoretisch vorausgesetzt werden. Ein Minister, ein Richter, ein Lehrer der Jugend, der sein Leben mit illegitimen Genüssen durchsetzt hat, ist er nicht eine eisenstirnige Verhöhnung der Grundsätze, denen er mit Worten und Doktrinen eine ironische Huldigung widmet? Das ist schlimmer als das öffentliche Wasserpredigen bei geheimem Weintrinken, es ist ein Weintrinken, das ganz öffentlich Schluck für Schluck die salbungsvollen Worte der Wasserpredigt unterbricht.

Die Versuchung, die Ursachen dieser Zustände zu beleuchten, ist groß, aber ich gehe ihr behutsam aus dem Wege. Es ist ein ungeheures Gebiet, das sich da vor dem Auge des Beobachters aufthut; man sieht in buntem Gemisch Schneiderrechnungen und Kochbücher, Schul- und Börsensäle, verödende Dörfer und überquellende Großstädte; man hört die Worte „schlechte Mädchenerziehung!" „harter Kampf um's Dasein!" „steigende Ansprüche des Lebens!" von leidenschaftlichen Kehlen durcheinanderschreien. Retten wir uns so rasch als möglich aus dem Nebel dieser unheimlichen Visionen, aus dem Getöse dieser Philosophenstimmen auf das ruhigere Gebiet zurück, auf dem allein ich hier verweilen will.

Die Thatsache ist also feststehend, daß die Männer in immer größeren Gruppen an dem Tempel der Ehe vorüberschleichen und sich heiter lachend, als wäre ihnen eine schlaue

That gelungen, in die geheimnißvoll halbgeöffneten Thüren ducken, hinter denen die freie Liebe mit winkendem Finger harrt, und ebenso evident ist es, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen sich immer mehr dieser Thatsache anpassen. Schon erheben sich dramatische Dichter und lüften einen Zipfel von der Decke, welche die Heuchelei der Gesellschaft über die Institution des Junggesellenthums breitet; sie zeigen vor allem Volke den Mann, der durchaus nicht heiraten will, da er ohne die Ehe nichts entbehrt und in der Ehe nichts gewinnen kann, und das Weib, das mit einem wahren horror vacui neuer Art unter die Haube zu flüchten trachtet. Wird die Hebung der Decke hier stehen bleiben? Unmöglich, dem einen Zipfel müssen die anderen folgen und bald fliegt sie ganz bei Seite. Was dann? Ich wage es kaum, die Frage zu formuliren, geschweige denn, die Antwort errathen zu wollen. Wird sich der christlichen Moral offen eine neue, heidnische substituiren? Sollen die amerikanischen Apostel der „freien Liebe" Recht behalten? Soll unsere Hypercivilisation durch eine jener Kreisbewegungen, die ihr eigen sind, wieder zur Gesellschaftsordnung jener Wilden zurückschwenken, die in ihren Beziehungen zum Weibe „au jour le jour", aus der Hand in den Mund, leben und die Nachkommenschaft der Sorge des Gesammtstammes überlassen? Sollen wir uns mit einem Worte zu jenem legendären Zustand rückentwickeln, wo das Weib blos eine heitere Episode im Alltagsleben des Mannes ist, kommend und vorübereilend wie ein Mahl, ein Schlaf, ein Trunk, ein Traum, eine leichte Nervenvibration?

Der Frager hält erschrocken inne. Seine Worte erwecken ein dumpfes, fernes, verworrenes Echo, welches klingt wie ein Knarren und Knistern und leises Erbeben der Pfeiler, auf denen unsere Gesellschaft, unsere Civilisation und der ganze Menschheitsfortschritt ruht. . . .

Salons und Causerie.

Das Pariser Salonleben war eine der reizendsten Seiten des ancien régime. Es war die Tugend der Geselligkeit und die Kunst des Menschenumgangs in ihrer höchsten Entwickelung. Der Salon war eine mächtige Institution und seinem Einflusse unterwarfen sich Staat und Kirche, Gesellschaft und Kunst, Literatur und Wissenschaft; er wirkte jahrzehntelang als Sicherheitsventil für die heftigen Ausdehnungsbestrebungen der gährenden Geister und wer vermöchte zu sagen, ob das Schicksal Ludwig's XVI. nicht schon seinen Vorgänger ereilt hätte, wenn der Salon nicht dagewesen wäre, um die Ungerechtigkeiten des alten Königthums zu mildern und einige der unleidlichsten Tyranneien des herrschenden Gesellschaftssystems erträglicher zu machen! Denn in der That, die peinliche Etikette von Versailles, die unerbittliche Exclusivität der Hofgesellschaft und der vornehme Dünkel der Aristokratie blieben vor der Thüre des Salons zurück, als wäre dessen Schwelle mit einem wunderkräftigen Pentagramma gezeichnet, und im Innern desselben herrschte die anmuthigste Freiheit des Geistes und der Sitten. Der Pariser Salon verwirklichte eine Art Demokratie, als officiell

noch der starrste Aristokratismus die französische Nation drückte. Er war das einzige Gebiet, auf dem Talent und Rang als Gleichberechtigte nebeneinander einhergingen; hier galt ein gutes Epigramm so viel wie ein altes Pergament und der Titel eines bedeutenden Werkes mehr als ein Adelstitel. Die höheren Stellen der Armee und der Verwaltung waren dem niedriggeborenen Streber verschlossen, aber der Salon stand ihm offen und sein unbefriedigter Ehrgeiz fand eine theilweise Genugthuung in den Triumphen, die er hier im fortwährenden Wettstreite des Geistes und Witzes über seine hochgeborenen Rivalen errang. Bei der Herzogin von Gramont und bei der Herzogin von Choiseul gingen der Uhrmacherssohn Beaumarchais und der Plebejer Diderot und das aufgelesene Kind der Straße Lerond, genannt d'Alembert, aus und ein, während Prinzen von Geblüt bei der Sophie Arnould oder bei der Quinault mit Schauspielern, Sängern, Malern und Musikern vor demselben Kaminfeuer saßen. Der Salon war ein lückenloses Museum alles Bedeutenden, was die französische Nation hervorbrachte; jede Vollkommenheit sicherte die Zulassung; er umfaßte die Schönheit und die Eleganz, den Rang und den Reichthum, das Genie und die Extravaganz, den gesunden, hausbackenen Menschenverstand und das wunderlich Paradox; selbst eine übertriebene Eitelkeit, ein übermäßig entwickeltes Selbstbewußtsein, wenn sie ansehnlich genug waren, um ein interessantes Object der Beobachtung zu bilden, öffneten die Pforten des Salons. Das Geheimniß der großen Macht des Salons lag eben darin, daß er die

ganze Elite der Nation, das ganze Genie Frankreichs einrahmte. Man sträubt sich manchmal gegen Gesetze, die Einem ohne eigenes Zuthun von außen her auferlegt werden, aber man unterwirft sich willig denjenigen, die man sich selbst gibt. Da nun die Welt, welche den Salon bevölkerte, eine Art Freimaurerei bildete, in der alle Kreise, alle Interessen und alle Strömungen der Nation ihre reichliche Vertretung hatten, da die Gesetze, die der Salon decretirte, unter der Mitwirkung Aller zu Stande kamen, so blieb Niemand übrig, um sich gegen dieselben zu empören. So konnte der Salon souverän über den Geschmack und die Sitten der Nation herrschen und so erklärt sich die wunderbar harmonische, nie früher erreichte Einheitlichkeit dieses einzigen achtzehnten Jahrhunderts, das seine Politik und seine Philosophie, seine Kunst und seine Wissenschaft mit demselben Stempel zeichnete und in dieselbe Form goß.

Ich habe bisher immer nur vom „Salon" gesprochen und nicht von den Salons. Ich that es mit gutem Bedacht. Denn es gab in Wirklichkeit nur einen Salon und das war die Gesammtheit der Gesellschaft, die ihn bildete; das Gefäß, welches sie einschloß, war das Zufällige, der Inhalt allein das Wesentliche. Ich habe die Salonwelt soeben eine Art Freimaurerbund genannt; ich hätte eher eine einzige große Familie sagen sollen; das bezeichnet besser die anmuthig-intimen Beziehungen, welche sie miteinander verknüpften, und erklärt ungezwungener das interessante Phänomen, daß durch den langen und innigen Verkehr geistige Aehnlichkeiten entstanden, wie man manchmal in alten Ehen

das Aufdämmern einer vagen physischen Aehnlichkeit beobachtet. Wo man sich versammelte, das war Nebensache: man ging ebenso gern in den Palast des großen Herrn, wo man im Vorzimmer eine Doppelreihe übergoldeter Livréen durchschritt, wie auf den vierten Stock Diderots, wo man sich durch ein finsteres Zimmer zum Plauderstübchen durchtappen mußte; man ging ebenso gerne zu Frau v. Necker, deren Freitags-Diners berühmt waren, wie zu Frl. d'Espinasse, die, wie Grimm erzählt, „zu wissen gab, daß sie nicht reich genug sei, Diners oder Soupers zu bieten, daß sie aber trotzdem gerne die Freunde bei sich empfange, die kommen wollen, um bei ihr zu — verdauen.“ Die Couliffen wechselten, aber die Schauspieler, ihre Costüme und ihr Dialog blieben dieselben.

Wie viel Großes, wie viel Schönes, Gutes und Ewiges konnte eine so organisirte Macht wie der Pariser Salon im achtzehnten Jahrhundert schaffen! Allein es ist eine fatale Naturnothwendigkeit, daß eine jede Einrichtung wie jeder Mensch ein Kind ihrer Zeit sei und die epikuräische, verweibischte, verspielte Rococo-Epoche ließ keine ernsten Tendenzen aufkommen. Den Salon beherrschte das Weib; seine Atmosphäre war die Galanterie; alle die brillanten Witz-Turniere, welche die geistreichsten Menschen, deren die Culturgeschichte gedenkt, einander ununterbrochen lieferten, alle diese Turniere hatten nur einen Zweck: dem Sieger einen holden Preis zuzuwenden, den die Kampfesrichterinnen gerne spendeten. Der Salon war unter solchen Umständen ein üppiger Minnehof und dem Glücklichen, der es verstand, die un-

ruhigen Capricen der Damen zu reizen und ihren suchenden Unbestand einen Augenblick lang zu fesseln, winkte jenseit des Salons geheimnißvoll und lockend ein duftender, halbdunkler Alkoven. Diese Verhältnisse bedingten es, daß das geistige Niveau der herrschenden Conversation ein niedriges sein mußte. Man pflegte den Klatsch, die Tagesneuigkeit. Der Salon ersetzte die Zeitung, die noch nicht existirte oder unentwickelt war. Bachaumont, der stets mit pikanten kleinen Anekdoten angefüllt war und gleich einer Biene aus einem Haus ins andere flatterte, hier eine Nachricht auflesend und sie auf der nächsten Etappe niederlegend, Bachaumont konnte jahrzehntelang für eine wichtige Persönlichkeit gelten und Grimm — ebenso wie Diderot — als Grandseigneur leben, indem er in fürstlich bezahlten Correspondenzen fremden Monarchen die Plaudereien der Pariser Salons mittheilte.

Diese Plaudereien waren inhaltlich unbedeutend und seicht, zugegeben. Aber wie reizend war ihre Form! Die Causerie der Rococozeit war selbst ein Rococokunstwerk, erfunden für die Bedürfnisse einer sentimentalen, überfeinerten, oberflächlichen und unendlich formsinnigen Gesellschaft, der eine Speise nur mundete, wenn sie auf hübsch geformten und hübsch gemalten Tellern servirt wurde, die alle ihre Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens in gemalte oder geschnitzte, mannigfach verschlungene Blumenguirlanden verwandelte, die die Steinfronten ihrer Architektur in Arabesken und Schniegeleien auflöste, die überall das Niedliche an die Stelle des Nützlichen setzte und ohne Verständniß für Zweck und Bedeutung nur für die äußere Erscheinung der Dinge

Augen hatte. Die Rococo-Causerie, die richtige „Marivaudage“, war eine kunstvolle Schlittschuhläufer-Quadrille auf spiegelglatter und spiegelblanker Eisfläche; die Paare fahren in flinkem Ansturm aufeinander zu und gleiten vor dem Zusammenstoß mit graciöser Gewandtheit aneinander vorüber, man faßt einander an und läßt sich gleich wieder los, man verneigt sich, lächelt, nähert sich, entfernt sich, umkreist sich in wechselndem Spiel und bildet alle die Zeit kunstreiche Figuren; wer nicht recht geschickt ist, der stolpert und fällt plump auf die Nase, die Geschickten aber lachen den Hingeplumpsten aus und setzen voll eleganter Sicherheit ihren beschwingten Tanz fort. Die Rococozeit hat begriffen, was man früher kaum gewußt und seither vergessen hat: daß die Causerie eine schwierige und complicirte Fertigkeit sei, die, wenn sie auch manchen speciellen Talenten von der Natur gegeben ist, darum doch von weitaus den meisten Menschen systematisch erlernt und methodisch geübt werden muß wie Clavierspielen oder wie Fleurettfechten, welchem sie durch den Wechsel von Angriff und Parade, von Hieb und Repartie, durch die Nothwendigkeit behender Bewegung und steter Geistesgegenwart wesentlich gleicht. Durch Studium und Uebung hatte es der Pariser Salon des achtzehnten Jahrhunderts zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit in der Causerie gebracht und die Emigranten konnten beispielsweise im Auslande förmliche Productionen in dieser Kunst geben, welche die Zuhörer eben so sehr überraschten als bezauberten.

Die große Revolution hat zugleich mit der französischen

Gesellschaft den französischen Salon zerstört. Die Orgien des Direktoriums, die pomphaften Feste des ersten Kaiserreichs boten keinen Ersatz für die Anmuth des socialen Verkehrs unter dem ancien régime. Die Restauration wollte auch den Salon wiederherstellen, allein es gelang ihr nicht besser als die Versuche zur Wiederbelebung so vieler andern Dinge, welche die Revolution getödtet hatte. An die Stelle der alten einheitlichen Gesellschaft, welche die ganze Aristokratie, die der Geburt und die des Geistes, enthalten hatte, war eine neue getreten, die aus gesonderten Coterien bestand, welche einander einen nimmer rastenden Krieg bis aufs Messer machten. Die alte Aristokratie stand der jungen napoleonischen, diesen beiden stand das reich und mächtig gewordene Bürgerthum gegenüber, die Emporkömmlinge schlugen hohnlachend auf ihren klirrenden Geldsack, der theilweise verarmte legitimistische Adel erwiderte die Insolenz durch demonstrative Verachtung und Verdopplung des Hochmuths; es gab kein Band mehr, das die vollzählige Elite der Nation umschlang, und ein neutraler, die gesellschaftlichen Gegensätze ausgleichender Salon war nicht mehr denkbar. Vielleicht der letzte Pariser Salon im schönen und wahren alten Sinne des Wortes war derjenige der Frau von Girardin, die auch in ihren „Vicomte Delaunay" gezeichneten Feuilletons sehr viel von der leichten, spielenden Grazie ihrer großen Vorgänger aus dem achtzehnten Jahrhundert entfaltet. Dem rührigen Geiste dieser genialen Frau gelang es noch einmal, die getrennten Elemente der modernen französischen Gesell=

schaft auf Augenblicke durcheinanderzuquirlen und ihnen einen Anschein von Einheitlichkeit zu geben, allein seit ihrem Tode haben sich die Bestandtheile des künstlichen Gemisches wieder wie Quecksilber, Wasser und Oel von einander geschieden und das interessante Experiment socialer Chemie ist nicht erneuert worden.

Heute gibt es in Paris sehr viele Salons, aber keinen Salon. Man kommt im Faubourg St. Germain, man kommt in den Botschaftspalästen und in den Hotels der Börsenaristokratie zusammen, aber nicht mit der alten Freiheit des Geistes und leichten, eleganten Ungezwungenheit der Sitten. Der Faubourg empfängt nicht die „neuen Schichten“, die diplomatischen Abende sind von officieller Steifheit und ungemüthlicher Kälte, die Plutokratie sucht durch übertriebene, ceremoniöse Zimperlichkeit zu ersetzen, was ihr an moralischem Prestige abgeht, und bewegt sich mit einer strengeren Förmlichkeit als welche Hofgesellschaft immer. Zu Shakespeare's Zeiten kannte man keine Decorationen; allein auf der kahlen Bühne wurden Hamlets und Richards gespielt; heute hat die scenische Pracht eine unerhörte Entwickelung erreicht, allein sie dient albernen Ausstattungsstücken als Rahmen. Eine ähnliche Wandlung hat das Pariser Salonleben erlitten. Sein Rahmen ist unvergleichlich prächtiger, sein Inhalt unendlich dürftiger geworden. Da das goldene Kalb der Gott des modernen Paris ist, so spielen seine Priester die erste Rolle in der Gesellschaft und fühlen sich natürlich auch verpflichtet, nach den alten Traditionen Haus zu machen. Geist haben die Turcarets von heute ihren Gästen

so wenig zu bieten wie die Turcarets aus der Zeit Lesage's; allein sie haben Geld und stellen es reichlich zur Schau. Daher die Soiréen von großem Apparat, die an den Platz der alten unumständlichen Zusammenkünfte getreten sind. Man sucht die Eingeladenen durch Lichtmassen, durch ein Dienerheer, durch seltene Pflanzen und kostbare Teppiche, durch Pracht der Einrichtung, durch Diamanten, durch Bilder, durch Bibelots, durch ein lukullisches Buffet und durch theuere Kunstgenüsse zu verblüffen. Man bietet seinen Gästen ein Lied von Capoul, eine Roulade der Patti, eine Declamation der Sarah Bernhardt, eine Komödie der Künstler des Palais-Royal-Theaters, ein Instrumentalconcert von Sivori, St. Saëns u. s. w. und wünscht, daß alle Welt wisse, man habe für das Lied 500 und für die Roulade 2000 und für das künstlerische Programm des ganzen Abends vielleicht 5 oder 10,000 Francs zu bezahlen gehabt. Das Haus des Millionärs A. wird dadurch berühmt, daß man dort die besten und theuersten Primeurs ißt, das des Millionärs B. davon, daß man dort die größten Bühnengrößen hört. In dem einen und in dem anderen Falle handelt es sich einfach um ein entsprechendes Geldopfer.

Moderne Pariser Soiréen können kaum mehr gesellige Zusammenkünfte genannt werden. Man kommt an, ein Idiot von einem Thürsteher ruft einen mehr oder minder verstümmelten Namen in eine Menschenmenge, die sich um denselben nicht kümmert, man tritt in ein luxuriöses Gemach, sucht sich zur Hausfrau durchzudrängen, drückt ihr die Hand, nimmt von ihr ein paar banale Worte entgegen, die

der Papagei bald genug erlernt, wenn sein Käfig in der Nähe ihres Fauteuils steht, und mischt sich dann unter die gleichgiltige Menge, welche die Säle füllt. Der Eine liest ein Abendblatt, der Zweite betrachtet Bilder, der Dritte sieht zu, wie einige Andere Whist spielen, in dieser Ecke wird Börse, in jener Politik geplaudert, die Politik ist dem Börsenmann so chinesisch wie die Börse dem Politiker und es denkt Niemand daran, eine verbindende Strömung zwischen den beiden Ecken herzustellen. In hundert Fällen kennt man neunundneunzigmal seinen Nachbar nicht, da es im Allgemeinen nicht üblich ist, einander individuell vorgestellt zu werden; wenn man ein Gespräch riskirt, so hält man es vorsichtig farblos, möglichst banal, da man nicht wissen kann, was für politische, was für religiöse, was für sociologische Ideen der Interlocutor hat und man weder seine Neigungen noch seine Idiosynkrasien ahnt. Die Damen sitzen alle wie eine eingehegte Herde im Hauptsaale nebeneinander und gesondert von den Herren, welche die übrigen Räume des Appartements einnehmen und sich nicht einmal den Wonnen der Medisance ohne Reserve hingeben können, da eine unliebenswürdige Bemerkung über eine Dame in der Phalanx sich an ihren Gatten, den man nicht kennt, wenden kann. Es ist möglich, zehn Jahre lang solche Soiréen zu frequentiren und am Ende dieser Zeit dem Hausherrn und der Hausfrau und allen ihren übrigen Gästen so fremd und unbekannt gegenüberzustehen wie am ersten Abende.

Seit dem zweiten Kaiserreiche ist in Paris immer mehr

die englische „evening party" in Aufnahme gekommen, diese Erfindung eines Volkes, das die Natur weder mit einer großen Beweglichkeit des Geistes noch mit einer besonderen Leichtigkeit der Sprache begabt hat und welches es liebt, sich von anderen Leuten unterhalten zu lassen, die es dafür bezahlt. Zur evening party geht man wie in ein Concert, in ein Theater, in eine Vorlesung. Man kann den eigenen Geist völlig ruhen lassen und hat selbst nichts zu thun, als sich in anständiger tenue zu präsentiren und ruhig zuzuhören. Der alte Salon war, wie ich gezeigt habe, der gerade Gegensatz der evening party; man mußte selbst thätig sein, man mußte seine eigene Provision an Geist mitbringen, man durfte sich nicht darauf verlassen, die Tafel von den Beiträgen Anderer gedeckt zu finden.

Im heutigen Pariser Salon kann die Causerie nicht gepflegt werden und sie verkümmert denn auch zusehends. Die Gesangsvorträge, die Instrumentalconcerte, die Declamationen und dergleichen ersticken sie. Die Pariser verlieren die Uebung der Marivaudage; echte Epigonen, brauchen sie den von den erfinderischen Vorfahren hinterlassenen Schatz überraschender Wendungen, geistreicher Umschreibungen, anmuthiger Allusionen und origineller Bilder allmälig auf, bis sie ein fadenscheinig banales Ansehen bekommen, und sie haben es nicht Acht, den Vorrath ererbter „petits paquets tout-faits" durch neue Schöpfungen zu vermehren.

Dieser Zustand kann kein dauernder sein. Er entspricht zu wenig den geselligen Neigungen und Talenten, dem feinen Formgefühle und der allgemeinen Redefreude des französischen

Volkes. Er ist ein Uebergangsstadium, wie auch die gegenwärtige Verfassung der französischen Gesellschaft ein Uebergangsstadium ist. Wenn die demokratische Strömung völlig zum Durchbruch gekommen sein und die letzten Trümmer der alten Classenunterschiede weggerissen haben wird, dann wird es wieder eine einheitliche, auf derselben Grundlage aufgebaute, harmonische Gesellschaft geben, die ohne Schwierigkeit eine neue, edle und würdige Form für ihre Geselligkeitsbedürfnisse finden wird.

Das Lied in Paris.

„En France tout finit par une chanson", „in Frankreich endet Alles mit einem Liedchen", sagte ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und er malte damit den heitern Geist und die unbezwingliche Sangesfröhlichkeit des französischen Volkes, das für jede Freude eine muntere Weise und selbst für jeden Kummer einen witzigen Reim hat und das von den wilden Granitklippen Finistères bis zu den sonnigen Rebenhügeln der Gironde um die Wette mit den Vögeln, die seine üppigen Weizenfelder und gesegneten Weinberge bewohnen, die Luft mit originellen und anmuthigen Gesängen erfüllt. In der Provence, die das Vaterland der Troubadours war, und in Burgund, das den lustigen Piron geboren hat, in der rauhen Bretagne, in der noch, wenn auch verdunkelt und halbverschollen, uralte Druidenchöre nachklingen, und selbst im phlegmatischen Flandern, dessen schwere Bierdämpfe die Gemüther seiner Bevölkerung gleichsam anschmauchen wie der Tabaksqualm die alte Eichendecke seiner Schenken, überall strömt noch ein überreicher und kristallklarer Quell von Volkspoesie, den sowol die gravi-

tätischen Unsterblichen von der Akademie als auch die raffinirten Schriftsteller der großen Städte geringschätzen und ignoriren, muthmaßlich zu seinem Glücke, da diese vornehmen Herren ihn nur trüben und verschlammen könnten, wenn sie eines Tages auf den Gedanken kämen, in ihn hinabzusteigen und ihn zu untersuchen. Aber Paris ist auch in diesem Punkte wie in so vielen anderen der Provinz unähnlich. Vor den Ringmauern der Hauptstadt erstirbt der Volksgesang, der ohne blumige Wiesen und dunkelnde Wälder keine Stunde leben kann. Das Dasein des Großstädters fließt unter Bedingungen dahin, welche die Liederpoesie nicht aufkommen lassen; es fehlen ihm alle die holden äußeren Anregungen, deren natürliches Echo im Menschengemüthe ein Lied ist: der Anblick des Wechsels der Natur in der Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, das Träumen im Schatten blühender Bäume, die Wanderungen im Mondschein duftender kühler Sommernächte, die winterliche Familienstube mit dem Herdfeuer und Spinnrade, die lustige Kirchweih mit ihren Freuden und Eifersüchteleien. Der Kampf ums Dasein, der für ihn härter und aufreibender ist als für den Landmann, läßt ihm keine Muße, auf die Stimmen seines Innern zu horchen, und sein Auge, gewöhnt einen weiten und epischen Gesichtskreis zu umfassen, verliert die Fähigkeit, die zarten und feinen Schönheiten der Idylle wahrzunehmen.

Paris hat also keinen eigentlichen Volksgesang und die einzigen Lieder, die der Pariser Geist hervorgebracht hat, waren zu allen Zeiten epigrammatischer Natur; politische Satiren gegen Könige und Minister, Spottverse gegen mäch=

tige Persönlichkeiten, Parodien großer Ereignisse. Der Bartholomäusnacht gingen höhnische Gassenhauer gegen die Hugenotten voran; zur Zeit der Fronde brachte jeder Tag eine neue Persiflage des „großen Cardinals"; in den ersten Regierungsjahren Ludwigs XIV. wurde das Echo der Pariser Straßen von Hunderten stacheliger Mazarinaden geweckt, die sich über den allmächtigen Minister und seinen königlichen Herrn lustig machten; Ludwig XV. gab sowol durch seine schmutzigen Liebesromane als auch durch seinen unglücklichen Krieg gegen Deutschland zu boshaften Liedern Anlaß. In revolutionären Epochen wird die Stimmung des Volkes pathetisch und sein Gesang nimmt einen deklamatorischen Charakter an. Während der großen Revolution herrschten drohende, großsprecherische, rache- und zornathmende Lieder wie die Marseillaise vor, allein selbst in diesen heroischen Momenten versiegte die satirische Ader nicht vollständig und dieselben Kehlen, die sich eben mit dem „Aux armes, citoyens!" und dem „Ça ira" heiser gebrüllt hatten, trällerten gleich darauf die beißenden Strophen gegen die revolutionären Machthaber, die Ange Piton, der ebenso muthige als begabte Bohème, den selbst die Schreckensperiode nicht hatte verstummen machen können, allabendlich vor seinen Gönnerinen, den Damen der Halle, improvisirte und ihnen so lange vorsang, bis sie sie im jubelnden Chore wiederholten. Die Julirevolution nahm wieder die Marseillaise hervor und dichtete zu ihr die mattere und minder schwunghafte „Parisienne" hinzu, während die Februarrevolution, die kleinste und epigonenhafteste von den dreien, ihre Schwächlichkeit auch damit

bekundete, daß sie keine ihr eigene Straßenhymne zu inspiriren vermochte. Während eines großen Theils der Restauration, während des ganzen Bürgerkönigthums beherrschte Béranger souverän den Pariser Volksgesang; ein Menschenalter hindurch waren seine geistreichen, manchmal leicht sentimental angehauchten, liebenswürdig leichtfertigen Lieder, die so viel Grazie, so viel Ausgelassenheit, so viel unbekümmerten Frohsinn athmen, auf den Lippen der ganzen Pariser Bevölkerung und noch heute findet man zahlreiche ältere Frauen, deren Augen feucht werden, wenn man den „Roi d'Yvetot“ oder den „Vieux sergent“ oder die „Etoiles qui filent“ vor ihnen anstimmt, weil diese Chansons mit ihren schönsten Erinnerungen verwoben sind und ihnen ein Widerhall aus ihrer Jugendzeit scheinen.

Das Bedürfniß des Singens, welches, wenn auch verunreinigt und modificirt, im Franzosen auch dann noch fortlebte, wenn er Pariser geworden war, schuf eine ganz eigenthümliche Einrichtung, deren Analogie man vergebens außerhalb Frankreichs suchen würde, die „Goguette“. Man nannte eine Goguette ein Local, wo man zusammenkam, um Chansons zu singen. Man stelle sich aber unter dieser Bezeichnung nichts den modernen Gesangsvereinen ähnliches vor. Denn die Goguette hatte keinerlei Organisation, sie war keine geschlossene Verbindung, sie stand jedermann offen; man ging in die Goguette, wie man auf einen öffentlichen Ball, in ein Theater, in ein Kaffeehaus geht. Man bezahlte an manchen Orten Eintrittsgeld, an andern war der Eintritt frei und man hatte blos die Verpflichtung, etwas

zu genießen. Auf einer Estrade stand ein Tisch und ein Lehnstuhl, in welchem der Unternehmer der Goguette saß und mit großer Würde der Unterhaltung präsidirte. Irgend Jemand aus dem Publikum erhob sich und verlangte das Wort, das heißt das Lied. Er erhielt es und begann ein Chanson zu singen, so gut er eben konnte. Hatte er eine hübsche Stimme und einen lebhaften Vortrag, war seine Wahl eine glückliche, so applaudirten ihm die Zuhörer, ermuthigten ihn, Strophe auf Strophe zum Besten zu geben, sangen die Refrains im Chore mit und verlangten vielleicht ein zweites Lied. Vereinigte der freiwillige Sänger diese Bedingungen nicht, sang er falsch, war sein Lied unbekannt oder langweilig, so wurde er unbarmherzig ausgezischt und ausgepocht und er mußte sich alsbald inmitten eines tollen Gelächters und einer höchst animirten Katzenmusik niedersetzen. Der Präsident hatte übrigens in der Regel ein feines Gefühl für den Geschmack seiner Gäste und entzog dem jeweiligen Sänger die Vortragserlaubniß, wenn seine Talente unverhältnißmäßig weit hinter seinem guten Willen zurückzubleiben schienen. Die ausgelassenste Heiterkeit herrschte in der Goguette; oft verlangten drei, vier auf einmal zu singen, das Publikum nahm Partei, man warf einander Witzreden und Wortspiele zu, man hielt komische Dialoge, ehe sich einer oder der andere entschloß, dem Rivalen das Feld zu räumen; Studenten und Blousenmänner brachten ihre Freundinen mit und ermuthigten sie, am Sangeswettstreit theilzunehmen; war das Publikum nach stundenlangem Anhören der gepfeffertesten Lieder, des gutmüthigen Gezänks der Sänger,

des steten Hinüber= und Herüberschreiens der Parteien und der komischen Wechselreden zwischen dem Vorsitzenden und den Gästen in maßlose, fast überschnappte Lustigkeit versetzt, so hatte alle Ordnung ein Ende, der Präsident verlor seine Autorität, das ganze Publikum schrie, lachte und sang durcheinander, nach viertelstundenlangem betäubendem Lärm endete die Goguette in wüstem Tumult und die Gäste, die das Local verließen, trugen ihre ungestillte Singwuth in die nächtigen Straßen hinaus, die sie in johlenden Banden durchzogen. Die Jugend stellte natürlich das Hauptcontingent zum Publikum der Goguettes; doch verschmähten es auch ehrbare Spießbürger mit ihren Gesponsen nicht, diese Tempel eines derben Appollodienstes aufzusuchen, um ihre alte Seele in der köstlichen, lebensfülligen Lustigkeit der Jugend ein erfrischendes Tauchbad nehmen zu lassen.

Die Goguette war ein natürliches Seitenstück und eine Ergänzung des öffentlichen Balles und befriedigte ein analoges Bedürfniß. Hatte man sich in Mabille oder der Closerie des Lilas müde cancanirt, so ging man in die Goguette sich müde schreien und eine Unterhaltung war nicht vollständig, wenn sie neben dem Tanze nicht auch den Gesang umfaßte.

Heute gehört die Goguette der Geschichte an. Das zweite Kaiserreich hat sie verschwinden gesehen. Das ist kein zufälliges Phänomen, sondern ein Glied in der Kette der Erscheinungen, welche die Richtung der modernen Cultur bezeichnen. Das große wirthschaftliche Princip der Arbeitstheilung macht dem Dilettantismus ein Ende und führt zur

scharfen Ausprägung der Berufe; Künste und Fertigkeiten, die früher durch das ganze Volk gleichmäßig verbreitet waren, concentriren sich in den Händen von Specialisten und gerathen bei den Uebrigen in Vergessenheit. Die Fabriken haben die Hausindustrien getödtet. Es gibt keine populäre Tradition mehr, seit man die Ereignisse in den Zeitungen liest. Der Volkshumor hat seine Thätigkeit eingestellt, seit humoristische Blätter das Witzemachen mit professionellem Ernst betreiben; die Völker verlieren die Gewohnheit, sich in öffentlichen Belustigungen wie auf Maskenbällen u. s. w. selbst zu erheitern, seit sie gewöhnt sind, sich in Possentheatern von bezahlten Komikern unterhalten zu lassen, und, um immer in derselben Ordnung der Ideen zu bleiben, die Goguette ist verkümmert, seit das Café chantant mit seinen Berufssängern überhand genommen hat.

Der heutige Pariser hat nicht mehr das Bedürfniß, selbst zu singen, aber er hat noch das Bedürfniß, singen zu hören, und darum nimmt das Café chantant vollkommen den Platz in seinem Dasein ein, den das Verschwinden der Goguette leer gelassen hat. Das Café chantant ist das unentbehrliche Salz des Pariser Lebens. Der Pariser kann seine Theater, sein Bois, seinen Jardin des Plantes, Alles entbehren, aber ohne Café chantant gibt es für ihn keinen heiteren Abschluß eines lustigen Tages. Es existiren solcher Etablissements vielleicht tausend in Paris, aber alle nähren ihre Besitzer, alle sind zu jeder Jahreszeit voll. Natürlich bestehen unter ihnen große Unterschiede. Von den luxuriösen und theuren Anstalten in den Champs Elysées, wie der

„Alcazar d'Eté“, die „Ambassadeurs“, die „Horloge“ u. s. w., die von tausend farbigen Lampen feenhaft beleuchtet sind, eine elegante Bühne, hübsche Decorationen und diamanten=blitzende „Künstlerinen“ besitzen, bis zu den tingeltangelhaften Höhlen der Banlieue, wo die Stammgäste in Blouse und Seidenkappe die erste Sängerin vertraulich in die Wade kneipen und sie mit gutmüthig=ironischem Augenzwinkern fragen, ob sie sich noch erinnere, wann sie zum letzten Male eine Wäscherin bemüht habe, dehnt sich ein ungeheurer Ab=stand, so weltenweit, wie von der Maison dorée bis zum „heitern Kuhschwanz“ von Montrouge, wo man um fünf Sous ein Diner mit Wein bekömmt, jedoch höflich gebeten wird, die Knochen nicht einzustecken. Allein in allen wird dasselbe Kunstgenre gepflegt und in allen werden ungefähr dieselben Lieder gesungen.

Organe, die nicht geübt werden, degeneriren; das ist eines der Grundgesetze, welche die Entwickelung der lebenden Wesen beherrschen. Wo das Lied ausstirbt, dort nimmt der Sinn für Gesang ab. Der heutige Durchschnittspariser wird ohne Ohr und ohne Kehle geboren. Eine gute, frische, kräf=tige Singstimme ist etwas so seltenes, daß die meisten Pariser davon keine feste Vorstellung haben und selbst von Berufs=sängern und Sängerinen nichts fordern als „Schule“ und „Vortrag“. Die Phrase: „X. hat zwar absolut keine Stimme, aber er singt bewundernswürdig“, ist Pariser Ursprungs und kann auch nur von einem Pariser gewürdigt werden. Nach tausend Vorstellungen der „Madame Angot“ sang und pfiff alle Welt den Verschwörerchor so unsinnig falsch wie am

ersten Tage und die erste Wohnung, die ich in Paris hatte, wurde mir durch eine Nachbarin verleidet, welche fortwährend mit immer neuen und immer haarsträubenden Verrenkungen ein Potpourri aus der populären Operette sang. Es war Sommer, die junge Dame, eine fleißige Modistin, ging nie aus und hielt sämmtliche Fenster ihrer kleinen Wohnung den ganzen Tag offen, ich konnte also ihrem unerbittlichen Gesange nur entgehen, indem ich Haus und Wohnung wechselte. Von den unerhörten akustischen Versündigungen der „Orphéons", die im Sommer den schönen Tuileriengarten allabendlich unsicher machen, habe ich schon in einem früheren Capitel gesprochen. Die ersten Operettensängerinen gixen wie Truthühner und singen so falsch wie eine angeheiterte Köchin, das Publikum merkt das aber entweder nicht oder hält es für etwas viel zu unwesentliches, um sich dabei aufzuhalten. Im Gegentheile, so oft eine ungenirte Diva mit der Stimme an der vorgeschriebenen Note seitwärts vorbeischießt, schätzen und applaudiren die Pariser diese kühn emancipirte Vortragsweise als einen pikanten Vorzug.

Gassenhauer zeichnen sich nirgends durch sonderlichen Reichthum der Melodie und hohen Schwung der Gedanken aus; in diesem Punkte steht der Straßengesang von London und Berlin, von Wien und Rom ungefähr auf derselben Höhe. Allein die Lieder, die seit einigen Jahren in Paris die allgemeine Volksgunst erlangt haben, sind womöglich noch einfältiger, banaler und platter als die Durchschnittsgassenhauer der übrigen Großstädte. Alles Zetern und Ironisiren der großen Pariser Journale hilft nichts gegen die That=

sache, daß der musikalische und poetische Geschmack der großen Masse der Pariser eine Periode bedauerlichen Verfalls durchschreitet. Nur so erklärt es sich, daß den Thron, von dem Béranger gestiegen ist, heute solche Cretinismen wie der „Amant d'Amanda", die „Canne à Canada", „Popol de l'Entresol" oder „Anastasie" einnehmen können. Neben diesen Jämmerlichkeiten macht sich noch eine andere, ungefähr ebenso geistreiche und anmuthige Gattung von Liedern geltend, die sich ebenfalls großer Beliebtheit bei den Parisern erfreut; es ist dies das Genre der „scies" oder „Sägen", das heißt solcher Gesänge, deren eingestandener Zweck es ist, nervöse und ungeduldige Personen durch ständige, hundertmal wiederkehrende Refrains zur Verzweiflung zu bringen. Ein Muster dieser liebenswürdigen Dichtungsart ist „l'Eléphant." Die erste Strophe des Liedes lautet:

„Un éléphant,
Ça trompe (bis)
Un éléphant
Ça trompe bien souvent."

(„Ein Elephant, das betrügt — hier ist zugleich ein stupides Wortspiel mit „sa trompe", sein Rüssel — ein Elephant, das betrügt oft").

Nun hat man in den folgenden Strophen nur immer statt „Un éléphant" die nächste Zahl, „deux, trois, quatre éléphants" u. s. w. zu sagen und man kann das Lied so lange singen, bis die gemarterten Hörer dagegen revoltiren oder bis man selbst die Albernheit eines solchen Thuns eingesehen hat. Andere sehr populäre Lieder desselben Schlages

sind „Il est de Châlons“, „Ah ça commence déjà bien“ und hundert mehr.

Der allertiefste Verfall des Volksgesanges in Paris besteht aber darin, daß er ein Monopol der Bettler geworden ist. Die allgemeine Emsigkeit des französischen Volkes, sein Arbeitseifer und tiefer Abscheu vor dem Nichtsthun erstrecken sich selbst auf die Bettler und diese können es nicht leicht über sich gewinnen, die unbezahlbare, unverschämt offenherzige, behagliche Faullenzerei ihrer spanischen oder italienischen Berufsgenossen nachzuahmen und in eingestandenem Müssiggange stillschweigend ihre Hand nach dem Almosen auszustrecken. Sie haben vielmehr den Drang, einen Anschein von Thätigkeit zu entfalten und vorzugeben, daß sie für das empfangene Almosen eine Gegenleistung bieten, daß sie sich mit einem Worte ihren Bettelpfennig erarbeiten. So kömmt es, daß man nur selten vor Kirchenthüren ein altes Weib oder auf einer Brücke einen Blinden das Bettelgewerbe stillsitzend ausüben sieht, während weitaus die größte Zahl der Bettler musicirend oder singend von Haus zu Haus zieht und zum Danke für die Sous, die sie empfängt, mit ihrem Geplärre die Pariser rasend macht. Diejenigen Häuser, die das Unglück haben, einen nur einigermaßen zugänglichen Hofraum zu besitzen, werden niemals leer von diesen fahrenden Sängern, die zur Begleitung einer kleinen Drehorgel oder einer näselnden Harmonika immer dieselben unausstehlich sentimentalen Balladen oder abgedroschenen Gassenhauer singen, und zwar nicht etwa glattweg und maschinenmäßig, was vielleicht noch einigermaßen erträglich wäre, sondern zum

größten Unglück noch mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Vortragskunst, Pathos, oder fein sein wollender Pointirung, deren prätentiöse Aufdringlichkeit den Zuhörer wider Willen geradezu mit Todtschlagneigungen erfüllt.

Ein Geruch, der in beiden Fällen vollkommen derselbe ist, macht dem Mexicaner den Mund wässern, denn er erinnert ihn an sein Lieblingsgetränk, das Pulque, während er dem Europäer Uebelkeiten bereitet, weil er gewöhnt ist, ihn nur mit verwesendem Aas zu gesellen. So werden dieselben Liebeslieder, dieselben Volksromanzen den Provinzialen in gerührte Träumerei versenken, denn sie sind ihm zuerst auf blumengesäumten Wiesenpfaden im Munde einer hübschen, muntern, hellstimmigen Bauerndirne entgegengetreten, während sie den Pariser in Erbitterung versetzen, weil sie ihm nur die Sommernachmittage in's Gedächtniß rufen, an welchen ihn eine unaufhörliche Invasion von Bettelsängern trotz dringender Arbeit aus dem Hause getrieben hat.

Wenn der Pariser ein Volkslied hört, so greift er mechanisch in die Tasche, um einen Sou zu suchen. Bis zu dieser Erniedrigung ist das Volkslied in Paris gelangt.

Paris und die Fremden.

Nicht eines der wenigst interessanten Bilder, die man in Paris sehen kann, ist dasjenige, welches der große Hof des Grand Hotel oder eines anderen der mächtigen Caravanserais auf den Boulevards oder in der Rue de Rivoli an einem sonnenhellen Nachmittage bietet. Es ist ein unablässiges, buntes Schwirren und Summen wie am Flugloche eines Bienenstocks. Hunderte von Fußgängern und Wagen kommen und gehen fortwährend. In allen Sprachen Europas schnattert und plappert und lispelt es durcheinander. Eine Musterkarte von ethnischen Typen breitet sich vor unseren Augen aus. Der kleine, braune, bewegliche Spanier streift den langbeinigen, hellhäutigen, gelassenen Engländer; an der Seite des Vollblutnegers von La Martinique steht der schlichthaarige, blondbärtige Deutsche. Da überrascht eine amerikanische Schöne durch die extravagante Pracht ihrer Toilette, zu welcher der ebenso auffällige, aber weit geschmacklosere Anzug ihrer Stammesverwandten aus London einen drolligen Gegensatz bildet; dort kokettirt eine hübsche Spanierin unter ihrer Mantilla hervor. Alle diese Damen

verrathen das Bestreben, in ihrer Tracht und in ihren Façons den mustergiltigen, eleganten Erscheinungen gleichzukommen, die auf den Boulevards, im Bois und im Theater ihre geheime Bewunderung erregen, lassen jedoch in der Regel durch Uebertreibung von Details und voreiliges Erhaschen aller neuesten Modecapricen, die nicht einmal von den Pariserinen selbst noch völlig acceptirt worden sind, ihren fremden Ursprung erkennen. Und durch diese vielfarbige Menge winden und schlängeln sich scheu und begehrlich zweideutige Gestalten, die in den Hotelhöfen hinter den Fremden her sind wie auf einem frischen Sturzacker Saatkrähen hinter dem Pflüger, scharfäugig nach einer Atzung auslugend, die ihnen der Zufall in den Weg werfen kann; das ist die zahlreiche Tribus der Lohndiener, Dolmetscher, Agenten, Falschspieler, Zubringer aller Art, die den Fremden unter diesem oder jenem Vorwande der Last des mitgebrachten Goldes zu entbürden trachten. Landsleute finden sich im vielsprachigen Gewimmel; leicht gemachte Bekanntschaften vereinigen zu eintägiger Intimität Personen, die morgen wieder nach tausend Meilen von einander entfernten Punkten auseinanderfliegen werden; aus flüchtigen Begegnungen entwickeln sich Abenteuer, die einige Lebensläufe nach unvorhergesehenen Richtungen abbiegen, und der Zufall dichtet hier in einem Tage mehr Romane, als die ganze französische Unterhaltungsliteratur in einem Jahre hervorbringt.

Diese Caravanserais und die Fremden überhaupt bilden einen der charakteristischesten Züge in der Physiognomie des Pariser Lebens. Ihrer Anwesenheit verdanken die großen

Boulevards einen wesentlichen Theil ihres Lokalkolorits und jenen kosmopolitischen Parfum, der ihren Hauptreiz selbst in den Augen der erbgesessenen Pariser ausmacht. Francisque Sarcey hat in einem sehr hübschen Buche über die Belagerung von Paris meisterlich erzählt, wie eigenthümlich einförmig und öde die Stadt durch das Fehlen jener 50,000 ausländischen Reisenden wurde, die Paris nach officiellen Statistiken durchschnittlich an jedem Tage des Jahres beherbergt. Nicht als ob ein wesentliches Sinken des Spiegels der Menschenflut merkbar geworden wäre, aber ihre Oberfläche war bleiern und unbewegt und ließ das gewohnte wechselvolle Spiel der glitzernden Wogen vermissen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Fremden auffallen; da sie hier begreiflicherweise kein Interieur haben, so führen sie eine Existenz der Straße und des Marktes; sie füllen die Cafés, Theater, Restaurants, Museen und sind stets unter den Augen der ständigen Einwohnerschaft der Stadt; es ist ihre bestimmte Rolle, dem Pariser Leben einen farbenreichen äußeren Anstrich zu geben.

Und welches ist die Rolle von Paris den Fremden gegenüber? Es sind hierin große Unterschiede zu machen. Aus den civilisirten Ländern Europas und Amerikas kommen die Besucher, um die Stätten kennen zu lernen, die ein großes geschichtliches Ereigniß oder die Weihe der Kunst berühmt gemacht hat und deren Namen allen Gebildeten der Welt geläufig sind; Denker, die Anregungen, Forscher, die Studienmaterial, Sensitive, die Eindrücke, Touristen, die Wechsel suchen, junge Ehepaare, in deren

Erinnerung das Andenken an Paris mit den Süßigkeiten des Honigmondes wonnesam verschmilzt, und banale Neugierige, die einfach „auch dagewesen sein“ wollen. Neben diesem Elemente aber finden wir ein anderes, das der Halb- und Vollbarbaren, die nach Paris kommen, um sich hier zu civilisiren. Stets gibt es in Paris eine größere oder geringere Anzahl solcher Culturlehrlinge; einmal ist es ein indischer Nabob, ein anderesmal ein tunesischer oder egyptischer Großer, dann wieder eine chinesische oder japanesische Gesandtschaft, eine siamesische oder persische Studienkommission, nicht zu sprechen von den nicht minder barbarischen, nur minder fremdartigen Russen, Rumänen, Türken, Serben u. s. w., die sich zu Hunderten und Tausenden in Paris zu Westeuropäern erziehen lassen. Denn was das kaiserliche Rom der alten Welt und das päpstliche Rom den Völkern des Mittelalters war, das ist Paris der modernen Menschheit: die legendäre Stadt, der höchste und vollendetste Ausdruck der occidentalen Kultur. Wie im Alterthum ein Germanenhäuptling in der Tiefe seines finstern Urwaldes oder ein Scythenführer unter seinem Lederzelte in der entlegenen Steppe die geheimnißvolle Anziehung Roms empfand und in seinen Träumen manchmal ein verworrenes Bild der Riesenstadt sah, von deren Wundern die Sage und das Lied übertreibend erzählten, so blickt heute selbst der fernste und verschollenste Erdbewohner nach dem Leuchtthurm der Civilisation, der an den Ufern der Seine flammt und seine Strahlen bis ins Dunkel der Polarländer und der amerikanischen Urwälder sendet. Ich kenne Isländer,

die in ihren ewigen Winternächten manche lange Stunde mit Gesprächen über die Pariser Boulevards verbringen, die ihnen aus Romanen und Beschreibungen bekannt sind; in mancher Beduinen-Smalah der Sahara geht oft ein silbernes Fünffrankenstück von Hand zu Hand und alle Männer im Kreise äußern die Sehnsucht, einmal im Leben die Wunderstadt zu schauen, aus der die Münze herkömmt; Europäerinen, die orientalische Harems besucht haben, erzählen von dem leidenschaftlichen Interesse, das jede Schilderung von Paris bei den Odalisken erweckt, und wie diese nicht müde werden, nach immer neuen und neuen Details zu fragen; der hochmüthige Chinese, der von europäischer Cultur so gering denkt, kauft dennoch massenhaft schlechte — meist in Deutschland angefertigte — Steindrucke, welche ihm die berühmtesten Plätze und Monumente von Paris zeigen, und selbst bis ans Lagerfeuer des Indianers ist der Ruhm der großen Stadt gedrungen; in manchen kanadischen Stämmen besitzen alte Krieger Medaillen mit dem Bildniß Ludwigs XV. und XVI., die ihren Vorfahren von den französischen Gouverneuren verliehen worden waren, und indem sie sie vorweisen, erzählen sie der staunenden Jugend naive Märchen im Stile der Geschichten Scheherezades von der Stadt der ungeheuren Wigwams aus Stein und Gold, die ihnen die ferne Stadt des Sonnenaufgangs ist.

Der Eindruck, den Paris auf Halb- und Vollbarbaren macht, ist immer ein gewaltiger; aber die wirkliche Civilisation gewinnt dennoch nichts dabei, daß man sie in einer Millionenstadt kennen lernt. Ein regelmäßiger, stetiger

Fremdenstrom, der unablässig durch eine Bevölkerung flutet, hat nach einiger Zeit die Wirkung, die ein Lavastrom auf das umgebende Gestein und Erdreich übt. Alle die Schichten der Bevölkerung, die regelmäßig mit ihm in Berührung kommen, werden calcinirt, verbrannt, in ihrem intimsten Gefüge umgewandelt. Die festen Bahnen des Fremdenverkehrs bezeichnet überall eine specifische Corruption; selbst im bestangelegten Volke entwickeln sich unter diesen Einwirkungen häßliche Laster: Habsucht, Feilheit, Heuchelei, bedientenhaftes Wesen. Das ist in der Schweiz, an den Rheinufern, in Italien zu beobachten, aber nirgends besser als in Paris. Was der gewöhnliche Fremde hier zu sehen bekömmt, das sind eben diese Schlacken, die das Ufer des Touristenstroms bilden. Aber der europäische Culturmensch weiß, daß es Schlacken sind, und es fällt ihm nicht ein, aus ihnen auf alles Uebrige zu schließen; er unterscheidet die zweideutigen Elemente, die sich an den Fremden herandrängen, um ihn auszubeuten, von der anständigen Bevölkerung und erkennt ohne Schwierigkeit, was ein krankhafter Auswuchs weltstädtischen Lebens ist. Anders der Barbare, welcher der westlichen Cultur als ein Fremder entgegentritt. Für ihn sind die ersten Eindrücke maßgebend; Paris ist ihm die Stadt der Civilisation par excellence; was er hier sieht und beobachtet, beeilt er sich zu verallgemeinern, und alle Erscheinungen, die er wahrnimmt, sind ihm typische Verkörperungen jener occidentalen Cultur, die man ihm so sehr gepriesen hat.

Was sieht aber der Fremde der Kategorie, die ich hier

vor Augen habe? Gewöhnlich nicht die Hörsäle der Fakultäten und die Laboratorien der Gelehrten, die Maschinenräume der großen Fabriken und die Bureaux des Welthandels; und selbst wenn er sie sähe, so würde ein flüchtiger Besuch ihn weder über ihre Bedeutung noch über ihren Nutzen aufklären. Dagegen sieht er ganz bestimmt die Cocotten auf der Straße und den Cancan in Mabille, das raffinirte Laster in seinen leicht zugänglichen Schlupfwinkeln und das Spiel in den glänzenden Clubs und es wird ihm weit leichter, die Bedeutung dieser Erscheinungen zu begreifen. Ist er reich und vornehm, so wird er außerdem von elegant gekleideten Bettlern und kecken Industrierittern behelligt werden. Erfinder werden ihm einen neuen Flugapparat, Finanziers ein Projekt zur Canalisirung der Sahara vorlegen; ein Vermittler wird ihm „billige" Diamanten zum Kaufe anbieten, ein fuseldunftender Bohème ihn um die Erlaubniß bitten, ihm ein Werk über die Rolle der Watte in den Ohren zur Zeit der Karolinger widmen zu dürfen; eine Gesellschaft zur Verbreitung der Hosenträger unter den Bewohnern Neu-Guineas wird ihn zum Ehrenmitgliede wählen, ein Mann mit Titeln und Orden ihm die Einführung in fröhliche Kreise des Lebensgenusses vorschlagen, Alle aber werden nach einer verschieden klingenden Einleitung stets ein und dasselbe Wort auf den Lippen haben, das Wort: „Geld!"

Nichts ist in dieser Hinsicht lehrreicher als die Erfahrungen, welche einzelne exotische Fürsten und Grandsseigneurs wie der Sultan Abdul-Aziz, der Schah Nassr-Eddin, der

Seyd Barghasch von Zanzibar, der Nabob Salar Dschang in Paris — und übrigens auch in London — gemacht haben. Man konnte offene und verkappte Bettler schwerer von ihnen abwehren als Fliegen von einem geöffneten Honigfasse. Mit Ausnahme der höchsten Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kamen, suchte ihre ganze übrige europäische Umgebung etwas Gold, einen Orden, einen Titel von ihnen auszupumpen. Das Tagebuch, das der Schah über seine europäische Reise veröffentlicht hat, läßt trotz seiner Trockenheit und Banalität dennoch an manchen Stellen die Verachtung durchschimmern, welche diese Zudringlichkeit dem Orientalen eingeflößt hat.

Die Barbaren sehen also in Paris fast immer nur die Schattenseiten der Civilisation und beurtheilen die letztere nur nach jenen. Die Lichtseiten, deren Verständniß Arbeit und Geduld erfordert, entgehen ihnen fast vollständig. Was haben die Rumänen in Paris gelernt? Gassenhauer und Chahut. Es gibt in Bukarest eine Menge Cafés chantants und Bälle, aber noch immer keine gute Hochschule, keine großen Fabriken, keine Kunstakademie, trotzdem die vornehmen Rumänen seit sechzig Jahren zwischen der Madeleine und der Rue Drouot die Cultur studiren. Was hat der Vicekönig von Egypten von seinen Pariser Fahrten mitgebracht? Einen hochentwickelten Geschmack für Champagner und Offenbach'sche Operetten, namentlich wenn sie von Fräulein Schneider gesungen werden. Die Russen, die in Paris gelebt haben, werden mit Vorliebe Nihilisten. Sie empfinden eine tiefe Geringschätzung für die westliche Cultur

und träumen deren Zerstörung und Rückkehr zur naiven Wildheit der Urzustände. Alle diese Fremden haben einen häßlichen Geruch von Fäulniß in der Nase, wenn sie Paris verlassen; sie verachten die neue Cultur, die sie kennen gelernt haben, und es lebt in ihnen etwas wie der selbstgefällige Gedanke: „Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen."

Wie sollen sie auch auf andere Gedanken kommen? Die Civilisation, die ihnen in Gestalt von Cocotten und Baccarat-Spielern, von Operettentheatern und Cabinetsparticuliers, von Borgern und Industrierittern entgegentritt, hat nichts Gefälliges, nichts zur Nachahmung Anregendes an sich. Und diese allein drängt sich an sie heran. Die eigentliche Civilisation aber sehen sie gar nicht oder wenn sie sie sehen, so verstehen sie sie nicht. Entschieden, die Millionenstädte mit ihren gleißenden Lastern an der zugänglichen Oberfläche und ihren diskretern Vorzügen in der versteckteren Tiefe sind Hochschulen der Cultur, an denen unvorbereitete Barbaren nichts Ersprießliches lernen können.

Ende des ersten Bandes.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





